HD WIDENER
HW SPFZ N

Digitized by Google

HARRASSOWITZ
LIBRARY AGENT
:LEIPZIG:

4765
D47/172
coll epist
T. Kempis

48597.7

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

HUGO REISINGER

OF NEW YORK

"For the purchase of German books"

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der gehörnte Siegfried ein Volksroman.

Erster Theil.

von

Christian Wilhelm Kindleben,
der Weltweisheit Doktor und der freyen Künste Magister.

Neue, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe.

1783.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meine Herren!

Wem könnte ich mit mehreren Rechte diese neue, ganz umgearbeitete Ausgabe des gehörnten Siegfrieds zueignen, als Ihnen, die Sie nun einmal von dem Verhängniß dazu bestimmt sind, mit oder ohne Ihren Willen, wo nicht im eigentlichen, doch im uneigentlichen Verstande, Hörner zu tragen.

Der Held dieser Geschichte war auch ein Hörnerträger, (ein ganz

besonderer Zufall brachte ihm diesen ungewöhnlichen Auswuchs zuwege,) aber er war es nicht in dem Verstande, wie Sie, denn er hatte noch zur Zeit, da er so manches Abentheuer bestand, keine Gemahlinn. Als er endlich, den ältesten Nachrichten zufolge, des ritterlichen Lebens überdrüßig wurde, und zum höchsten Beweis seiner Tapferkeit, eines Königs Tochter, welche einige Florigunde, andere Adelgunde nennen, aus dem Rachen des Drachen, der sie auf dem sogenannten Drachenstein gefangen hielt, erlöset hatte, da legte er sich seine schöne Errettete zum ehelichen Gemahl bey, aber leider! nur acht kurze Jahre dauerte diese

Ehe-

Ehestandsfreude; seine Schwäger wurden eifersüchtig und neidisch auf ihn, weil er bey den ritterlichen Spielen, Turnieren, und dergleichen, immer den Preis davon trug, und von jedermänniglich gelobt und bewundert wurde. Einer derselben brachte ihn meuchelmörderischer Weise auf der Jagd ums Leben.

Da er sichs nun um den Besitz seiner Gemahlinn, die seinen frühen und grausamen Tod bitterlich beklagte, und ihn nachdrücklich an dem Thäter rächte, blutsauer werden ließ, und Leib und Leben dran wagte, um sie dem Ungeheuer, welches sie entführt hatte, und ge-

fesselt hielt, zu entreissen: so hatte er von ihr keine Untreue zu besorgen; niemand wagte sich an sie; denn wer den gehörnten Siegfried zum Hahnrey machen wollte, der setzte sich eben der Lebensgefahr aus, als wenn er sich in einem Kampf mit dem ungeheuersten Drachen, oder mit dem Beelzebub selbst, der zum öftern Drachengestalt annehmen, und denen, die ihm hofiren, große Schätze zuführen soll, eingelassen hätte.

Ueberdies lebten die Weiber der damaligen Zeit viel züchtiger und eingezogener, als die unsrigen. Die Männer dieses längstvergangenen Zeitalters liessen nicht mit

sich

sich spasen. Wenn ein Rittersmann seine Gemahlinn bey einem frechen Buhler antraf, so muste sie ohne Barmherzigkeit, wär' sie auch die gröste Schönheit gewesen, des bittern Todes sterben.

Unsre Ehemänner mit den kleinen Chapeaubashütchen, feinen Busenstrichen, und wohlriechenden, wohlgepuderten Haaren, sind nun freylich so unbarmherzig und rachgierig nicht, und wie voll würden nicht die Gottesäcker und Beerdigungsplätze werden, wenn jeder Ehemann, dem sein junges Weib nicht Farbe hält, es so genau nehmen wollt, wenn er gleich, nach der Sitte der Vorfahren, in sei-

nem Zorn ergrimmen, und mit dem Schwerdt drein schlagen wollte.

Ich kanns Ihnen warlich nicht verdenken, meine Herren, wenn Sie mit Ihren Hausfrauen fein säuberlich umgehen, und Ihr Hauskreuz in Geduld ertragen. Denn Horazens Ausspruch: Geduld macht leicht und erträglich, was nicht zu ändern ist, ist warlich ein goldnes Sprüchlein, welches sich jeder in seine Schreibtafel oder an die Thür seines Schlafkabinets schreiben sollte. Ich setze voraus, daß Sie, meine Herren, nach der vornehmen und gesitteten Herren Weise, Ihr eigenes Schlafkabinet haben, und sich nicht mit Ihren

Frau-

Frauen zusammenbetten werden; denn diese Gewohnheit des Zusammenschlafens gehört nur für den gemeinen Mann.

Ob Sie übrigens den Horaz, den Fürsten der römischen Dichter, der unter andern verliebet, wie ein Ohrwürmchen, und der Wollust, von welcher noch so ausschweifenden Gattung sie seyn mochte, in einem sehr hohen Grad ergeben war, gelesen und studirt, oder gar manche Stellen daraus zu Ihrer Seelenerbauung auswendig gelernt, oder, ob Sie von dem allen nichts gethan, sondern lieber zu Ihrem Trost und zur Prüfung Ihrer Geduld ein deutsches, neues Gesangbuch, sonderlich

derlich das allerneueſte, welches, leider! zum Aergerniß aller derer, die da wiſſen, was Poeſie, und inſonderheit geiſtliche Dichtkunſt iſt, in Berlin zu Anfange dieſes Jahres herausgekommen iſt, geleſen haben, das kümmert mich nicht.

So lange die Welt ſteht, (und ſchier möchte ich glauben, ſie würde nie untergehen, ſollte man mich auch wegen dieſes Glaubens verketzern,) wird es ſchwerlich in dem lieben Eheſtande anders werden, als es jetzt iſt; denn es geſchieht nichts neues unter der Sonne; alles, was wir ſehen und hören, iſt ſchon einmal da geweſen, und kömmt auch gewiß nach Verlauf einiger

einiger Zeit wieder zum Vorschein.

Tragen Sie also, meine Herren, wes Standes oder Würden Sie seyn mögen, (ich) wiederhole meine gutgemeinte Erinnerung,) Ihre Hörner als Philosophen, als Männer, die von der Unvermeidlichkeit des Schicksals und von den großen Werth des Hausfriedens, der so leicht gestört werden kann, überzeugt sind, als Männer, die ihren Nachbarn und guten Freunden auch ein Vergnügen gönnen, und welche gelernt haben, sich über Kleinigkeiten hinwegzusetzen. —

Wenn

Wenn nachstehende Geschichte des gehörnten Siegfrieds, (den Sie schon seiner Hörner wegen lieb gewinnen müssen,) Ihren Beyfall erhält, und Ihnen bey den mannichfaltigen Beschwerden, welche der Ehestand bey sich führet, zu einiger Erholung und Belustigung gereicht, so soll mir dies ein süsser, erwünschter Lohn für meine Arbeit seyn.

Ich bin ꝛc.

Vorrede.

Wundre dich nicht, lieber Leser, daß wir dir, in Kraft unsrer schriftstellerischen Freyheit, einen altfränkischen Roman, der vor hundert Jahren Mode, und insonderheit die Lektüre der Ammen und Trödelweiber war, in einem neuen Gewand, und mit einer neuen Brühe versehen, auftische. Den Grund davon kannst du leicht errathen. Till Eulenspiegel, poßirlichen Andenkens, der ein mitleidiger und für die Unterhaltung seiner Zeitgenossen besorgter Gelehrter, auch der Vergessenheit entrissen, und in einer ganz neuen, veränderten Gestalt auf den Schauplatz gebracht hat, war ein pudelnärrischer Kerl, der auf

nichts weiter ausgieng, als die Leute zu Honecken, in Schaden zu bringen, und sich dann, wenn er einen Streich ausgeführt hatte, auf ihre Kosten lustig zu machen. Doch du weißt es selbst, lieber Leser, was für ein Schadenfroh und Lustigmacher er war.

Der gehörnte Siegfried hingegen, dessen Schicksale und Begebenheiten wir in diesem Buche erzählen werden, war ein ganz andrer Kerl; er war ein Ebentheurer und Rittersmann von der ersten Größe, der sich durch manchen Strauß hindurch kämpfte, manch fürchterliches Unthier, Drachen, Riesen, und wie die menschlichen und thierischen Ungeheuer alle heissen mögen, erlegte, und mancher feigen Menge, die ihm in den Wurf kam, die Seele ausblies.

Die

Die edeln Ritter und tugendbelobten Damen der damaligen Zeit erstaunten ob seinen Heldenthaten, die ehrbaren Jungfrauen hohen und niedern Standes wetteiferten, ihm durch ihren Liebreiz zu gefallen, und die alten, triefäugigten Matronen, die mit dem Kopf schüttelten, flüsterten sich einander vertraulich ins Ohr, er müsse mit dem Teufel, Gott sey bey uns! ein Bündniß gemacht haben. Kurz, der gehörnte Siegfried erregte bey Jungen und Alten allgemeine Aufmerksamkeit; er war das Schrecken der Zaghaften und der Weichlinge, und der Ruhm seiner Thaten erscholl in die entferntesten Gegenden.

Sonach ists wohl der Mühe werth, daß wir ihm durch eine neue Ausgabe und Beschreibung seiner wunderbaren

Be-

Begebenheiten gewissermassen ein Denkmal stiften, welches seinen Namen auf die Nachkommenschaft bringt, und welches er gewiß mehr, als Till Eulenspiegel, verdient. Du wirst neugierig seyn, lieber, freundlicher Leser, zu wissen, warum der Held dieser Geschichte nun eben der gehörnte Siegfried hieß; aber du wirst so gut seyn, und deine Neugierde bis auf die folgenden Bogen verspaaren, wo wir unsre Erzählung versprochener massen beginnen, und von allem, was dir nöthig zu wissen ist, hinlängliche Auskunft geben werden. Gehab dich wohl!

Erstes

Erstes Kapitel,

worinn etwas kritisirt, präludirt und phantasirt wird.

Wir habens gelesen, nicht, um uns daraus zu unterrichten, oder drob zu lachen, (denn das vermochten wir nicht) sondern nur, um ohngefähr die Einrichtung zu schauen — es ist traun! ein drollichtes Büchlein, der neue Till Eulenspiegel, läßt sich wohl einmal bey müs-

sigen Stunden und bey einer Pfeife Toback lesen; — mag auch wohl hie und da, in Osten und Westen (denn dergleichen Waaren werden weit und breit versandt) seine Abnehmer und Liebhaber gefunden haben; — es steht aber doch, mit Ehren zu melden, so viel trockenes, faades, unzusammenhängendes Zeug darinn, daß es uns dafür zu eckeln begunnte, und wir den Schluß machen musten, dergleichen Schmickschmack könne unmöglich den zarten Gaumen unsrer aufgeklärten Zeitgenossen behaglich seyn.

Insbesondere hat die im zweyten Theil befindliche musikalische Komposition eines sogenannten Damensgesprächs, oder vielmehr alten Weibergekakles, die so sehr ins Kindische und Abgeschmackte fällt, und, um das Buch voll zu machen, sechzehn Seiten oder Blätter einnimmt, unsern ganzen Unwillen erregt.

Sey

Sey übrigens der Verfasser, wer er wolle; wir haben nichts mit seiner Person, sondern nur mit diesem seinem Produkt, zu thun, mit dem es schon gegen das Ende des ersten Theils mißlich aussieht, weil er, um sich aus dem Handel zu ziehen, die Ausarbeitung des zweyten Theils einem andern, einem gewissen **Putzweckius** aufgetragen zu haben vorgiebt. Sind das nicht Autorkniffe!! —

Aus dem, was bisher gesagt und verhandelt ist, werden unsre geneigten Leser ohnschwer abnehmen können, daß wir, die wir bisher unsre Originalität, wie das **Mädchen von Orleans** weiland ihre Jungferschaft, rein und unbefleckt zu erhalten suchten, weit davon entfernt sind, den ehrsamen, wieder aufgewärmten, und in eine neue Form gegossenen **Till Eulenspiegel** nachzuahmen, und uns

denselben zum Muster oder Vorbild zu setzen.

Wir werden vielmehr bey der Erzählung der Begebenheiten unsers gehörnten Siegfrieds, von dem wir schon in der Vorrede ein günstiges Vorurtheil erwartet haben, unsern eigenen Gang gehen, unserer eigenen Laune den freyen Lauf lassen, und uns bemühen, die Erwartung unsrer Leser zu befriedigen.

Zwar ist's mit dem Befriedigen solcher Erwartung, wegen der Verschiedenheit des Geschmacks, wegen des Eigensinns vieler Leser und Bücherkäufer, und um mancher anderer Ursachen willen, so eine eigene, mißliche Sache, wobey viel auf Zeit und Glück ankommt. Weil indeß die meisten Schriftsteller ein weites Gewissen haben, so setzen sie sich, über solche Bedenklichkeiten

hin-

hinweg, und, wenn sie meynen, ihre Sache gut gemacht, und ihren Gegenstand gehörig bearbeitet zu haben, so lassen sie sich um das übrige unbekümmert, sobald das stipulirte Honerarium, blank und baar, in ihren Händen ist. —

Der Verfasser des umgeschaffenen **Till Eulenspiegel** hat für gut gefunden, ein Bröcklein aus der alten Historia von Wort zu Wort abdrucken zu lassen, ohnstreitig, weil er vermuthete, daß wenige den alten **Eulenspiegel** gelesen hätten. Wir werden die ganze alte Geschichte des **gehörnten Siegfrieds**, wie sie noch immer für weniges Geld zu haben ist, zum Grunde legen, dem Verfasser in der Hauptsache folgen, da, wo er Lücken ließ, solche durch die in Händen habenden geheimen Nachrichten ergänzen.

Ueberhaupt wollen wir es uns angelegen seyn lassen, das Büchlein so aufzustutzen, daß jedermänniglich seine Freude daran haben, und, wenn ers gelesen hat, verwundrungsvoll ausrufen soll: Ja, der gehörnte Siegfried, das war noch ein Mann, der sich sehen ließ, und seinem Zeitalter Ehre machte!

Wie eigenliebig der Verfasser von der Beschaffenheit und von dem Erfolg seines Werkchens urtheilt, wird hier mancher mit Naserümpfen und mit einem wohlgefälligen Seitenblick auf sein theures Selbst, oder auch wohl gar mit bedeutungsvollen Achselzucken ausrufen: Mag er doch! Was kümmerts uns? Wir sind schon längst in der Schule der gesunden Moral, woraus aller gelehrter Schwindel und alle Pedanterey verbannt ist, unterrichtet worden, daß die wahre Demuth, die so oft mit Gleißnerey

rey und Niederträchtigkeit verwechselt wird, darinn besteht, seinen wirklichen Werth zu fühlen, und gegen stolze und eigensinnige Thoren, die uns durchaus demüthigen und einschränken wollen, zu behaupten, dagegen aber auch seine Mängel zu erkennen, und sich dieser Erkänntniß gemäß zu verhalten.

Ob und in wie weit diese Aeusserungen mit den nachstehenden Begebenheiten des gehörnten Siegfrieds zusammenhängen, und darinn Einfluß haben, das mögen sich unsre lieben Leser selbst abstrahiren. Wir wollens Ihnen nicht vormachen, denn sie sind alt und klug genug, sie mögen selbst prüfen und urtheilen. Es ist freylich eine edle Sache um den Zusammenhang; das wuste jener Dorfschulmeister, indem er seinen Untergebenen den geraden Zusammenhang der Himmelfahrt Eliä mit der im

neuen Testament befindlichen Geschichte des armen Lazarus rechtfertigte, der getragen ward von den Engeln in Abrahams Schooß. Zusammenhang, Kinder, sprach er, und wiederholte es oft, das ist die Seele! —

Zweytes Kapitel,

handelt von Menschenkarrikaturen und großen Männern, von Pröbsten und ihren Amtsgehülfen. Siegfried mit dem Horn macht Anstalt, auf der Bühne zu erscheinen.

Wer eine Zeitlang in der Welt gelebt, und den Menschen nicht aus Büchern studirt, sondern Erfahrungen über den Menschen, über seine Schwächen, Herzensblößen, Talenten und Verdienste, al-

les

les gegen einander abgewogen, angestellt hat, der wird angemerkt haben, daß alle Jahrhunderte eine bestimmte, aber kleine Anzahl von Menschen gebohren wird, die sich theils durch ihre hervorstechende moralische Schönheit und geniemäßige Originalität, theils durch ihre moralische, oder auch physikalische Häßlichkeit hervorthun, und, jeder in seiner Art, berühmt werden.

Die letzteren, welche im natürlichen, physikalischen Verstande, verzerrte, verstellte Gesichtszüge haben, die den Menschenantlitz kaum ähnlich sehen, pflegt man mit einem Kunstwort, welches aus der Mahlerey entlehnt ist, Karrikaturen zu nennen. Solcher Mißgeschöpfe giebt es freylich sehr viele. Das gemeine Sprüchwort sagt: daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne; wenn dieß gleich nicht allemal wahr ist, denn selten ist eine

Regel ohne Ausnahme, so lehret doch die Erfahrung, daß solches in sehr vielen, wo nicht in den meisten Fällen, statt findet. Dagegen ist es auch auf der andern Seiten nicht weniger wahr, daß gemeiniglich häßliche Körper von häßlichen Charakteren und Gesinnungen begleitet werden, und daß die häßlichen Leute sich einander eben so leicht und bald lieb gewinnen, als wohlgebildete Personen, deren harmonischgesinnte Seelen sich bey der ersten Zusammenkunft einander lieben und werthschätzen.

Davon wollen wir ein Beyspiel, welches sich vor ohngefähr zwey Jahren in dem Lande eines großen und kriegerischen Fürsten zugetragen hat, zum Beweise anführen. Ein gewisser Probst, oder Geistlicher Oberaufseher, den die Natur, in Ansehung seiner Bildung, als eine wahre Stiefmutter behandelt, und ihm alles Empfehlende im

Aeus-

Aeuſſerlichen verſagt hatte, ordinirte einſt einen jungen Kandidaten, der ihm ſehr ähnlich ſahe, und ihn an Häßlichkeit noch übertraf, zu einer Predigerſtelle in einer benachbarten großen Stadt. Der Probſt hatte an den Kandidaten einen ſolchen Wohlgefallen, daß er ihn gleich in den Schrein ſeines Herzens einſchloß, und ihn ſeiner hohen Gewogenheit verſicherte.

Es währte nicht lange, ſo ereignete ſich für den Probſt eine bequeme Gelegenheit, ſeinen mit ihm harmoniſchgeſinnten Liebling glücklich zu machen. Der Probſt muſte nämlich alljährlich ſeine weitläuftige Dioeces bereiſen; da er nun alt und ſchwächlich war, ſehnte er ſich nach einem ſogenannten Adjunktus, (in Sachſen nennen ſie es Subſtituten) der ihm ſeine Laſt könnte tragen helfen. Er beſann ſich nicht lange, wen er wohl hiezu vorſchlagen könnte. Denn dieſe

geistliche Stelle wurde allemal von dem Landesherrn unmittelbar vergeben, und wen der Probst zu seinem Adjunkt oder Nachfolger empfahl, den pflegte der Landesherr gemeiniglich anzunehmen.

Er reisete also nach B * * ließ den jungen Prediger, den er vor zwey Jahren ordinirt hatte, zu sich kommen, und that ihm den Vorschlag, ob er Lust hätte, sein Adjunkt, und vielleicht, wenn er mit Tode abgienge, sein Nachfolger zu werden. Der Prediger nahm, wie man leicht denken kann, dieses Anerbieten seines Gönners mit beyden Händen an, und nachdem der Probst von dem regierenden Herrn die Erlaubniß, diesen jungen Mann zu seinem Gehülfen anzunehmen, erhalten hatte, so schickte er ihn in der Qualität eines adjungirten Probstes in seine Dioeces, wo dieser neugebackene Probst, ein stolzes, eigenliebiges Männ-

lein

lein, sonderlich den armen Landpfarrern, die zum Theil mehr wirthschaftlich, als auf das Studiren bedacht waren, viel zu schaffen machte, und ihnen ihre Schwäche mit vieler Bitterkeit vorrückte, wodurch er sich nicht allein bey den Pastoren, worunter es viele alte, würdige Leute gab, sondern auch bey ihren Familien und bey ihren Gemeinden verhaßt machte.

Die Dioecesanen waren gar nicht mit diesem neuen Probst, der so eigensinnig, murrköpfisch, und von seinen Wissen aufgeblähet war, zufrieden, sie sahen ihn lieber gehen, als kommen, und sie hätten gern ihren alten Probst behalten, denn dieser war sehr herablassend, und ließ fünf gerade gehn, wie man im Sprichwort sagt. Denn er wuste wohl, daß den Landprediger, zumal, wenn er eine starke Familie hat, oft die Noth treibt, sich der Wirthschaft zu erge-

ben,

ben, bey den Geschäften des Ackerbaus, woraus er seine Einkünfte nehmen muß, selbst mit Hand anlegen, und über der Oekonomie, die ihn nebst den Seinigen nähret und kleidet, sein bisgen akademische Gelehrsamkeit, die ohnehin seinen Bauern nicht viel nützen würde, auszuschwitzen. —

Der neuadjungirte Probst war noch auf der Reise in seiner weitläuftigen Dioeces begriffen, und befand sich eben bey einem Prediger in einem kleinen Städtchen, mit dem er weiland studirt hatte, als bey ihm die erfreuliche Nachricht eingieng, daß sein Senior plötzlich gestorben, und an einem Krebs, den er nicht hätte hinunterbringen können, erstickt sey. Sogleich riß er sich aus den Armen seines Freundes, der ihn treflich regalirt hatte, los, und eilte zur Residenz des Fürsten, um bey demselben die Bestätigung in der Probstwürde zu suchen; er erhielt sie

auch

auch ohne Mühe, weil der Fürst in solchen Dingen, welche die Geistlichkeit betreffen, eben nicht skrupulös war, und sich auch nicht viel darum bekümmerte. Doch redete er den neuen Probst, als sich dieser für die erlangte Würde, die ihm jährlich über tausend Thaler einbrachte, bedankte, also an: „Ich „habe ihn zum Probst gemacht; nun sey er „es auch, und sorg' er dafür, daß mir kei„ne Ignoranten und schlechte Leute ins Amt „kommen, sonst kann er sich zum T— — „scheeren."

Der neue Probst, dieser landesväterlichen Erinnerung, und des Trumpfs, der darauf gesetzt war, eingedenk, warf sich ins Zeug, studirte vor dem Spiegel seine ehrwürdige Respekt und schüchterne Bewundrung erregende Probstmiene, fragte seine Frau öfters, ob ers so recht machte, und wenn sich Kandidaten zur Prüfung und Or-

dination bey ihm meldeten, so schuhriegelte und pisackte er sie, daß ihnen der Angstschweiß ausbrach; viele derselben wies er oft aus Eigensinn ab, nachdem er sie vorher durch sein mürrisches und hochtrabendes Wesen intimidirt hatte, um sich das Ansehen eines gewissenhaften Oberaufsehers über die Schäflein Christi und ihrer Seelenhirten zu geben. Sein Vorweser hatte es immer beym Alten gelassen, weil er ein Feind aller Neuerungen war; dieser aber reformirte den Katechismus, das Gesangbuch, kurz, die ganze Liturgie, und führte eine neue Lehr- und Predigtmethode ein, darob der gemeine Mann Nasen und Ohren aufsperrte, und der aufgeklärte Gottesverehrer den Kopf schüttelte. Die Bibel wollte er in einen kurzen Auszug bringen, und, was ihn nicht behagte, daraus weglassen; weil aber der Lerm über das Beginnen dieses neuen Reformators zu groß ward, und bis zu den

Ohren

Ohren des Fürsten drang, so wurde ihm solches untersagt, und er wurde angewiesen, in Religionssachen und deren Abänderung behutsam zu gehen, widrigenfalls man ihn dimittiren würde. Dieses war keine geringe Demüthigung für ihn und für seinen unerträglichen Stolz.

Dieser junge Probst also, den nicht sein Geschick und sein Predigtamt, sondern sein blindes Glück, und der Zufall mit dem Krebse, der seinen guten Senior urplötzlich in die andere Welt schickte, zu dieser Würde erhoben hatte, gehörte ohne Widerrede, sowohl, was seine physikalische Bildung, insonderheit seine Gesichtszüge, als auch, was seinen moralischen Charakter betrift, zu den auffallenden Menschenkarrikaturen und Mißgeschöpfe, mit denen man nicht gern etwas zu thun hat, die man im Vorbeygehen ansiehet, und verachtet. Denn er

war nicht allein die Geissel der Kandidaten und Prediger, die seinem geistlichen Scepter unterwürfig waren, sondern er führte auch einen schlechten und mißvergnügten Ehestand. Er hatte eine hübsche sittsame Frau aus B** von guter Familie geheirathet, die seinem Hauswesen ganz wohl vorstand, und sich ihrem Manne gefällig zu machen suchte. Dieser machte er darüber, daß sie ihm kein Vermögen zugebracht hatte, welches er doch vorher wuste, allerley kränkende Vorwürfe, und verbitterte sich und seiner Ehegattin auf solche Weise das Leben, welches er bey seiner guten Einnahme so vergnügt zubringen konnte.

Doch genug von diesem Glückskinde und von diesem Muster des geistlichen Stolzes! Wir wollen noch einen Augenblick zu den großen Männern zurückkehren, und dann von ihnen eine kurze, vorläufige Anwendung

auf

auf unsern Siegfried machen, der unter ihnen eine glänzende Rolle behauptet.

Daß der großen Männer alle Jahrhunderte nur wenige gebohren werden, daß sie nicht in Menge, wie die Pilze hervorwachsen, und daß sie ihrer Seltenheit wegen destomehr zu schätzen sind, das haben wir schon oben erinnert. Nun aber herrscht unter ihnen, in Ansehung dieser Geistesgröße, eine starke Verschiedenheit. Mancher erwirbt sich durch Wissenschaften und Künste, mancher durch neue, gemeinnützige Erfindungen, ein dritter durch ritterliche Uebungen und Heldenthaten den Namen eines großen verdienten Mannes, mit dem unser leichtsinniges, durch einen falschen Geschmack verwöhntes Jahrhundert oft nur gar zu verschwenderisch umgeht.

Von der letzteren Art der durch ritterliche Tapferkeit und durch viele glücklich bestandene *) Ebentheuer berühmt gewordenen Männern, war unser gehörnter Siegfried, dem es nicht leicht einer in der Kunst, zu siegen, hervorthat, und dem wunderselten ein anderer Rittersmann, keck und kühn, einen Strauß abgenommen, denn er nahm's wohl mit dem ungeheuersten Riesen auf, wie aus seiner folgenden Geschichte erhellen wird.

*) Ein Abentheuer oder Ebentheuer bestehen, hieß in der alten, deutschen Sprache: einen gefährlichen, kühnen Streich, den man sich durchzusetzen vorgenommen hat, glücklich ausführen.

Drittes Kapitel,

handelt von Hörnern, ihren verschiedenen Gattungen und ihren mannichfaltigen Gebrauch.

Ein gewisser Dorfprediger aus dem Rübenlande, wo der Sand wohlfeiler, als der Kaffee, ist, der sich in die sogenannten Witzeleyen, welche ins Platte und Niedrige fallen, verliebt hatte, sagte einst zu seiner Dorfgemeine auf der Kanzel, vermuthlich, weil er nichts gescheiteres zu sagen wuste, und weil sein Kopf so leer, als sein Kornboden war: (ich denke, es geschahe in einer Leichenpredigt) „Es giebt mancherley Nüsse, meine Freunde! Leichenbegängnisse, Bekümmernisse, Ereignisse, „gute und böse Kopfnisse, welsche Nüsse u. „s. w.“ So möchten wir auch sagen: es giebt mancherley Hörner, Nachtwächter-

hörner, Menschen- und Ehestandshörner, Hirten- und Schäferhörner, Jagdhörner, Altarshörner und dergleichen, alle zu verschiedenen Gebrauch bestimmt.

Die letzten waren sonderlich im alten Testament Mode, und dienten vorzüglich zu einer Zuflucht für die Missethäter; denn welcher Verbrecher, den die Gerechtigkeit verfolgte, diese Hörner ergriff, der war in so weit vor der Strafe gesichert, und durfte nicht angetastet werden, weil der Ort heilig war. Man hat mit diesen heiligen Zufluchtsörtern in den vorigen Zeiten viel Mißbrauch getrieben, und es ist dadurch mancher Böswicht, dessen Leben eine zusammenhängende Kette von verschiedenen Lastern war, in seiner Bosheit bestärkt, und zu mehreren und größeren Frevelthaten verleitet worden. —

Es

Es giebt ferner thierische Hörner. Dem Vieh hat die Natur die Hörner theils zur Zierde, theils dazu gegeben, daß sie sich gegen andere Thiere, welche sie angreifen und überwältigen möchten, vertheidigen könnten. Man macht von einigen dieser Hörner auch Gebrauch in der Medicin. Die Alten pflegten den Ochsen, wenn sie wild und stößig waren, ein Büschel Heu um das eine Horn zu binden, damit sich jedermann vor ihnen in Acht nehmen könnte.

Nachtwächterhörner geben keine liebliche Musik, sondern sind, wenn sie geblasen, oder wie man insgemein sagt, getutet werden, den Ohren lästig. Die meisten Nachtwächter haben in ihrem Tuten, in ihrem Abrufen, in ihrem Singen etwas eigenes. Manche bedienen sich statt des Horns einer Knarre, die aber dem Ohr noch unleidlicher ist, und den Hypochondristen, wenn er

drauf horcht, sicher um einen Grad mißmüthiger macht. — Doch Klappern, spricht man, gehört zum Handwerk.

Jagdhörner — dabey ist nicht viel zu erinnern, denn jeder, der vom Handwerk ist, weiß, wozu sie gebraucht werden, und wie sie beschaffen seyn müssen. Nur dies müssen wir bey Gelegenheit der Jagdhörner anmerken, daß der Weidmann von Profession gemeiniglich eine gewisse Rauhigkeit der Sitten, und auch wohl gar bisweilen etwas Herzenshärte von seinen Geschäften davon trägt, so wie der Krieger, der gleichsam beständig im Menschenblute wadet, oft, ohne daran zu denken, seinen guten, menschenfreundlichen Charakter in einen ungestümen, menschenfeindlichen umwandelt.

Die Jagdhörner geben uns ferner Anlaß zu dem Wunsch, daß doch die großen

Her-

Herren, die so unnatürlichen und grausamen Parforcejagden abschaffen, und die Kosten, die sie darauf verwenden, zur Unterstützung ihrer armen Unterthanen, oder zur Erbauung eines Findelhauses anlegen möchten. Ergötze sich an der Todesquaal eines armen, gejagten Thiers, wer da will; für zarte und edle Seelen werden sich schon andere und reellere Vergnügungen finden, als die leidigen Parforcejagden sind.

Hirten- und Schäferhörner — Diese Instrumente, wodurch unsre Dorfhirten das Vieh zusammenblasen, sind von ganz andrer Art, als diejenigen, deren sich ehedem Arkadiens Schäfer und Schäferinnen, empfindsamen Andenkens, bedienten, um ihre Heerden in Ordnung zu halten. Ein arkadisches Haberrohr mit einem deutschen Hirtenhorn verglichen; ja, das ist ein gewaltiger Unterschied. Der Ton des

letzteren würde Menschen und Vieh in der ehemaligen anmuthigen Schäferwelt, die Köpfe schwindlicht gemacht haben. Doch jedes Land hat seine Weise, wie jeder Narr seine Kappe. —

Menschen- und Ehestandshörner! — lieben Brüder und Schwestern, die ihr dieß Büchlein leset, wie wird euch bey diesem Gedanken und bey dieser Benennung zu Muthe? Ein jeder fühle in seinen Busen, und — wer das Ding nicht ändern kann, der beruhige sich, und denke: es ist der Lauf der Welt! es geschieht nichts neues unter der Sonne!

Wir könnten von sothanen Ehstandshörnern, die nun einmal in der besten Welt, in Europa, Asia, Afrika und Amerika, nur mit verschiedenen Modifikationen, gäng und gebe sind, mehr, als ein Kapitel

schrei-

schreiben, und würde doch nicht fertig werden; so reichhaltig und fruchtbar ist diese Materie, fruchtbar, wie der liebe Ehestand selbst, zumal, wenn des unvermögenden Mannes Stelle, mit dessen stillschweigender Einwilligung, durch einen vermögenden, vollkräftigen, allezeit fertigen Freund und Substituten ersetzt wird, der dafür sorgt, daß der Stamm nicht ausgehe, woran oft in Familien sehr viel gelegen ist.

Es ist doch sonderbar, daß man die Ehestandshörner gemeiniglich nur den männlichen Geschlechte zueignet, und das weibliche davon ausschließt. Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, woher dies wohl kommen mag, denn ich gehe der Sache gern auf den Grund. Ob das Hörnertragen wider die weibliche Natur, wider das weibliche Dekorum, oder ob's sonst eine geheime, verborgene Ursache ist, das

weiß

weiß ich nicht, mag mir auch weiter keine große Mühe darum geben, um es zu wissen.

Ich habe dies so wenig, als den Ursprung der gehörnten Redensart begreifen können: Diese Frau hat ihrem Ehemanne Hörner aufgesetzt, das ist verdollmetschet: Sie hat ihn einer Ehestandsbeschäftigung, die manchem sehr sauer wird, überhoben, sie hat ihn zum Hahnrey gemacht.

Vorzeiten war das Hörnertragen und Hörneraufsetzen, oder, deutlicher zu reden, die Untreue beyder Ehegatten eine kitzliche und gefährliche Sache. Der Kopf wackelte einem dabey, und man war seines Lebens nicht sicher, wenns ruchtbar wurde, der, oder die habe Ehebruch getrieben. Da kam flugs der Scharfrichter mit seinem Schwerdte, und blies, auf hohen obrigkeitlichen Befehl,

durch

durch einen unsanften Streich dem Ehebrecher, oder der Ehebrecherin das Lebenslicht aus.

Diese Barbarey kam ohnstreitig daher, weil die alten deutschen Gesetzgeber nicht in den Geheimnissen der Gallanterie eingeweihet waren, weil sie nicht genug die Schwächen des so leicht verführbaren Menschen sonderlich Weiberherzens kannten, und weil sie überhaupt nicht wusten, oder wissen wollten, was zur feinen Lebensart gehört.

Diese Zeiten der Barbarey und der Unwissenheit sind vorbey; das goldne Zeitalter ist zurückgekehrt; wir brauchen, wenn wir auch im Ehestande nicht Farbe halten, und uns, wie jenem Beichtvater eines die Veränderung liebenden Königs von Frankreich, nicht alle Tage Rebhun behagt, unsrer Köpfe wegen nicht besorgt zu seyn, sondern kön-

nen sie sanft in den Schooß derjenigen niederlegen, die wir zu unsrer Lieblinginn erwählt haben, was auch unsre liebe Hausehre wider solche Wahl einwenden mag; — braucht sie es doch nicht zu wissen.

Heutzutage ist das Hörnertragen eine Sache, um welche man den Pöbel bereits, denn eigentlich kommt es nur den Vornehmen zu, die sich dabey ganz wohl befinden, und sich auch nicht das geringste von Unzufriedenheit merken lassen. Jeder Theil geht ungezwungen seinen Gang; jeder giebt dem andern in seinen Vergnügungen nach; jeder trägt des andern Fehler mit Geduld; und so leben die Eheleute unsers Zeitalters, ohne Zank und Streit, ohne Argwohn und Gardinenpredigten, wie die lieben Engel im Himmel.

Wir sind bisher verschiedene Gattungen

von

von Hörnern, welche unter dem Monde existiren, und bald zu diesem, bald zu jenem Gebrauch dienen, bald so, bald anders gestaltet sind, durchgegangen, und haben über jedes derselben versprochenermaßen unsre unvorgreifliche Meinung gesagt, überlassen's demnächst unsern Lesern, sich zu dem gesagten noch mehreres zur Sache gehöriges hinzuzudenken.

Von allen diesen Gattungen war nun dasjenige Horn sehr verschieden, welches die Natur, oder der Zufall, oder gar eine Fee (zur Zeit wissen wir's noch nicht mit Gewißheit) unserm ritterlichen Siegfried verliehen hatte. Es war ein Horn über alle Hörner, und hatte viele treffliche Eigenschaften, die insonderheit einem kühnen Ritter und Ebentheurer wohl zu statten kommen, und ihn zuweilen aus Noth helfen. Wie unser Held zu diesem Zierrath gekommen, wozu

es ihm genützet, und was er damit ausgerichtet, oder ob aus dem einen Horn gar zwey Hörner geworden, das wird aus einem der folgenden Kapitel, worinn seine Geschichte von einem Zeitabschnitt zum andern verhandelt wird, ersichtlich seyn.

Viertes Kapitel,

erzählt Siegfrieds Geburt, und was sich dabey merkwürdiges zugetragen hat.

Große Männer, die sich durch Geburt und edle Thaten vor vielen andern auszeichnen, haben gemeiniglich das Schicksal, daß man bald aus Neid, bald aus andern Ursachen, entweder ihre vortreflichen Thaten selbst, oder, wenn dies nicht angeht,

und der Ruhm ihrer glücklichen Unternehmungen zu fest gegründet ist, ihren Ursprung und ihr Herkommen verdächtig zu machen sucht. So giengs auch unserm heldenmüthigen Siegfried.

Es hat Leute, unbesonnene und scharfsüchtige Leute gegeben, welche behauptet haben, Siegfried, der edle Ritter, um dessen Gunst Königstöchter sich bewarben, sey eines gemeinen Handwerkers Sohn, und habe sonach eine schlechte, pöbelhafte Erziehung genossen. Dies sind Verleumdungen, die von Uebelgesinnten und von Feinden des Heroismus ohne allen Grund behauptet werden, und auf die man folglich eben so wenig, als auf das dumpfige Geschrey der Krähen, zu achten hat.

Weg also mit dieser falschen, schmähsüchtigen Angabe von des tapfern und ehren-

renfesten Siegfrieds Geburt! Es ist vielmehr aus den zuverläßigsten Nachrichten und Urkunden, als da sind Stammbäume, Gevatterbriefe, Grabschriften, Leichen- und Hochzeitpredigten, besondere Familienaufsätze, u. s. w. ohne alle Widerrede erweislich, daß unser Siegfried aus uralten königlichen Geblüte herstammt, und daß sein Urgroßvater, welcher Erich mit den wächsernen Zehen hieß, der mächtigste Fürst und Eroberer der damaligen Zeit war, der die halbe Welt zittern machte.

Sein Vater, König in Utopien und Potalirien, hieß Sieghard, und seine Mutter, welche schier das schönste und klügste Frauenzimmer zu ihrer Zeit war, Adelgunde Polyxene. König Sieghard war ein friedfertiger, gutmüthiger Fürst, und lebte mit seinen Nachbaren, worunter es zum Theil kriegerische und unruhige Köpfe

pfs gab, in gutem Vernehmen. Er hatte bereits zehen Jahr mit seiner schönen Gemahlin im Ehestande gelebt, und sich vergebens nach einem Erben seines Throns und seiner Tugenden gesehnt.

Die Königinn Polyxene, der es ebenfalls um Vermehrung ihres Hauses und Geschlechts zu thun war, weinte oft darüber, daß die Leibesfrucht so lange ausblieb, in der Stille, und härmte sich sehr, so, daß ihr schöner Leib begann mager zu werden, und sich in ihrem feinen, runden Antlitz bereits Runzeln einstellten.

Es wurden Buß- und Fasttage angestellt, damit der Zorn des Himmels sich von dem königlichen Hause wenden, und die Unfruchtbarkeit von der Königinn weichen möchte. Sämmtliche Unterthanen nahmen an der Unruhe und Verlegenheit ihres Re-

genten und seiner Ehegenoßinn Thesl, und geriethen darüber in tiefe Trauer.

Während daß das ganze Land mit ihrem Könige Sieghard betrübt war, kam ein fremder Ritter, Namens Ehrhard von Ehrenfried, aus fernen Landen dahergezogen, mit einer stattlichen Waffenrüstung und köstlichen Kleidern angethan, welcher den König Sieghard zu sprechen begehrte.

Es wurde dem Könige angesagt, und dieser willigte sogleich in des Ritters Begehren, setzte sich auf seinen helfenbeinernen Thron, nahm seinen goldnen Scepter in die Hand, und hieß den Ritter vor sich kommen.

Als der Ritter in das Audienzzimmer kam, neigte er sich dreymal tief zur Erde; der König streckte seinen Scepter gegen ihn

aus,

aus, welches ein Zeichen der gnädigen Aufnahme war, und befahl ihm, seinen Vortrag zu beginnen, und ihm die Absicht seiner Reise nach Utopien zu eröfnen.

Der Ritter verneigte sich wieder, und redete also: „Allergnädigster König! ich mag Ew. Majestät nicht verheelen, daß ich eine gründliche Wissenschaft verborgener und geheimnißvoller Dinge, und insonderheit die Gabe besitze, künftige Begebenheiten vorauszusagen. Kraft meiner Kunst und Wissenschaft erfahre ich oft, was in den entferntesten Ländern, sonderlich an Höfen, vorgeht, ohne durch eine Furie davon benachrichtigt zu werden.

Eben durch diese Wissenschaft, die mir eine Fee bey meiner Geburt zum Pathengeschenk gemacht hat, habe ich in Erfahrung gebracht, daß Ew. Majestät wertheste Frau

Gemahlinn unfruchtbaren Leibes ist, und nach einem Eheseegen sich herzlich sehnet. Auch bin ich benachrichtigt worden, daß Ew. Majestät nebst Dero getreuen Unterthanen dieser anhaltenden Unfruchtbarkeit wegen, wider welche weder Fasttage, noch Liturgieen und Prozeßionen etwas helfen, in große Sorge und Betrübniß gerathen sind.

Da ich nun an sothanen Leidwesen Ew. Majestät den aufrichtigsten Antheil nehme, und meine beschworne Rittespflicht es erfordert, daß ich nicht blos auf Ebentheuer ausgehe, sondern auch mit meiner seltenen Kunst nach Vermögen jedermänniglich diene: so bin ich gekommen, Ew. Majestät und Dero erlauchten Ehegenoß einen guten, biedern Trost einzusprechen, und Ihnen zu verkündigen, daß die Königinn, ehe ein Jahr vergeht, eines starken, gesunden und wohlgestalteten Prinzen genesen wird.

Es

Es wird aber dieser Prinz, der aus Ew. Majestät Lenden entspringen, und die Freude Ihres Hauses vermehren soll, ein gar mannhafter, kühner und edler Ritter werden, er wird sich mit ungeheuren Riesen und Drachen herumschlagen, manch unerhörtes Abentheuer bestehen, und sehr frühzeitig in die Fremde gehen. Ihm wird eine treffliche wunderschöne Gemahlinn zu Theil, die er aus den Klauen eines schrecklichen, feuerspeyenden Ungeheuers erlösen muß. Sein Leben wird er nicht gar zu hoch bringen, und zuletzt durch Hinterlist und Neid seiner nächsten Anverwandten umkommen.“ —

Als der Ritter seinen Vortrag geendiget hatte, dankte ihm der König freundlich für die gegebene Nachricht, ließ ihm zu seiner Erquickung eine Flasche Tokayerwein mit etwas Gebackenen reichen, (es war ohngefähr eilf Uhr nach dem dasigen Stadtseiger) und

als es Essenszeit war, wurde er zur Tafel gerufen, wo er viel vornehme Grafen und Herren vorfand, die der König hatte von der Ankunft eines fremden, edlen Ritters benachrichtigen, und, um ihn kennen zu lernen, zu sich einladen lassen.

Indeß hatte der König, ehe die Mittagszeit kam, sich in der Königinn Gemach verfügt, und ihr verkündigt, was des Ritters Prophezeihung in sich enthielt; worüber sie eine übergroße, unglaubliche Freude empfand, und den Ritter zu sehen und zu sprechen verlangte.

Bey der Tafel wiederholte der Ritter auf freundschaftliches Ersuchen der Grafen und Herrn, die zum Könige eingeladen waren, den Hauptinhalt seiner Weissagung von bevorstehender baldiger Ankunft eines Prinzen, und verbürgte sich für die Wahrheit

der-

derselben bey seinem Rittereide, worüber sie sämtlich sehr froh waren, und dem Ritter wegen seiner Kunst große Lobsprüche beylegten.

Der König redete nach aufgehobener Tafel den Ritter also an: „Edler, gestrenger Ritter! Ihr habt mir und meinem ehelichen Gemahl heute eine sehr angenehme Nachricht gebracht, die mein ganzes Hoflager in die freudigste Bewegung setzt, und habt deswegen eine gar weite Reise unternommen; ich weiß nicht, womit ich Euch dieses alles vergelten soll. Hätt' ich eine Tochter, mit Schönheit und Tugend begabt, so sollte dieses der Lohn Eurer Bemühung seyn. Nehmt indeß diesen Ring (hier zog der König einen prächtigen, diamantnen Ring vom Finger) als ein Zeichen meiner Gewogenheit und Erkenntlichkeit an, und wisset, daß Er Euch, wenn Ihr einst

in groſser Verlegenheit seyd, die wichtigsten Dienste leisten wird. Zugleich lade ich Euch hiermit, wenn mir ein Prinz gebohren wird, zum Gevatterstand und zum Schmaus ein, da wollen wir uns denn recht lustig machen, und einander noch näher kennen lernen."

Mit diesen Worten verlies der König den Ritter, und wünschte ihm eine glückliche Reise. Der Ritter, vergnügt über das Gelingen seines Unternehmens und über des Königs Geschenk, schwang sich auf sein Roß, und kehrte in die Gegend, wo er hergekommen war, zurück.

Obgleich der König Sieghard ihm nicht gesagt hatte, worinn des kostbaren Ringes, welchen er ihm verehrte, verborgene Tugenden bestünden, so wurde er doch bald inne, was er sich für Nutzen von demselben zu versprechen hätte.

Er

Er erfuhr nämlich zu seiner großen Verwunderung, als er einst in Gedanken und von ohngefähr diesen kostbaren Ring auf den Zeigefinger der linken Hand gesteckt hatte, daß er die Kraft und Wirkung besaß, den, der ihn an sich hatte, unsichtbar zu machen, wovon er zu seiner Zeit Nutzen zu ziehn gedachte. Auch bemerkte er, daß dieser Ring wider heftiges Kopfweh, und bey großen Gliederschmerzen die ersprießlichsten Dienste leistete. —

Als nun die Zeit, da die Königinn Polyxene, Sieghards, des Friedfertigen, Gemahlinn, nach des Ritters Prophezeihung, von einem Prinzen entbunden werden sollte, gekommen war, so ereigneten sich im Lande allerley Wunderzeichen. Verschiedene ehrbare Frauen, die seit geraumer Zeit nichts zu wiegen gehabt hatten, gebahren auf einmal sechs gesunde Kinder, welche so

groß

groß waren, als wenn sie schon ein Vierteljahr alt gewesen wären. Hin und wieder entstanden Feuersbrünste, die sich in kurzer Zeit von selbst löschten. Aus den benachbarten Wäldern kam das Wild haufenweise in die Städte und Dörfer gelaufen, leckte die Hände derer, die es greifen wollten, und ließ sich ohne Mühe fangen. In der Residenz hörte man einige Abende hinter einander in der Luft eine liebliche Musik, als wenn ein vornehmer Herr ein Konzert gäbe, und was dergleichen seltsame Dinge und Begebenheiten, über deren Bedeutung die politischen Kannengiesser allerley Glossen machten, ohne an die Geburt eines Prinzen zu denken, mehr waren.

Endlich erschien der glückliche Tag, es war der Achte des Septembermonats des Jahrs 1404, da es mit der tugendsamen Königinn Polyxene endlich nach langen und

vergeb-

vergeblichen Harren zum Durchbruch kam, und da unser Siegfried gerade um die Mittagszeit, zwischen zwölf und ein Uhr, zur großen Freude seiner Aeltern und aller getreuen Unterthanen, das Licht dieser Welt erblickte. Er gab, als er gebohren war, nicht, wie andre Kinder zu thun pflegen, einen weinerlichen Laut von sich; sondern sahe sich mit einem sanften Lächeln in seinem neuen Aufenthalt um, und war übrigens so fromm, wie ein Engel.

Zwar begieng er eine kleine Unart, daß er sich gleich, da er nur auf dieser sogenannten Jammerwelt angekommen war, auf den Schooß einer vornehmen Geburtshelferinn (welche Art Leute man in Sachsen Großmutter, und im Brandenburgischen Wehemutter, auch Wiesenmutter zu nennen pflegt) des Ueberflusses seiner Blase entschüttete. Aber man konnte ihm diesen klei-

nen Verstoß wider die Höflichkeit nicht übel deuten, denn er war noch von keinem pedantischen und altklugen Hofmeister in der feinen Lebensart und in den Hofmanieren unterrichtet worden; auch hatte er noch nicht **Campens Sittenbüchlein** gelesen, sondern er war, wie jener überweise Pastor in B * * von seiner dreyjährigen Tochter sich ausdrückte, **noch ganz Thier.**

Fünftes Kapitel.

Weiterer Verfolg der Erzählung von Siegfrieds Geburt und den damit verbunden gewesenen Umständen.

Sobald König Sieghard, der eben zur Tafel gehen wollte, als man ihm die Nach-

Nachricht von der Geburt eines Prinzen verkündigte, seinen neugebohrnen Sohn beäugelt, und ihm seinen väterlichen Seegenskuß ertheilt hatte, gedachte er flugs an den edlen Ritter, dessen Prophezeihung nun in Erfüllung gieng, und freute sich im Geiste auf dessen bevorstehenden Gevatterstand. Ob er nun gleich wuste, daß der Ritter, vermöge seiner geheimen Kunst, der Königinn Entbindung erfahren, und sich schleunig auf den Weg machen würde, um den jungen Prinzen zu bewillkommen, und den Kindtaufenschmaus, worzu allerley prächtige Vorkehrungen gemacht wurden, verzehren zu helfen: so erachtete er es doch der Höflichkeit und Etikette gemäß zu seyn, ihm einen Courier mit der Nachricht von der ihm wiederfahrnen Freude zu senden; es traf aber dieser Eilbote den Ritter auf halbem Wege an, und kehrte mit ihm nach der Residenz zurück.

Des Ritters Ehrenfried Ankunft verwsagte bey dem König Sieghard und dessen Gemahlinn, die sich als eine Wöchnerinn ganz wohl befand, große Freude. Der Ritter stattete dem königlichen Ehepaar in bester Form seinen wohlgemeinten Glückwunsch ab, und küßte den jungen Prinzen, den ihm die Amme auf einem sammtnen mit Silber gestickten Küssen darreichte, auf das zärtlichste.

Als dies geschehen war, und die bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Komplimente ihre Endschaft erreicht hatten, wurde aus goldenen Pokalen der Willkommen und des neugebohrnen Prinzen Gesundheit getrunken, wobey sich der gestrenge Ritter einen ziemlichen Rausch trank. Hierauf gieng man zur Tafel, und schmausete herrlich; doch war dieser Schmaus nur eine kleine Vorbereitung auf das Gastmahl des folgenden

Tages, da der Prinz seinen Namen bekommen, und nach hergebrachter Gewohnheit dem Volk von einem Balcon des königlichen Schlosses gezeigt werden sollte.

Es hatten sich wieder auf des Königs Geheiß viele Grafen und Herren bey der Tafel eingefunden, mit denen er nach geendigter Mahlzeit und gehaltener Mittagsruhe bey einer Tasse Succolade, in Wein gekocht, im Beyseyn des Ritters Ehrenfried zu Rathe gehen wollte, was der Prinz des folgenden Tages für einen Namen bekommen sollte; denn dies war eine Sache, worauf viel ankam.

Nach vier Uhr erhob sich der König von seinem Faulbettchen, und verfügte sich in das Zimmer, welches zur Berathschlagung bestimmt war, wo ihm bereits das liebliche, herzstärkende Getränk, wozu der ausländi-

sche Cacao seine Frucht hergiebt, wollüstiglich entgegen duftete.

Nachdem die Versammlung einige Tassen dieses Getränks eingeschlurft hatte, gab der König ein Zeichen, und man begann, über den Namen des Prinzen zu votiren. Der König pflegte seine Stimme zuletzt zu geben. Anfänglich waren die Stimmen sehr getheilt; **Rupertus, Wigoleis, Treuhard**, waren die Namen, welche aufs Tapet kamen; es wollte aber keiner von diesen dem Könige behagen. Endlich, da das Deliberiren und Votiren, welches bey verschlossenen Thüren geschahe, bereits eine gute Weile gedauert hatte, kam einer aus der Versammlung auf den glücklichen Einfall, man thue am besten, wenn man dem Kinde den Namen des Ritters **Ehrenfried**, gäbe, zum Andenken und zu einer Art von Erkenntlichkeit, daß dieser seine Geburt vorher

her verkündigt hätte. Denn der Ritter hatte bisher aus Bescheidenheit sein Votum suspendirt, und gedachte dasselbe bis zuletzt zu versparen. Die meisten Stimmen, und selbst der König, fielen diesem Vortrage bey, und es kam nur noch auf die Einwilligung des Ritters an. Dieser aber verbat sich die ihm zugedachte Ehre, und sagte: da nach seiner Vorherverkündigung, der Prinz dazu bestimmt wäre, viele Abentheuer zu bestehen, viele Kämpfe zu erringen, und viele herrliche Siege zu erfechten; so wäre seine unvorgreifliche Meinung diese: Siegfried sey der schicklichste Name, den man dem Prinzen geben könnte.

Die Rede des Ritters gefiel dem Könige überaus wohl, und fand bey der Versammlung allgemeinen Beyfall. Es wurde also einmüthig beschlossen: Siegfried sollte der Name des Prinzen seyn. Dieser

Name wurde auf einen besondern Zettel geschrieben, und in ein goldenes Kästchen gethan, welches der König in seiner Verwahrsamkeit hatte, und welches er des folgenden Tages demjenigen überantwortete, welcher den Auftrag hatte, dem Volke mit lauter, vernehmlicher Stimme anzuzeigen, wie der Prinz heisse.

Es blieb aber noch den Landesgesetzen dieser Name bis zu der bestimmten Stunde des folgenden Tages ein Geheimniß, da der junge Prinz dem versammelten Volke gezeigt, und dessen Name denselben durch einen dazu besonders erwählten Herold, welcher auch Geld und Schaumünzen auswarf, bekannt gemacht wurde, worauf das Volk ein oftmaliges: es lebe unser neugebohrner Prinz Siegfried! ertönen ließ. Selbst die Königinn, der man doch, als einem Frauenzimmer, die meiste Neugierde zu-

trauen konnte, erfuhr den Namen ihres Kindes nicht eher, als nach geendigter Ceremonie; und wer von des Königs Räthen, die der Berathschlagung beygewohnt hatten, solchen vor der Zeit ausplauderte, der wurde auf einige Jahre des Landes verwiesen, und verlohr unter den Räthen seine Stimme. Es hatte aber mit der feyerlichen Namengebung eines neugebohrnen Prinzen in Utopien und mit der Darstellung desselben vor dem Volke, folgende Bewandniß.

Gleich nach der Mittagstafel, ohngefähr um zwey Uhr, wurde mit einer grossen, silbernen Glocke, die auf einem Seitenflügel der königlichen Burg befindlich war, und sehr weit gehört werden konnte, zu dieser Ceremonie eingelautet. Das Kind wurde vom Haupt bis zu den Füßen mit gutem Wein gewaschen, oder vielmehr darinn gebadet; hierauf wurde es von der Wehmut-

ter in Begleitung zweyer königlichen Räthe, die über dasselbe eine Art von Himmel oder Schirm von grüner Seide hielten, dreymal innerhalb der Burg herumgetragen und sobald man hiervon zurück kam, besprengte oder benetzte der älteste geheime Rath nochmals das Gesicht des Kindes mit Wein, indem er einige gute Wünsche über dasselbe aussprach; ein jüngerer Rath muste das Kind wieder abtrocknen.

Hierauf trug der älteste Rath in Begleitung einiger seiner Kollegen und derer, die vom Könige zum Gevatterstande gebeten waren, den Prinzen auf den großen Balcon des königlichen Schlosses, der nicht gar zu hoch, sondern nur um ein Stockwerk von dem Erdboden ertfernt war. Der Prinz lag auf einem scharlachroth sammtnen Küssen, welches mit goldenen Franzen reichlich besetzt war, und so wurde er ohngefehr eine Viertel-

telſtunde lang dem in Menge verſammelten Volke vorgezeigt, und von dem geheimen Rath, der ihn trug, zum öftern in die Höhe gehoben, damit man ihn recht ſehen könnte.

Nach geſchehener Vorzeigung des Prinzen, ritt ein Herold durch alle Straßen, und verkündigte unter dem Freudengeſchrey des horchenden Volks den Namen deſſelben, wie auch den Tag und die Stunde, da er gebohren war, welches jeder Bürger und Unterthan, ſobald er nach Hauſe kam, in ſeine Schreibtafel einſchrieb.

Sobald die Ceremonie geendigt, und alles in Ordnung gebracht war, gieng zwiſchen fünf und ſechs Uhr der große Schmaus an, zu welchem viel benachbarte Fürſten und Herren erbeten waren, und der gemeiniglich ſpät bis in die Nacht dauerte. Der größte

Zeitvertreib bey solchen Schmausen war, daß man, dem Herkommen gemäß, beym Nachtisch, sobald der Wein zu wirken anfieng, allerley Räthsel und Aufgaben auf die Bahn brachte, die ein jeder, so gut er konnte, zu errathen und aufzulösen bemühet war.

Der König selbst war reich an solchen Einfällen, und versprach demjenigen ein ansehnliches Geschenk, der ihm am besten folgende Fragen beantworten würde: warum man doch das Heyrathen eine Veränderung nennt, und warum die Teutschen, die zur Ehe greifen wollen, gemeiniglich zu sagen pflegen: **ich will mich verändern.**

Es sagten viele von den Anwesenden hinter einander ihre Meinung über diese Aufgabe, die aber den König nicht befriedigte. Hierauf gab der König dem Ritter Ehren-

fried einen Wink, er möchte seine Gedanken vortragen; der Ritter bat die Gesellschaft um Erlaubniß, reden zu dürfen, leerte sein Glas Wein, und begann seinen Vortrag auf des Königs Befehl folgendergestalt.

Sechstes Kapitel,

Warum man das Heyrathen eine Veränderung nennt. Der Ritter Ehrhard von Ehrenfried legt mit der Beantwortung dieser Fragen bey dem Könige Sieghard und dessen Hofleuten große Ehre ein.

„Wir haben, so hub der Ritter Ehrenfried seinen Vortrag an, in unsrer ehrenwerthen, deutschen Muttersprache mancherley Räthsel und Sprüchwör-

ter, deren eigentlicher Ursprung zum Theil sehr dunkel und schwer zu erklären ist, und die auch nicht jedermann verständlich sind. Indeß sind die Sprüchwörter eine Zierde unsrer Sprache; wer sie daraus verbannen wollte, der würde ihr die Seele nehmen.

Was nun insbesondere die sprichwörtliche, bey Ehestiftungen gebräuchliche Redart: ich will mich verändern, anbetrift, worüber mir des Königs Majestät meine etwannige Meinung zu sagen, befohlen haben, so finde ich solche der Sache sehr angemessen. Denn es verändert sich viel, ungemein viel, wenn man zum Ehestand schreitet. Da sind Veränderungen, große, zahlreiche und wichtige, aber doch immer natürliche Veränderungen auf Seiten des Mannes und auf Seiten der Frau. Wir wollen doch sehen, worinn sich beyde Theile eigentlich verändern.

Die

Die Frau verändert sich zuförderst in ihrer äusserlichen Gestalt. Ist sie in ihrem ledigen Stande sogar bleich und schwächlich, und entweder heimlich verliebt und Männersüchtig gewesen: so wird sie nun, wenn der Mann entweder seine Kunst versteht, und das junge Weibchen hübsch pflegt, so, daß es keine Nahrungssorgen hat, dick und fett; sie bekömmt eine frische rothe Farbe, guten Appetit zum Essen, und genießt einer dauerhaften Gesundheit.

War sie vorher, als Jungfer sehr stark, so, daß man sie füglich für eine verheirathete Person gehalten hätte: so wird sie gemeiniglich nach ihrer Verheirathung etwas abnehmen, und fein schlank und proportionirlich werden, sonderlich, wenn sie nur erst einmal ins Wochenbett gekommen ist, und sich darinn etwas versucht hat. Die Schwangerschaft macht nun freylich in An-

sehung

sehung der bisher erzählten Veränderungen eine Ausnahme, weil dabey einer jeden, sie mag fett oder mager seyn, die Peripherie des Leibes merklich zunimmt, bis es endlich zum Durchbruch kommt, und die Frau ihrer Last entbunden wird.

Die Frau verändert sich ferner in Ansehung der oft übertriebenen und unangenehmen Einschränkung, der sie gemeiniglich in dem Hause ihrer Aeltern unterworfen ist, indeme sie als Ehefrau nun ihr eigener Herr ist, nach Gutdünken handeln kann, und in ihrem Hause zu befehlen hat. Zwar scheint es, als ob sich bey einem angehenden Eheweibchen, nur die Form der gedachten Einschränkung veränderte, als ob sie aus der Herrschaft und Gewalt der Aeltern in die Herrschaft des Mannes, der des Weibes Haupt ist, übergienge: Aber die Herrschaft der Männer über ihre Weiber

hat

hat heut' zu Tage nicht viel zu bedeuten.

Unſre Ehemänner ſind, wie es denn auch recht und billig iſt, und wie wir bereits in dem avantpropos, oder in der Zueignungsſchrift erinnert haben, ſo gefällig und galant geweſen, und haben die rohen, ſtrengen Sitten ihrer Vorfahren abgelegt, die mit ihren Eheweibern, wenn ſie das geringſte verſahen, (und wie leicht verſieht mann's nicht!) zuweilen ſehr übel haushielten, und inſonderheit alsdenn keinen Spaß verſtunden, wenn ſie über das ſechſte Gebot ſtolperten. Folglich iſt die Veränderung, die ein junges, vollkräftiges Frauenzimmer, welches ſich durch die ſeegensreiche Hand eines Prieſters zum Eheſtande, oder zu der Befugniß, bey einem Manne ſchlafen zu dürfen, einweihen läßt, allemal vortheilhaft und angenehm, vorausgeſetzt, daß übri-

gens

gens im Eheſtande alles fein ordentlich und züchtiglich zugeht, daß kein Theil dem andern Verdruß erweckt, und Mann und Weib ſich wohl begehn.

So verändert ſich alſo beym Eintritt in den Eheſtand die Jungfer, oder die angehende Frau; es entſteht nun die Frage, die ich noch kürzlich beantworten will: wie verändert ſich der Mann, oder der Junggeſelle, wenn er heirathet?

Der Mann verändert ſich ebenfalls, wenn er zum Stand der heiligen Ehe ſchreitet, auf mannichfaltige Weiſe, welche mit der, wie das junge Weib ſich verändert, zwar in manchen Stücken übereinkommt, in vielen aber davon abweicht. Er verändert gemeiniglich (dies lehrt und beſtätigt die Erfahrung) nach geſchehenen Bettſprung zuerſt ſeine Stimme; ſprach er vorher im Alt,

oder in einem hellen Tenor, so redet er nun im Baß, oder Diskant, obgleich der letztere Ton bey verheiratheten Männern, die ihren Weibern fleißig die eheliche Pflicht leisten, seltener ist.

Der Mann verändert sich ferner, so wie seine Frau Gemahlinn, in seinem Gange. Gieng er vorher als ein ehrbarer Junggeselle, den noch kein Mädchen verführt und um sein Kleinod gebracht hatte, mit engen, abgemessenen Schritten, als ob er auf Kohlen gienge, fein säuberlich einher: so wandelt er nun ohne Zwang, macht große, weite Schritte, die seine Mannheit und sein gesetztes Wesen anzeigen, und sein Gang ist, wie der Gang eines Landdrosten, oder eines Bürgermeisters.

Der Mann verändert sich aber auch in Ansehung seiner Eßlust, seiner Vorliebe zu

gewissen Gerichten und seiner körperlichen Beschaffenheit. Wir wissens aus eigener Erfahrung, daß uns, wenn wir allein sind, das beste Essen und Trinken nicht halb so gut schmeckt, als wenn wir solches in der Gesellschaft eines Freundes oder einer Freundinn geniessen können. Aß also der junge Ehemann während seines ledigen Standes manchen Bissen ohne Appetit und Geschmack, und gedeihte ihm aus diesem Grunde Essen und Trinken nicht: so bekömmt er nun, wenn ihm sein liebes Weibchen allerley wohlschmeckende Gerichte, nach seinem Wunsch und Geschmack, zurichtet, und wenn sie ihn zum öftern, da er sichs nicht vermuthet, mit einem Leckerbißlein überrascht, rechte Lust zum Essen; seine Wangen werden feist, und sein Bauch nimmt von Tage zu Tage im Umfange zu, welches eine natürliche Folge der Frauenpflege und des lieben Ehestands ist. Ueberdies pflegt er gewisse Speisen und Ge-

richte,

richte, die er in seinem ledigen Stande nicht gar zu gern aß, die aber zu den Lieblingsgerichten seiner Frau gehören, aus Gefälligkeit gegen sie sich behagen, und recht wohl schmecken zu lassen.

Damit ich nicht zu weitläuftig werde, und die Geduld und Aufmerksamkeit der hochansehnlichen und vielgeehrten Gesellschaft ermüde, so will ich nur noch hinzusetzen, daß sich der Mann wie die Frau, nach der Heirath auch in seinen Gesinnungen und in seiner Denkart verändert. Ein neuer Stand, neue Sitten; sagt das Sprüchwort: so wird denn diese Veränderung in Gedanken, Gesinnungen und Sitten auch im Ehestande nicht ausbleiben. War das liebe Ehepaar vorher freygebig und verschwenderisch, so wird es nun wirthschaftlich und sparsam, weil es weiß, daß aus dem ehelichen Beyschlaf Kinderchen kom-

men, und daß diese etwas zu ernähren und zu erziehen kosten. Jagte es vorher mancherley rauschenden Vergnügungen nach, ohne sich bey einem derselben lange zu verweilen, oder dadurch nach Wunsch befriedigt zu werden: so findet es nun in den sanften, stillen Freuden des häuslichen und ehelichen Lebens, die sich mit dem Zuwachs der Familie vermehren und vervielfältigen, mehr unterhaltenden Zeitvertreib und mehr Belustigung, als in allen den flüchtigen Lustbarkeiten, welche es in seinem ledigen Stande oft aus Langerweile zu geniessen pflegte.

Der Mann verändert sich endlich auch, wenn er ehelich wird, in Ansehung seiner Einkünfte und deren Anwendung. So lange er ledig ist, und blos für sich sorgen darf, läßt er gemeiniglich das Geld, was er verdient, drauf gehen, und bekümmert

sich

sich nicht um den andern Morgen. Heirathet er nun, so muß er zuvor ein Amt, oder ein Gewerbe haben, wovon er sich nebst den Seinigen ernährt; nun verändern und vermehren sich seine Einkünfte; er kann nun, da er eigenen Heerd und eigene Wirthschaft hat, Einnahme und Ausgabe mit einander vergleichen; er muß nun, wenn er anders ein vernünftiger Mann ist, auf die standesmäßige *) Einrichtung seiner Frau und Familie bedacht seyn. Die Frau hilft

*) Eine gewisse Dorfpriestersfrau in der Mark beschwerte sich in dem Klagbillet, welches sie, um von ihrem Manne geschieden zu werden, bey den Gerichten einreichte: ihr Mann hätte ihr die standesmäßige Ernährung versagt, und wäre auch jetzt nicht im Stande, ihr solche zu reichen, weil er sie zuweilen mit Buchgrütze, Kartoffeln und andern Produkten seiner Aecker und Gärten gefüttert hatte.

ihm die Wirthschaft führen, und theilt die Sorgen für das Hauswesen und für die Erziehung der Kinder mit ihm; der Mann erwirbt, und die Frau wendet das Erworbene Haushälterisch an. Alle diese Veränderungen nun, deren ich, wenn es die Zeit litte, noch mehrere beybringen könnte, und die mit dem Ehestande unmittelbar vergesellschaftet sind, müssen dem Manne, wie dem Weibe, so viel ich davon einsehe, zum Vergnügen und Vortheil gereichen, und die jungen Leute, die da freyen wollen, drücken sich daher sehr richtig und adäquet aus, wenn sie sagen: **ich will mich verändern.**

Hier endigte der Ritter Ehrenfried seinen Vortrag, und der König nebst der ganzen Gesellschaft lächelte ihm Beyfall zu. Auch erhielt er von dem Könige ein ansehnliches Geschenk; welches in einer goldnen

Dose

Dose bestand, die mit lauter seltenen Goldstücken und Schaumünzen angefüllt war.

Siebentes Kapitel.

Der Ritter Ehrenfried wird genöthigt, noch einige Tage zu verweilen. Es kommt etwas von Siegfrieds Erziehung, Kindheit und Jugendgeschichte vor.

Der Ritter Ehrenfried hatte sich sowohl durch seine glücklich eingetroffene Prophezeihung, als auch durch die gute, vernünftige Erklärung der vom Könige beym festlichen Gevatterschmause gegebenen Aufgabe: warum man das Heyrathen

eine Veränderung nennt, dergestalt bey dem Könige Sieghard und seiner Gemahlinn eingeschmeichelt, daß beyde ganz für ihn eingenommen waren, und nicht wusten, was sie ihm alles zu Gefallen thun sollten.

Der Tag nach der Darstellungsceremonie des jungen Siegfrieds wollte der Ritter seines Weges ziehen, von wannen er kommen war; aber der König nöthigte ihn gar freundlich und dringend, er möchte sichs noch einige Tage an seinem Hoflager gefallen lassen, und ihm unterdessen, vermöge seiner Kenntniß und Erfahrung, mit gutem Rath; wie die Erziehung des jungen Prinzen (sonst pflegen sich große Herren sehr selten um dergleichen Sachen, die sie für Kleinigkeiten halten, zu bekümmern) am besten anzustellen und einzurichten wäre.

Ehrenfried willigte darein, und brachte auf des König Sieghards ausdrückliches Verlangen noch einige Tage ganz vergnügt an dessen Hoflager zu. Als er nun, wegen der Erziehung des jungen Siegfrieds, und wie man dabey am besten zu verfahren habe, im Beyseyn einiger Räthe gefragt wurde, so sagte er: „er wäre der Meinung, daß, ob er gleich die sogenannten Hofmeister, Informationsräthe und Privatlehrer, unter welchen es freylich viel Pedanten und schale Köpfe gäbe, nicht verachte, es doch bey dem jungen Siegfried, wenn er zu den schulfähigen Jahren heranwüchse, überall keines Hofmeisters bedürfe. Denn aus galanten Wissenschaften und fremden Sprachen, die an vielen Höfen getrieben, und insonderheit mit der fürstlichen Jugend von ihren Lehrern geübt werden, würde er nie etwas machen; ein gutes Stück Wildpret, und

ein vielköpfichtes Ungeheuer, bey deſſen Erlegung er ſeinen Muth und ſeine Kunſt zeigen könnte, würde ihm lieber ſeyn, und ihm mehr Vergnügen machen, als Langens lateiniſche Grammatik und bs beaux arts reduits à un même principe par M. *Batteux*, denn er ſey von der Mutter Natur zum wilden, kriegeriſchen Genie, und zu einem tapfern, felſenharten Rittersmann beſtimmt. Man dürfe ihn alſo, fuhr der Ritter Ehrenfried fort, indem die anweſenden Räthe ſich räuſperten, ohne alle Beſorgniß ſo aufwachſen laſſen; die Natur ſelbſt werde ihm ſchon dasjenige beybringen, was zu ſeiner künftigen Lebensart erfordert würde. Vor allen Dingen ſolle man ſo zeitig, als möglich, alles Frauenzimmer von dem jungen Prinzen entfernen, weil er durch den Anblick und durch den Umgang deſſelben ſich weichlich und weibiſch gewöhnte, und ſonach

von

von seiner künftigen Bestimmung abgezogen würde.“

Obgleich der Rath des Ritter Ehrenfrieds, die künftige Erziehung des jungen Siegfrieds betreffend, (denn zur Zeit lag er noch in den Windeln, und bedurfte nur Wartung und Pflege) dem Könige in vielen Stücken sonderbar und befremdend dünkte, weil solcher ganz von der gewöhnlichen Hof- und Erziehungsmanier abwich: so muste er ihm doch im Grunde recht geben, wenn er sich das Ding recht überlegte, und insonderheit der Schilderung nachdachte, welche ihm der Ritter von des Prinzen künftigen Thaten und Schicksalen gemacht hatte.

König Sieghard nahm also den guten Rath des Ritters mit Dank an, lobte seine Weisheit, und bezeugte ihm in Gegen-

wart seiner Räthe, die auch wohl manches wider dessen vorgetragene, paradoxe Meinung einzuwenden haben mochten, sein gnädiges Wohlgefallen in den huldreichsten und herablassensten Ausdrücken, um welcher willen Ehrenfried von den Hofschranzen, welches gemeiniglich ein neidisches, habsüchtiges, eigennütziges Völklein ist, beneidet wurde.

Ehrenfried wollte sich nun nicht länger halten lassen, sondern nahm von dem Könige und dessen Gemahl, nachdem er sein Pathengeschenk *) auf des Prinzen Wiege stillschweigend hingelegt, und denselben

*) Worinn dieses Pathengeschenk bestanden, ob in einem goldenen, oder silbernen Harnisch, oder in einer meßingenen Kaffeekanne? darüber geben uns die alten Annalen keine hinlängliche Auskunft.

selben geherzt hatte, seinen höflichen Abschied. Er muste aber vor seinem Abschiede dem König und der Königinn versprechen, daß er, wo nicht alle Jahre, falls ihn seine Geschäfte daran verhinderten, doch wenigstens ein Jahr ums andre einen Besuch bey ihnen abstatten, und sich bey und mit ihnen erlaben wollte. Dieses Versprechen wurde nach alten deutschen Brauch durch einen Handschlag versiegelt und fest gemacht.

Prinz Siegfried, der bey der guten Nahrung, die er von seiner fukkulenten Amme erhielt, zusehends größer und stärker wurde, hatte kaum sein zweytes Jahr erreicht, als er schon anfieng, früh eingedenk seiner künftigen Bestimmung, den Gängelband, der ihm zu lästig war, zu zerreissen, seinen Aufsehern und Wärterinnen zu entlaufen, und sich in den nahe gelegenen Bü-

schen,

schen, oder auf den benachbarten Feldern mit den Bauerjungen herumzutummeln. Darüber gerieth sein königliches Aeltern-paar oft in große Sorge und Bekümmerniß; aber der werdende Knabe, der mit Macht seinem Beruf und seinem Jünglingsalter entgegen reifte, kam immer wohlbehalten, wenn gleich zuweilen etwas zerkratzt und zerstäubt, von seinen Exkursionen und Balgereyen, als Vorübungen seines künftigen Standes, zurücke, und die Aeltern, die ihn seiner Verwegenheit wegen, wenn er, ziemlich verunstaltet, bey seiner Rückkehr aus Hayn und Flur, vor ihren Augen erschien, in aller höchsteigener Person züchtigen wollten; begunnten ihn seiner Poßirlichkeit und Dreistigkeit wegen anzulächeln, und vermochten nicht, wenn er so seine kleinen Abentheuer in kindischer, stammelnder Sprache mit der Miene und mit der stolzen Selbstgenügsamkeit eines alten, funfzigjährigen

eigen Helden erzehlte, ihm das geringste Leid zuzufügen.

Der Ritter Ehrenfried hielt sein Wort, und stellte sich zu der versprochenen Zeit an des König Sieghards Hoflager ein, wo ihm alle Ehre wiederfuhr, und wo er sich insonderheit in den seinetwegen angestellten Turnieren und andern ritterlichen Uebungen hervorthat.

Als er das zweyte Jahr wiederkam, war der junge Siegfried gerade vier Jahr alt, und hatte das Ansehen eines Knaben von acht Jahren.

Das Geburtsfest des Prinzen wurde diesmal mit großem Pomp gefeyert, und gegen das Ende der Tafel wieder manches auf die Bahn gebracht, welches den anwesenden Gästen zum Zeitvertreib und zur Belusti-

lustigung gereichte. Unter andern wurde die Frage aufgeworfen: welches das beste Mittel wäre, einen ungerathenen Sohn zum Gehorsam zu bringen, und ein böses Weib zu bessern.

Die Meinungen über diese Aufgabe waren sehr verschieden und getheilt; der König hatte diesmal aus Scherz, pour la rarité du fait, einen Sekretaire, oder Schreiber *) bestellt, der alle diese verschiedenen Meinungen über die vorgelegte Frage protokolliren, und aufschreiben muste, damit man hernach das Resultat herausbringen könnte,

*) Es ist doch sonderbar, daß die verschiedenen Sprachen in den Charakteren, Ehrenstellen und Würden der Menschen so einen gewaltigen Unterschied machen, daß z. B. ein gewisses Amt oder ein gewisser Dienst, in deutscher Sprache ausgedrückt, für eine

könnte, welche unter allen die beste und befriedigendste sey.

Der König dachte es wohl, daß der Ritter Ehrenfried wieder den Streit entscheiden, und den Preiß davontragen würde. Als die Reihe an ihn gekommen war, erinnerte ihn der König, frey heraus zu sagen, was er von der Sache dächte, worauf der Ritter seine Meinung in folgenden Worten vortrug.

Achtes

Beleidigung geachtet wird. Ein sogenannter Sekretaire, sey er ein Postsekretair, oder Sekretair bey einem vornehmen Herrn, würde mich z. B. sehr drauf ansehen, wenn ich ihn auf gut Deutsch einen Schreiber nennen wollte.

Achtes Kapitel,

enthält die Beantwortung der Frage:

„Wie ist es am gescheutesten anzufangen, um einen ungerathenen Sohn zum Gehorsam zu bringen, und ein böses Weib in ein gutes zu vermandeln?“

„Die vorgelegte Aufgabe, so redete der Ritter Ehrenfried, enthält eigentlich zwo Fragen, deren jede ich der Ordnung wegen besonders beantworten will. Was also zuerst den ungerathenen Sohn, an dessen Unarten und Halsstarrigkeit grösstentheils dessen Aeltern und Erzieher selbst Schuld sind, anbetrift, so haben zwar diejenigen Grafen und Herren, welche vor mir votirt haben, geäussert: die besten Mittel zu seiner Zurechtbringung wären, ent-

entweder, daß man ihm auf einige Jahre ins Zuchthaus, oder unter die Soldaten stecke. Einige von den Herren haben es sogar für ein dienliches Mittel erachtet, daß man ihn enterbe. Dadurch würde er aber, nach meinen Bedünken, noch verstockter und liederlicher werden; und wenn der Vater solcher ungerathenen Kinder nicht reich ist, so fält das vorgeschlagene Mittel von selbst weg, nicht zu gedenken, daß es nicht allemal in der Gewalt der Väter steht, ihre Söhne, wenn sie auch ungerathen sind, zu enterben, denn sie können sich bessern, und über solches willkührliche Enterben haben die Gesetze Verfügungen gemacht.

Ich will mich nicht, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, in Prüfung und Widerlegung der verschiedenen, von Gelehrten und Ungelehrten vorgetragenen Meinungen einlassen, die über diese Streitfrage bekannt

geworden sind. Die meisten vorgeschlage-nen Mittel, die zwar, welches ich nicht zu leugnen begehre, in einzelnen Fällen ihre Wirkung thun, bey diesem oder jenen unge-rathenen Sohn anwendbar, und zu seiner Besserung, die keine väterliche Züchtigung zu bewerkstelligen vermochte, heilsam seyn können, verfehlen doch gemeiniglich ihres Zwecks, führen oft zur Verzweiflung, und müssen doch am Ende, wenn alle gelin-den und scharfen Zurechtbringungsmetho-den vergeblich verbraucht sind, dem durch vielfältige Erfahrung erprobten Haupt- und Universalmittel weichen, wel-ches ich einer höchstansehnlichen Gesell-schaft sogleich zu eröfnen die Ehre haben werde.

Und worinn besteht dieses vortrefliche, bewährte und sichere Mittel zur baldigen Zurechtbringung eines ungerathenen Soh-

nes

nes, der in seiner Unbußfertigkeit verharret? Etwa darinn, daß man ihn auf die Galeeren schmiede, oder gar unter dem Vorwande, er sey ein für die Welt verdorbener Taugenichts, ihm das Leben nehme? Behüte Gott! das wäre ja übertyrannisch, weil man an der Besserung des Menschen, so wie an der Genesung eines Kranken, so lange jener lebt, und dieser nur noch den Athem bey sich spüren läßt, nie gänzlich verzweifeln soll.

Dieses trefliche Mittel ist sehr einfach und kurz, es macht auch nicht viel Aufwand: **Man gebe dem jungen, ungezogenen Buben eine Frau, und, wenn er gar zu arg und bärbeißig ist, eine böse Frau, eine andere Xantippe:** diese wird ihn schon kirre machen, und ihm nach den Regeln ihrer Kunst, die Bosheit austreiben, sollte es

auch, in Ermangelung anderer Hausmittel, mit Hülfe eines Nachttopfs oder Besenstiels geschehen.

Es kann schon eine Frau überhaupt, wenn sie auch die beste, artigste, verträglichste, liebreichste Frau ist, bey solchen erzbösen Jünglingen, die ihren Aeltern und Lehrern alles Herzeleid zugefügt haben, wenn sie nur noch nicht alles menschlichen Gefühls quitt und ledig sind, Wunderdinge thun, und sich bey denselben in Respekt und Ansehen setzen. Zuerst versucht sie die Güte, aber nicht, wie jener zum Amtmann gewordene fürstliche Leibkutscher, den sein Fürst bey einem solchen Versuch der Güte in der Gerichtsstube überraschte, sondern auf eine Art, die ihr ihre Klugheit und Weltkenntniß, wie auch die Bekanntschaft, welche sie, vielleicht aus der Lesung guter, moralischer Bücher, oder aus dem Umgan-

ge mit vernünftigen Männern, die weder Kopfhänger, noch Naturaliſten waren, geſchöpft hat, an die Hand giebt.

Will aber die Güte bey dem böſen Jüngling, der nun ein Ehemann worden iſt, nichts verfangen, ſo kehrt die kluge Frau, daß ich mich eines gemeinen Sprichworts bediene, das Rauche heraus, und ſucht ihn durch allerley ſcharfe, wohlgewählte Mittel, die ihm empfindlicher, als Schläge und Zuchthausſtrafe ſind, zu ſeiner Schuldigkeit zurück zu führen. Und wenn dieſe Kur, wobey es auch zuweilen ohne Ohrfeigen und Rippenſtöße von Seiten der Frau nicht abgehen mag, eine kurze Zeit gedauert hat: ſiehe, ſo läßt der arme Schelm, der vorher ſo trotzig und übermüthig war, die Ohren hängen, und weiß nicht, wie ihm geſchehen iſt. Denn es giebt, worüber man ſich wundern muß, kei-

ne verzagtere und furchtsamere Geschöpfe, als eben solche ungerathene, freche Buben, sobald man ihnen zu ihrer Zucht eine Frau giebt.

Beyläufig muß ich erinnern, daß der Weise, der diesen Rath zuerst ertheilte, und dieses Universalmittel, als ein Arkanum, zuerst unentgeldlich unter seinen Zeitgenossen bekannt machte, Brephobius hieß. Er war aus altem, adelichen Geschlechte, wollte aber nie von solchem Tand, wie er es nannte, etwas wissen; und da ich sein Neffe war, so setzte er mich, als er sterben wollte, zum Erben ein, und vertraute mir insonderheit das mehrerwähnte Arkanum der probaten Weiberkur für böse Jünglinge an, welches damals nur noch wenigen bekannt war.

Zwar melden die Jahrbücher der Gelehrten, insonderheit der alten Zeitrechnung, nichts von diesem Weisen, dessen Urgroßvater Hofdichter und zugleich Mundschenk bey einem fränkischen Könige gewesen war; aber er war nicht ehrgeizig, nicht stolz, und suchte selbst, wo er wüste und konnte, aus übergroßer, jedoch lobenswerther Bescheidenheit, die Ausbreitung seines Ruhms, gefliessentlich zu verhindern.

Doch ich kehre, nachdem ich meines Oheims Brephobius nur im Vorbeygehen gedacht, und seinem Andenken ein kleines, freundschaftliches Opfer gebracht habe, zu dem ungerathenen Sohn und zu seiner moralischen Wiederherstellung durch Weiberkuren zurück.

Was nun die gute Frau bey solchen Erzbösewichtern, die gegen alle Strafen ab-

gehärtet sind, nicht auszurichten im Stande ist, das vermag die böse, zumal, wenn sie etwa schon einen Mann gehabt hat, oder, wenn sie reich und wohlhabend ist. Schon den guten Männern, die man als wahre Tugendbilder betrachten kann, zieht eine solche Xantippe das Fell über die Ohren, und macht ihnen das Leben sauer; wie wird sie nun nicht mit solchen jungen Milchbärten umspringen, die ihren Aeltern und Lehrern nicht haben gehorchen wollen?

O da sieht man seine Lust, wie sie den ungerathenen Balg nach Verlauf von wenigen Ehestandswochen, zur großen Freude und Verwunderung aller, die ihn kennen, und solch Wunderding hören, so fromm, nachgebend und geschmeidig macht, daß er sich selbst in diese schleunige Metamorphose nicht finden kann, und die ganze Sippschaft ob solchem unerwarteten Ereigniß erstaunt.

Der

Der Ritter bat, weil er noch eine zwote Frage, die Zurechtbringung der bösen Weiber betreffend, zu beantworten hatte, um Erlaubniß, ein wenig zu verschnieben, welches ihm gar gern von der Gesellschaft bewilligt wurde. Man trank indeß einigemal auf des königlichen Hauses und insonderheit auf des Prinzen Siegfrieds Gesundheit herum; der Ritter sammelte neue Kräfte, und wurde von einem aus der Gesellschaft, der ein sehr aufmerksamer Zuhörer solcher Vorträge war, freundlich erinnert, die Mittheilung der Anekdote von dem Amtmann, der Kutscher gewesen war, und seinem Fürsten, nicht zu vergessen, deren er bey Gelegenheit des Versuchs der Güte, kürzlich Erwähnung gethan hätte.

Neuntes Kapitel.

Ehrenfried erzehlt eine Kutscheranekdote, welche sehr belacht wird, und erläutert die zwote Frage, wie man es anfangen müsse, um gottlose Weiber so fromm, wie ein Lämmchen zu machen, und ihnen alle Wildheit, allen Ungestüm zu benehmen.

Nachdem der Ritter Ehrenfried durch den herrlichen Rebensaft, der so glatt, wie Zucker und Honig, eingieng, sich gelabt und erquickt hatte, setzte er seinen Vortrag folgendermaßen fort.

Ich muß noch, so redete er, ehe ich die versprochene Anekdote, zu deren Mittheilung ich aufgefordert bin, erzehle, aus dem, was ich vorher von dem ungerathenen Sohn und dessen wunderartiger Zurecht-

brin-

bringung durch Weiberzucht gesagt habe, etwas nachholen, welches der Gesellschaft vermuthlich zur Belustigung gereichen wird, und welches die Wahrheit dessen, was ich behauptet habe, beweiset.

In einer gewissen niedersächsischen Gegend lebte ein steinreicher Mann, ein ehrlicher Landwirth; dieser hatte einen einzigen, aber ungerathenen Sohn, der ihm viel Verdruß und Kränkungen verursachte, und den er durch keine Mittel zu bessern vermochte. Endlich, nachdem er alles umsonst versucht hatte, gab ihm ein guter, kluger Freund den Rath, er sollte ihm eine Frau geben, und zwar sollte er sich bemühen, eine rasche, entschlossene Person, Jungfer oder Wittwe, für ihn auszusuchen, die ihm die Spitze bieten könnte.

Der alte Landwirth folgte dem Rath seines Freundes, und verheirathete den bösen, tükischen Buben, mit dem weiter nichts anzufangen war, an eine gottselige Priesterswittwe von mittelmäßigem Vermögen, die ihren lieben, seligen Mann zu Tode geärgert hatte, und von der sich also vermuthen ließ, sie werde auch über diesen jungen Böswicht Herr werden, und ihn von seiner Bosheit purgiren.

Es waren kaum vier Wochen seit der Verheirathung dieses Ehepaars vergangen, so bekam der alte Landwirth die erfreuliche Nachricht: sein Sohn sey ganz umgekehrt, man finde auch nicht eine Spur seiner vorigen Lebensart mehr an ihm; er sey ganz verdutzt und niedergeschlagen. Einst stand dieser neue, durch seine Frau gebesserte Ehemann Abends, an einem schönen Sommer-

abend,

abend, vor der Thür, da die Gänze eben eingetrieben wurden, ganz gedankenvoll, und hängte den Kopf. Er bemerkte, daß die eine Gans, die nebst den übrigen vor seiner Thür vorbeykamen, den einen Flügel hängen ließ, und sagte zu der Gans, deren Zustand er mit dem seinigen verglich, in seiner plattdeutschen Sprache: „Gänse„ken, hest de ok gefriet?“ dies ist verdollmetschet: Gänschen; bist du auch verheirathet?

Ich komme nun zu der versprochenen Kutscheranekdote. Ein gewisser Fürst hatte einen Leibkutscher, mit dem er sehr wohl zufrieden war, und der ihm viele Jahre treue Dienste geleistet hatte. Bey einer gewissen Gelegenheit versprach ihm der Fürst eine gute Versorgung, und befahl ihm, er möchte sich selbst erkundigen, wenn ein hübscher Dienst in seinem Lande aufkäme, der

sich

sich für ihn schickte, den sollte er haben. Endlich erfuhr dieser Leibkutscher, nachdem er lange vergeblich geforscht und vigilirt hatte, daß auf einem der fürstlichen Aemter, einige Meilen von der Residenz, der Justizamtmann mit Tode abgegangen wäre. Zu dieser vakanten Stelle meldete er sich unverzüglich bey dem Fürsten. Der Fürst aber lachte über diesen Einfall und sagte: „Kerl, bist du ein Narr? du verstehst ja nichts von den Rechten, und willst Justizamtmann werden?“ „Ihro Durchlauchten, versetzte der Kutscher, ich weiß mir zu helfen, ich halte mir einen oder zwey Gesellen, welche die Arbeit verrichten, und manche vorfallende Kleinigkeiten richte und entscheide ich selbst nach meinem gesunden Menschenverstand.“ Dem Fürsten gefiel diese Antwort, und er versicherte den Kutscher, er sollte den Dienst haben.

Die

Die fürstliche Regierung hatte bereits zur Wiederbesetzung der erledigten Stelle Anstalt gemacht, und den neuen Justizamtmann designirt; als aber der Befehl aus dem Kabinet zum Vortheil des bisherigen Leibkutschers kam, so muste sie ihre Wahl wieder aufheben, und den Gewählten, den es sehr verdroß, sich einen Kutscher vorgezogen zu sehen, anderweitig versorgen.

Einst fiel es dem Fürsten ein, seinen gewesenen Kutscher, der nun schon ein paar Jahre den Justizamtmannsdienst verwaltete, in seiner Behausung und bey seinen Geschäften zu überraschen. Der neue Justizamtmann hatte, mit höchster Bewilligung, einen geschickten Kandidaten der Rechte angenommen, der den Charakter als Justizsekretair, erhielt, und dem noch ein Schreiber untergeordnet wurde. Dieser Justizsekretair, der die ganze Sache des Amtmanns

manns verrichtete, und deshalb auch von ihm gut besoldet wurde, war ein feiner, weltkluger Mann, der seinen alten Vorgesetzten über manche Dinge verständigte, und dieser pflegte sich dabey einen guten Tag, ob er gleich alles unterschrieb, und allen Gerichtstagen und gerichtlichen Untersuchungen beywohnte; doch hatte er sich die Entscheidung kleiner Rechtshändel vorbehalten, und er erwarb sich in der That dadurch, daß er, wenn Gericht gehalten wurde, fast beständig zugegen war, und daß er zu seinem Vergnügen und Zeitvertreib zum öftern Akten las, eine ganz gute, für die Lage, worinn er sich gesetzt hatte, hinlängliche Kenntniß der Rechte, die man bey einem gewesenen Kutscher nicht hätte vermuthen sollen.

Der Fürst also kam gerade zu einer Zeit im Dorfe an, da der Amtmann eben einen

Bauer

Bauer vorhatte, der für einen Erzqueru-lanten bey der Gemeine bekannt war. Er hatte seinen Nachbar wegen einer Kleinigkeit, die er an ihm zu fordern hatte, verklagt, und wollte sich durchaus in keinen Vergleich einlassen. Der Amtmann nahm ihn in der Gerichtsstube vor; erst redete er ihm zu, er möchte sich doch mit seinem Nachbar in keine Weitläuftigkeiten einlassen, und ihm, weil er ein armer Teufel war, keine unnöthigen Gerichtskosten verursachen. Der Bauer aber war viel zu eigensinnig und hartnäckig, als daß er diesen vernünftigen und sanften Vorstellungen hätte Gehör geben sollen. Der Amtmann über dessen Tücke unwillig, ergriff die Hetzpeitsche, die er gemeiniglich, weil er oft auf die Jagd gieng, bey sich führte, und prügelte den Bauer tüchtig das Leder aus, weil er glaubte, daß, was gute Worte nicht vermochten, Schläge vielleicht ausrichten würden.

Bey dieser Arbeit traf ihn der Fürst, welcher wider alles Vermuthen, weil er den Amtmann in seiner Wohnstube nicht angetroffen hatte, in die Gerichtsstube trat. Der Amtmann ließ sich durch des Fürsten Ankunft nicht stören, sondern hieb immer drauf los, bis er glaubte, dem hartnäckigen Kläger genug gegeben zu haben. Endlich machte er dem Fürsten seine demüthigste Verbeugung, der ihn also anredete: „Ey, ey, Herr Amtmann, was macht ihr da?“ Der Amtmann erwiederte mit einem ernsthaften und richterlichen Ton: „Ihro Durchlauchten, ich versuche die Güte. Hierauf erzählte er dem Fürsten den ganzen Vorgang, und schilderte ihm in seiner gewohnten treuherzigen Sprache des Beklagten drückende Armuth, und des Klägers Geiz und Hartnäckigkeit. Der Fürst befahl, den Beklagten kommen zu lassen, der sich nichts anders vorstellte, als er würde

wegen der Schuldforderung, die er nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß wandern müssen. Als er in gebückter Stellung mit einer Miene, die zwar Furcht und Bangigkeit, aber doch ein gutes Gewissen verrieth, in der Gerichtsstube ankam, hieß ihn der Fürst gutes Muths seyn, und that den Ausspruch: daß der Kläger seiner Widerspenstigkeit und schlechten Gesinnung wegen, sein Recht an den Beklagten verlieren, und dieser ihm nichts weiter schuldig seyn sollte. Der Fürst ließ sichs gefallen, als dieser Handel geendigt war, bey seinem gewesenen Leibkutscher das Mittagsmahl einzunehmen, und kehrte, sehr zufrieden mit dessen Prozeduren und mit seiner häuslichen Einrichtung in seine Residenz zurück.

Diese Anekdote wurde von der Gesellschaft sehr belacht; das Betragen des Fürsten und seines Kutschers, der sich in den

Amtmannsdienst so gut zu finden wuste, fand vielen Beyfall. Beynahe aber hätte der Ritter Ehrenfried über diesen Anekdoten und über den Anmerkungen, die darüber gemacht wurden, die Beantwortung der Frage vergessen: wie kann man ein böses Weib am füglichsten kirre machen? Er wurde also daran erinnert, und fuhr folgendermaßen in seinem Vortrage fort.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen;

Welche Kur bey bösen Weibern am sichersten anschlägt.

So wahr ich Ehrenfried heisse, sprach er, und so wahr ich ein ächter, mannhaf-

hafter Ritter bin, ich wünschte, ich hätte mich diese Frage, die böse Weiberklage betreffend, zu beantworten nicht unterwunden, denn solches ist fast schwer. Indeß halte ich dafür, weil ich nun einmal versprochenermaßen meine Meinung sagen muß, daß es nur zwo Mittel giebt, um böse Weiber zu bessern. Geduld, Sanftmuth, Schmeicheley, vernünftige, glimpfliche Vorstellungen, schonende Nachgiebigkeit — sind, nach meinem Urtheil, kindische Zuckermittelchen und Pillenverzuckungen, die meinem männlichen Gaumen nicht behagen wollen.

Das erste Mittel also, eine böse Frau zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen, ist dieses: man setze sich gleich von dem ersten Augenblick des beginnenden Ehestandes an, in den gehörigen Respekt und Standpunkt gegen sie, und gestatte ihr durchaus keinen

Eigensinn. Man mache es zum Beyspiel, wie jener Edelmann, der das reichste und böseste Weib in der ganzen umliegenden Gegend heirathete, an welches sich kein Mensch, ihres Reichthums ohngeachtet, wagen wollte, weil Madame ihrer Xantippenart und unleidlichen bösen Laune wegen überall, weit und breit, berüchtigt war.

Jedermann wunderte sich über das kühne Unternehmen dieses Edelmanns, als er die berüchtigte Frau heirathete, und viele glaubten, es thäte es aus Armuth, oder aus einer Art von Verzweiflung, weil er sich nicht anders zu helfen wüste. Aber dieser Edelmann war schlau, und hatte von seinem verstorbenen Vater, der an seiner zwoten Frau, welche dieses Edelmanns Stiefmutter war, ein solches Rabenaas zur Ehegattinn bekam, die seltene Kunst erlernt, ein böses Weib fromm, duldsam und

geschmeidig zu machen. Man höre, wie er es anfieng.

Die Trauungsceremonie, welche in aller Stille, im Beyseyn zweyer erbetener Zeugen, wovon der eine adelichen, der andere bürgerlichen Standes war, hatte sich kaum geendigt, als der Edelmann seiner neuen Ehefrau, die eben in ihr Putzzimmer gehen wollte, um sich zur Hochzeittafel anzuschicken, befahl, ihm zu folgen, weil er einen Spazierritt auf ein benachbartes Dorf thun wollte, wo er etwas zu verrichten hätte. Er erhielt auf diesen seltsamen Antrag die Antwort: „sie glaubte, er müste toll im Kopfe seyn, und sie würde nicht von der Stelle gehen.“ Hierauf gebot er, indeß ihm der Kutscher das Pferd sattelte, seinen Bedienten, sie mit Gewalt fortzuschleppen, und sich nicht an ihr Zetergeschrey, noch an ihr Fluchen und Schimpfen zu kehren.

Die Bedienten thaten, was ihnen befohlen war, und da die gottlose, böse Frau, der sonst alles im Hause weichen und nachgeben muste, sahe, daß es nicht anders war, daß man sie mit Gewalt fortschleppte, so entschloß sie sich, nachdem sie ihr Stückchen geflucht, und mit unter vor Bosheit auch geweint hatte, geduldig mitzugehen, und da that sie warlich, wie jener respondirende Dorfküster, den der Kandidat, welcher predigen sollte, durch sein Absingen in große Verlegenheit brachte, sich ausdrückete, recht und wohl daran.

Kaum war der Edelmann eine gute Viertelstunde geritten, so machte das Pferd, welches er ritt, einige Seitensprünge, und wollte seinem Reiter nicht nach seinem Sinne gehorchen. Plötzlich stieg dieser vom Pferde herunter, zog sein geladenes Pistol aus dem Halfter hervor,

und schoß das arme, unschuldige Pferd auf der Stelle todt.

Hier erschrack die böse Frau; sie zitterte und bebte, weil sie glaubte, es könnte ihr eben so, wie dem armen Thiere, ergehen, und fieng an, in sich zu gehen. Als das Pferd todt war, befahl ihr der neue Ehemann, dem sie dergleichen Beginnen nicht zugetraut hätte, (denn als Bräutigam war er galant, wie ein Franzos, und geschmeidig wie ein Lamm) dem Pferde den Sattel abzunehmen, und ihn bis ans Dorf zu tragen. Sie gehorchte stillschweigend und ohne Widerrede. Als sie nun bey dem Dorfe, wo er Verrichtungen zu haben vorgab, ankamen, sagte er: „ich erinnere mich jetzt, daß derjenige, den ich sprechen wollte, heute in der Nachbarschaft zu Gaste ist; wir wollen also wieder umkehren, und nach Hause gehen.“ Er trabte voran,

und Madam mit ihrem Sattel auf dem Rücken hinterdrein, welches mit ihrem Anzuge einen seltsamen Kontrast machte; die Bedienten folgten in einiger Entfernung, um gleich bey der Hand zu seyn, wenn es Madam etwa noch unterweges einfallen sollte, ihren tollen Kopf aufzusetzen, und sich gegen die Befehle ihres Eheherrn albern und widerspenstig zu bezeigen; es bedurfte aber ihrer Hülfe nicht, denn die neue Ehefrau wandelte ganz geruhig ihrer Straße, und stellte vermuthlich über das, was vorgegangen war, und was etwa, nach wahrscheinlichen Muthmaßungen, noch vorgehen könnte, ernstliche, auf ihre Besserung abzielende Betrachtungen an.

Sobald das neue Ehepaar zu Hause gekommen war, verfügte sich der Edelmann in sein Zimmer, und gebot seiner Gattinn, ihm zu folgen. Er warf sich in einen Lehnstuhl:

stuhl; sie muste ihm die Stiefeln und die Kleider ausziehen, und alles dasjenige herbeybringen, was zu seiner Bequemlichkeit, oder zu seinem Neglige' erfordert wurde.

Als dies geschehen war, redete er sie also an: „Madam, so wie Sie mich heute gefunden haben, werden sie mich immer finden, wenn Sie Ihre gewohnte Lebensart und Ihren bösen Sinn nicht ändern, und dasjenige, wozu Sie sich heute haben erniedrigen müssen, werde ich Ihnen auch künftig, und vielleicht noch etwas ärgers, zu thun geben, wenn es mit Ihnen immer beym Alten bleibt. Dagegen sollen Sie an mir den besten, liebreichsten Mann haben, sobald ich das Vergnügen haben werde, an Ihnen eine gute, vernünftige Frau zu finden. Eine Gefälligkeit, die Sie mir künftig in unserm Ehestande erweisen, werde ich doppelt und dreifach vergelten, aber für

eine

eine Impertinenz, welche Sie, ohne zu erröthen, gegen mich äussern, werde ich Ihnen sicher zwanzig wiedergeben, die noch gröber und empfindlicher, als die Ihrigen seyn sollen.

Die böse Frau versprach auf diese ihr gehaltene Lection Besserung, stellte, als sie auf ihr einsames Zimmer kam, über ihr bisheriges Verhalten, dessen Prüfung und Untersuchung ihr nie in den Sinn gekommen war, über die Begebenheiten des heutigen Tages, über die Reden und über die Entschlossenheit ihres Mannes vernünftige Ueberlegungen an, faßte gute Vorsätze, beschlief diese gefaßten Vorsätze, welche sie beym Erwachen sehr heilsam und vernünftig fand, und besserte sich wirklich, so, daß sie mit ihrem Ehemanne das vergnügteste Leben führte, das jemals gelebt ward. —

Wo aber das erste von mir vorgeschlagene Mittel, dessen sich nach meiner bisherigen Erzählung, der Edelmann mit dem besten Erfolg bediente, nicht fruchten will, da bleibt nichts anders, als das zweyte übrig: Man schicke das arge, gottlose Weib, mit dem kein Auskommen mehr ist, ins Zuchthaus, und lasse die Unholdinn allda, bey schlechter Kost und harter Zucht für ihre Sünden büßen.

Ueberhaupt scheint es mir hauptsächlich an der Erziehung zu liegen, daß wir in der Welt so viele böse Weiber haben, die ihre Männer frohes Muths unter die Erde bringen. Denn man läßt gemeiniglich der jungen Mamsell, oder dem jungen Fräulein allen Willen, unter dem Vorwande, sie sey noch unschuldig, sie verstehe es noch nicht; man schweigt zu allen ihren Unarten

still,

still, aus Furcht ihrer Gesundheit zu schaden, statt, daß man ihr den Eigensinn mit der Ruthe austreiben, und durch scharfe Zucht sie gewöhnen sollte, künftig ihren Männern gehorsam, gefällig und unterthänig zu seyn.“

Hier endigte der Ritter Ehrenfried seinen Vortrag, und erhielt allgemeinen Beyfall. Man schmauste noch einige Tage, und vertrieb sich die Zeit mit allerley Lustbarkeiten, wobey Prinz Siegfried auch seine Rolle spielte, denn er gab, weil er Freyheit hatte, zu thun, was er wollte, und zu geniessen, was seiner Sinnlichkeit behagte, manchen Kurzweil an, und nöthigte den alten, ernsthaften Knasterbärten, die seinem Vater hofirten, manch holdes Lächeln ab. Als nun die Geburtstagsfeyerlichkeit geendigt war, kehrte der Ritter Ehrenfried, abermals beschenkt

vom

vom Könige und seiner Gemahlinn, in seine Heimath zurück.

Prinz Siegfried wollte durchaus den Ritter Ehrenfried in seine Heimath begleiten; er ließ sich aber doch zureden, da dieser ihm vorstellte, wie er für itzt noch zu klein, und vielen Gefahren, sonderlich auf der Reise, unterworfen sey; wenn er aber, dem seinen Aeltern gegebenen Versprechen zufolge, über zwey Jahr' wieder käme, (unterdessen würde er recht groß und stark werden) alsdenn wollte er ihm ein hübsches Pferd zum Geschenk mitbringen, und ihn darauf bey seiner Zurückreise mitnehmen. Bey dieser Vorstellung und bey der Erwartung des Pferdes, welches er bekommen sollte, beruhigte sich der junge Siegfried, und der Ritter zog seine Straße.

Eilftes Kapitel.

Noch etwas von Siegfrieds Jugendgeschichte. Ritter Ehrenfried wird von seinem Fürsten in den Grafenstand erhoben, und erhält bald darauf die Stelle eines Oberkämmerers bey dem Könige Sieghard. Der junge Siegfried tritt in Gesellschaft des Ritters seine erste Reise in fremde Länder an; dieses ist aber keine Reise auf Ebentheuer, zu welchen er noch etwas zu jung war, sondern nur eine Lustreise.

Siegfried sprach nach des Ritters Ehrenfried Abreise von nichts, als von diesem edelen Ritter und von dem Pferde, welches er ihm mitzubringen versprochen hatte. Der König, der seine Ungeduld sahe, wollte, weil ihm die Zeit zu lang wurde, sein Verlangen befriedigen;

Sieg-

Siegfried aber verbat sich solches, und meinte, er wollte lieber so lange warten, bis der Ritter über Jahr und Tag wiederkäme, denn, weil er ein so kluger Mann wäre, der, wie er gehört hätte, auf alle Fragen antworten, und künftige Dinge vorhersagen könnte: so würde er sich auch wohl auf die Kenntniß der Thiere verstehen, und ihm ein Pferd aussuchen, welches sich für sein Alter schickte.

Dem König gefiel es wohl, daß sein Prinz so vernünftige Reden führte, und sagte: weil er sich denn bis zu des Ritters Ankunft gedulden wollte, so würde er sichs vorbehalten, ihm gelegentlich ein anderes Geschenk zu machen, wenn er sich gut aufführen würde.

Siegfried erwiederte hierauf: an der guten Aufführung sollte es nicht fehlen, man

te ihm nur seinen Willen lassen, und ihn nicht zu sehr einschränken, denn er müste sich zu seiner künftigen Bestimmung vorbereiten.

Der Ritter Ehrenfried konnte diesmal, als die stipulirte zweyjährige Frist, nach deren Ablauf er den König Sieghard zu besuchen pflegte, zu Ende gieng, sein gegebenes Wort nicht halten, sondern muste die Reise nach Utopien, welche ihm viell Vergnügen und Zeitvertreib gewährte, noch eine Zeitlang aussetzen. Denn es hatte ein fremder Fürst, der aus fernen und unbekannten Ländern, wie ein Ungewitter, welches sich in schwülen Sommertagen plötzlich am Horizont zusammenzieht, und den Spaziergängern plötzlich ihre Lust verdirbt, daher kam, sein Vaterland mit Krieg überzogen. Ehrenfried bekam, weil er seiner Tapferkeit wegen bekannt war, das Kom-

man-

mando über einen ansehnlichen Theil der jungen, in Waffen geübten Mannschaft, welche sein Fürst, ein stiller, friedliebender Herr, wie der König Sieghard, dem feindlichen Heer entgegenstellte. Es war ein hartnäckiger Krieg, ob er gleich noch nicht zwey Jahre gedauert hatte, denn es mischten sich von beyden Theilen andere Völker drein, welche, wie es zu geschehen pflegt, ihre Vortheile dabey suchten. Endlich aber siegten des friedliebenden und am Kriege ganz unschuldigen Fürsten Waffen; Ehrenfried trug durch seine kluge Aufführung, durch seine Kriegslist, und durch den Muth, welchen er seinen Soldaten zu rechter Zeit einzuflößen wuste, am meisten zur Wiederherstellung des Friedens bey, und wurde zur Belohnung in den Grafenstand erhoben.

Unterdessen hatte sich der König Sieghard nebst seiner Gemahlinn allerley Gedanken und Sorgen darüber gemacht, woher es doch kommen möchte, daß der Ritter Ehrenfried so lange ausblieb, und daß er sich nicht zu der versprochenen Zeit an seinem Hoflager eingefunden hätte. In dieser Besorgniß, ob ihn etwa gar bey seinen kühnen und mannhaften Unternehmungen ein Unfall zugestoßen, und er gar ums Leben gekommen seyn möchte, sandte er einen Eilboten in Ehrenfrieds Vaterstadt zu seinen Anverwandten, der sich nach allem genau erkundigen sollte. Dieser kam bald mit der Botschaft und frölichen Nachricht zurück, daß der edle Ritter sein Vaterland bisher wider einen mächtigen Feind männlich vertheidigt, und dem Kriege ein Ende gemacht habe, daß er auch dafür in den Grafenstand von seinem Fürsten erhoben sey,

und er würde sich nun bald, nach wiedererlangter Ruhe und Sicherheit, an dem königlichen Hoflager einfinden.

Ueber diese Nachricht hatte der König und seine Gemahlinn große Freude, und beyde sahen des Ritters und nunmehrigen Grafen Ankunft erwartungsvoll entgegen. Auch der junge Siegfried, der nun bald acht Jahr alt war, erinnerte sich, als ihm diese Nachricht, die der ausgesandte Eilbote mitgebracht hatte, an sein ihm versprochenes Pferd, und sprang vor freudiger Sehnsucht und Begeisterung in die Höhe, daß er nun bald darauf reiten würde.

Endlich kam der neue Graf Ehrhard von Ehrenfried angeritten, und brachte dem jungen Prinzen ein schönes Reitpferdchen mit, welches bereits zugeritten war. Siegfried war über dieses Geschenk unge-

froh, und wuste nicht, wie er's dem Grafen verdanken sollte. Er wagte sogleich einen Ritt, wobey er sich sehr gut zu benehmen wuste, als ob er des Dinges schon gewohnt wäre, und, wenn ihn gleich das Pferd ein paarmal herunterwarf, so raffte er sich geschwind wieder zusammen, und achtete des kleinen Purzelbaums nicht.

Der König hatte an den neuen Grafen wegen seiner langen Abwesenheit und wegen seiner letzten ruhmvollen Thaten, wodurch er der Erretter seines Vaterlands geworden war, hunderterley Fragen zu thun, die er ihm sämtlich nach seinem Wunsch beantwortete. Es wurden dem willkommnen Gast zu Ehren, den man so lange nicht gesehen und genossen hatte, verschiedene Feste und Lustbarkeiten angestellt, und Prinz Siegfried, der nach seiner Art und nach seinem zunehmenden Alter auch schon ein Wörtchen

chen mitreden konnte, nahm an diesen feyerlichen Ergötzlichkeiten Theil. Er hatte um so mehr ein Recht zu solcher Theilnehmung, weil sein Geburtstag, ein feyerlicher, wichtiger Tag für ihn — für sein königliches Aelternpaar — für's ganze Land (dem er aber in der Folge wenig oder gar nicht nützte) zugleich mit gefeyert und begangen wurde.

Diese festliche Freude wäre aber bald in Trauer verwandelt worden. Siegfried hatte es den Bauerjungen abgesehen, daß sie sich öfters im nahe gelegenen Fluß in Gesellschaft, badeten, daß sie im Wasser schäckerten, Sprünge machten, sich einander verfolgten, mit dem feuchten Element besprengten, und mancherley Muthwillen trieben. Er wagte sich also auch an einem sehr heißen Sommertage, da die von seinem Vater geladenen Gäste aus der Nähe und

Ferne in der königlichen Burg noch beysammen waren, und sich auf verschiedene Art, theils durch Spielen und Voltigiren, theils durch Trinken und Spazierengehen, die Zeit vertrieben, ins Wasser, um sich abzukühlen, und zu versuchen, wie diese Wassermotion ihm bekommen würde.

Ohne Schwimmen gelernt zu haben, versuchte er es, zu schwimmen, und, siehe da! es gelang ihm. Weil ihm nun diese bisher ungewohnte Lust und Zeitverkürzung gefiel, so hielt er sich etwas zu lange im Wasser auf. Das Schwimmen machte ihn müde, und er gerieth von ohngefähr an einen schlüpfrigen, etwas unsichern Ort (denn er war überhaupt der Gegend nicht kundig) wo ein Stück Erde plötzlich unter ihm wegschoß, so, daß er in Gefahr war, zu ersaufen, und über dieser Lust sein Leben einzubüßen.

Von ohngefähr und zu seinem Glück kam ein Bauer, der in dem nämlichen Fluß in einiger Entfernung badete, herbeygeschwommen; dieser, da er den Prinzen erkannte, und die Gefahr sahe, in der er sich befand, ergriff ihn eiligst beym Schopf, zog ihn aus dem Wasser heraus, und rettete ihm das Leben.

Die Nachricht von diesem dem Prinzen wiederfahrnen Unfall und von der Gefahr, in die er sich so muthwillig und trotzig-lich begeben hatte, erscholl bald vor den Ohren des Königs, der Königinn und derer, die um sie waren. Der König und seine Gemahlinn waren vor Schreck ausser sich. Man wollte den jungen Herrn wegen seiner abermaligen Verwegenheit, die ihn hätte das Leben kosten können, von aller ferneren Theilnehmung an den bey Hofe vorfallenden Lustbarkeiten ausschliessen; man

wollte ihn auf einige Tage bey Brod und Wasser einsperren, und was der ihm zugedachten Züchtigungen mehr war; — aber der Graf Ehrenfried; der die Sache von einer ganz andern Seite betrachtete, ward sein Fürsprecher, und sagte zum Könige: „er möchte den Prinzen nur gehen lassen; alles dies gehöre mit zu den Vorbereitungen zu seiner künftigen Bestimmung; die Natur zeige jetzt schon, was sie einst aus ihm machen wollte; er dürfe schon itzt keine Gefahr scheuen, und sein günstiges Geschick, oder vielmehr der ihn auf allen Wegen und Stegen unsichtbar begleitende Schutzengel *) würde

*) Die Herren Theologen zanken sich darüber, ob es Schutzengel gebe? und die mehresten unter ihnen, wenigstens unter den neueren, verneinen es. Mich dünket: es giebt welche, sonderlich Schutzgeister, gute Dämonen und unsichtbare Aufseher für die Kinder,

würde ihn schon dafür bewahren, daß er nicht eher, als bis sein in dem Buch der Schicksale bestimmtes Ziel gekommen wäre, in irgend einer ihm drohenden Gefahr umkäme.

Ausserdem rieth der Graf Ehrenfried dem Könige: er möchte, wenn der junge Siegfried noch einige Jahre älter wäre, und

der, man verstehe und erkläre sich auch das Ding wie man wolle. — Wenigstens bleibt die Vorstellung von sogenannten Schutzengeln, die auf Gottes Geheiß dem Menschen zur Warnung und Beschirmung dienen, allemal eine erbauliche, viel Gutes wirkende Vorstellung für den gemeinen Mann, und ich sehe nicht, was damit ausgerichtet, oder gewonnen wird, wenn man diese fruchtbare Idee, welche doch die Bibel begünstigt, und die zum wenigsten nichts widersprechendes enthält, wegphilosophirt.

und es ihm einfiele, das väterliche Haus zu verlassen, um in die Fremde zu gehen, und sich daselbst etwas zu versuchen, doch ja sich sothanen Beginnen nicht widersetzen, sondern ihm seinen Willen lassen, und sich dabey versichert halten, er werde, als ein Glückskind, welches die Natur bildet und leitet, großen Ruhm erwerben; und seiner Abstammung Ehre machen.

Diesen Rath, der nicht allein vernünftig, sondern auch auf Erfahrung und Kenntniß des Zukünftigen gegründet war, lies sich der König gefallen, und weil er an dem Ritter und Grafen Ehrenfried überhaupt einen so geschickten, treuherzigen, beredten und einsichtsvollen Mann fand, der ohne Absicht und Eigennutz auf das Beste seines königlichen Hauses bedacht war, so sann er darauf, und machte allerley Entwürfe, wie

er

er ihn an seinen Hof ziehen und bey sich behalten möchte.

Gerade um diese Zeit, als der König mit solchen Gedanken zu Ehrenfrieds Vortheil beschäftigt war, starb sein oberster Kämmerer, der zur Kriegszeit zugleich als erster Befehlshaber die Residenz bewachen, und wider feindliche Angriffe vertheidigen muste, ein Mann von achtzig Jahren. Diesen erledigten Posten, den ansehnlichsten und einträglichsten im Lande, mit welchem auf den Fall, wenn der regierende Herr keine männliche Erben hatte, (denn die Landesgesetze schlossen das weibliche Geschlecht von der Regierung aus, wie Paulus solches, guter Ursachen wegen, vom Predigtamt ausschließt) die Thronfolge verbunden war, trug der König Sieghard, ohne auf die Menge und Namen derer, die sich dazu meldeten, zu achten, dem Grafen

Ehrenfried mit umständlicher Zergliederung seiner guten Absichten und seiner gegen ihn tragenden Gewogenheit an. Ehrenfried, dem dieser Antrag ganz unerwartet kam, dachte nur einen Augenblick nach, faßte aber gleich, ohne vieles und langes Bedenken, seinen Entschluß, und antwortete dem Könige: „Was mir Ew. Majestät so ganz wider mein Denken und Vermuthen, mit so vieler Gnade und Großmuth anbieten, das nehme ich gern und willig, mit der unterthänigsten und lebhaftesten Dankbarkeit, jedoch mit der Bedingung an, daß mir Ew. Majestät vergönnen, ehe ich diesen wichtigen Posten antrete, in meine Heimath zurückzureisen, und mich bey meinem Fürsten und bey denen, die etwa von meiner Familie noch am Leben sind, zu beurlauben. Der König ertheilte ihm diese Erlaubniß ohne Anstand und Weigerung, und Ehrenfried machte sogleich Anstalt zu seiner Abrei-

reise, damit er desto eher wiederkommen möchte.

Ehrenfried hatte sein dem jungen Prinzen gegebenes Versprechen, daß er ihn bey der Heimreise mitnehmen wollte, vergessen; dieser aber erinnerte ihn daran, und wollte durchaus nicht von seinem Vorhaben abstehen.

Der König nebst seiner Gemahlinn wollten anfänglich nicht in die Reise des Prinzen willigen, weil sie seinetwegen besorgt und seiner Gegenwart gewohnt waren; doch liessen sie sichs endlich gefallen, als der Graf Ehrenfried sie versicherte, er sollte keinen Schaden nehmen, und er wollte ihn gesund und wohlbehalten wieder heim bringen. Sie reiseten also glücklich ab, und kamen, ohne daß ihnen auf dem Wege etwas widriges begegnet wäre, sicher an Ort und

Stelle.

Stelle. Dieses war nun des jungen Siegfried erste Auswanderung, wobey er viel zu sehen und zu hören bekam. Er fragte den Graf Ehrenfried, seinen Begleiter, unaufhörlich über dieses und jenes, was ihm war, und dieser, der sich über des Prinzen Aufmerksamkeit auf alle vorkommende Gegenstände freute, hatte Mühe, alle seine neugierigen Fragen zu beantworten.

Ehrenfried kam nach einer vierzehntägigen Reise (er muste sich diesmal länger als sonst, des jungen Siegfrieds wegen unterweges aufhalten) mit dem Prinzen, der über die Veränderung, welche ihm der Graf durch diese Reise machte, vor Freuden ausser sich war, glücklich in seiner Geburtsstadt an, und sein erstes Geschäft, nachdem er sich ein wenig ausgeruht hatte, war, daß er seinem Fürsten aufwartete, um ihm seine

Verfor-

Versorgung an des König Sieghards Hofe zu melden, und sich bey ihm zu beurlauben.

Der Fürst war unpäßlich; er wurde aber dennoch vorgelassen, und von demselben sehr gnädig empfangen. Ehrenfried eröfnete dem Fürsten, daß ihm der König Sieghard den vornehmsten und einträglichsten Posten in seinem Lande, nämlich die Stelle eines Oberkämmerers und Kommendanten der Residenz, angetragen, und daß er solche auch unter der Bedingung angenommen hätte, wenn er von seinem gnädigsten Landesherrn, dem er viel Verbindlichkeit schuldig wäre, die Erlaubniß dazu erhalten würde.

Der Fürst ertheilte auf diesen Vortrag zur Antwort: „daß, ob er ihn gleich ungern verlöhre, maßen er sich immer als ein

braver, tapferer Ritter gehalten, und ihm und seinen Unterthanen, sonderlich in dem letzten Kriege, viel nützliche Dienste geleistet hätte, er ihm doch an seinem Glück nicht hinderlich seyn wolle, und ihm die nachgesuchte Erlaubniß hiezu gern ertheile.“ Hierauf empfahl sich Graf Ehrenfried des Fürsten gnädigen Andenken, und dankte ihm für alle bisherigen Erweisungen seiner Huld und Gnade. Der Fürst entließ ihn mit den besten Wünschen für das Gelingen seiner künftigen Unternehmungen und für die Erhaltung seiner Gesundheit; er rief ihm noch, da er schon weggieng, nach: „Lebet wohl, edler Graf und Ritter, und vergesset euer Vaterland, vergesset auch euren kränkelnden Fürsten nicht.“

Ehrenfried hatte keine Aeltern mehr, sondern nur einige weitläuftige Anverwandten, auf die er nicht viel gab, weil ihre

Gesin-

Gesinnungen nicht, wie die seinigen, bieder und edelmüthig waren. Von diesen nahm er in aller Kürze Abschied, brachte seine Sachen in Ordnung, gab einigen guten Freunden, die ihm lieber, als seine Anverwandten waren, einen Valetschmaus, und reisete nach einem vierzehntägigen Aufenthalt an seinem Geburtsorte, der von der Residenz des Königs Sieghard über hundert Meilen entfernt war, nach Utopien und nach dem Orte seiner Bestimmung in Gesellschaft des Prinzen Siegfried zurück, der sich in dieser ihm neuen und unbekannten Gegend recht lustig gemacht, und Vater und Mutter drüber vergessen hatte.

Graf Ehrenfried kam also nach einer Abwesenheit von zwey Monathen an des König Sieghards Hoflager an, und erregte insonderheit dadurch, daß er den Prinzen ganz frisch und unbeschädigt wieder zurück-

brachte, große Freude. Während Ehrenfrieds Abwesenheit hatte der König die in seiner Person getroffene Wahl zum Oberkämmerer vor jedermann, selbst vor seiner Gemahlinn, geheim gehalten, und denen, die sich dazu meldeten, zur Antwort gegeben; die Stelle sey schon mit einem tüchtigen Manne wiederum besetzt, der zur gehörigen Zeit seinen Posten antreten würde.

Da zerbrachen sich nun die politischen Kannengiesser unter den Hofschranzen adelichen und bürgerlichen Standes die Köpfe drüber, wer wohl dieser erwählte Glückliche seyn möchte, mit dessen Wahl der König so geheimnißvoll thäte.

Die ältesten unter des Königs geheimen Räthen, wovon ein jeder wegen seiner vieljährigen Dienste, ein Recht zu dieser Stelle zu haben vermeinte, fiengen an zu

mur-

murren, weil sie muthmaßten, der König würde sie vorbeygegangen seyn, und einen alten Kriegsknecht aus der Provinz, oder gar einen Fremden erwählt haben.

Endlich wurde von dem Könige, dem die verschiedenen Urtheile seiner Räthe und Bedienten über sein dermaliges Verfahren, und selbst ihr Murren, welches ihm zu Ohren gekommen war, zum Vergnügen gereichten, ein Tag bestimmt, an welchem das ganze Geheimerathskollegium zusammenberufen, und Ehrenfried demselben als der neue Oberkämmerer vorgestellet ward.

Neid und Verwunderung über dieses unerwartete Phänomen war beynahe auf allen Gesichtern der anwesenden Räthe und Hofleute ausgedrückt; aber es half nichts, sie musten sich drein schicken, und dem neu-

en Oberkämmerer, so ungern sie auch dran giengen, mit aller erforderlichen Bescheidenheit und Submißion in des Königs Gegenwart, der ihre Unzufriedenheit gar wohl bemerkte, das Glückwünschungskompliment abstatten, wovon ihr Herz freylich sehr weit entfernt war.

Zwölftes Kapitel.

Siegfried will sich von seinen Aeltern und Befreunden, die in ihm eine Stütze des Throns zu sehen glaubten, nicht länger aufhalten lassen, er geht in die Fremde und auf die Wanderschaft, gleich einem Handwerkspurschen. Es stoßen ihm auch bald anfangs verschiedene Ebentheuer auf.

Der neue Oberkämmerer Ehrenfried verwaltete, obgleich von vielen seines Glücks wegen gehaßt und beneidet, seinen neuen Posten, der ihn zugleich zum Aufseher über des Königs Schatzkammer machte, mit vieler Genauigkeit, und der Hof war mit ihm vollkommen zufrieden. Er war den Höflingen insonderheit deswegen verhaßt, weil er die Schmeichler nicht leiden konnte, sondern sie, so viel es sich thun ließ,

ließ, von Hofe entfernte, weil er kein Unrecht, keine Unterdrückung der armen Unterthanen duldete, und weil er ein unbestechlicher Freund und Verfechter der Wahrheit war.

Es nahmen auch seinetwegen verschiedene von des Königs Räthen ihren Abschied, und begaben sich in andrer Herren Dienste. Daraus aber machte sich der König nichts. Es fanden sich immer wieder andere geschickte und einsichtsvolle Leute, welche die leer gewordenen Stellen einnahmen, und die Abgegangenen hatten größtentheils Ursache, ihren Eigensinn und ihre vorgenommene Veränderung zu bereuen. Denn der König Sieghard war ein sehr guter, herablassender Herr, der mit seinen Unterthanen und mit seinen Bedienten, wie ein Vater mit seinen Kindern, umgieng.

Unterdessen hatte der junge Siegfried, der mit dem neuen Oberkämmerer, sobald es dessen Geschäfte erlaubten, fleißig ausritt und auf die Jagd gieng, an Jahren und Leibesstärke dergestalt zugenommen, daß es der stammhafteste Bauerjunge (welche Art von Geschöpfen größtentheils seine Gespielen waren) nicht leicht wagte, ihn wider sich aufzubringen, oder sich thätlich mit ihm einzulassen. Oft beobachtete ihn auch der Oberkämmerer, der ihm gleichsam statt eines Hofmeisters diente, nur von weiten, um ihn gänzlich seinem freyen Naturtriebe zu überlassen, und zu sehen, was daraus werden würde.

Der König Sieghard hatte zum öftern wegen seines Sohnes bange Ahndungen, denn er zweifelte, ob er ihn auch zum Thronerben bekommen würde, und stellte sich vor, wenn er erst einmal in die große

Welt gienge, so würde er Aeltern, Vaterland und alles vergessen, und niemals nach Utopien zurückkehren.

Der Oberkämmerer, dem der König seine nicht ganz ungegründeten Besorgnisse mittheilte, suchte ihm diese Grillen zu benehmen, und gab ihm unter andern zu bedenken, daß die Verfügungen des Schicksals einmal nicht zu ändern wären, und daß, wenn er gleich nicht sein Thronfolger werden sollte, solches nichts verschlüge, weil es ihm gelingen könnte, und wahrscheinlich gelingen würde, sich durch seine tapferen und kühnen Thaten und durch eine daraus erfolgende glückliche Heirath eine andere Königskrone zu erwerben.

Siegfried hatte nun sein dreyzehntes Jahr zurückgelegt; man sahe ihn aber wegen seiner Länge und Leibesstärke für einen zwanzig-

zwanzigjährigen Jüngling an. Der Gedanke der Auswanderung und des Ausgehens auf Ebentheuer war ihm schon öfter durch die Seele gefahren, aber sein Freund und Rathgeber, der Oberkämmerer, hatte ihn bis jetzt unter dem Vorwande, er sey noch zu jung, davon zurückgehalten.

Nun konnte er aber vor Begierde, sich in der Welt etwas zu versuchen, und auf seine eigene Hand, ohne jemandes Hülfe und Unterstützung nöthig zu haben, nicht länger ausdauern; alles wurde ihm in der königlichen Burg zu enge; er fand an keiner Sache, die ihm dort begegnete, oder zu seiner Gemüthsergötzlichkeit angestellt wurde, Vergnügen mehr.

An einem Morgen stand er, nachdem er seiner Entwürfe wegen eine unruhige Nacht gehabt hatte, sehr früh auf, und sobald

bald er merkete, daß sein Vater zu sprechen wäre, ließ er sich bey ihm melden, weil er ihm eine Sache von Wichtigkeit vorzutragen hätte.

Der König ließ ihn hereinkommen, und fragte ihn mit väterlich freundlicher Stimme: „Mein Sohn! was ist dein Begehr?“ Siegfried antwortete: „gnädigster Vater, daß ich in die Fremde reisen und mir etwas versuchen möge, denn hier ist wahrlich meines Bleibens nicht, und ich verspüre bey mir einen großen Trieb, fremde Länder zu sehen, und mich, wenn ich nun größer und älter werde, durch ritterliche Thaten und Kämpfe berühmt zu machen.“

Der König erklärte sich hierauf gegen den Prinzen: er wolle, weil er nicht gewohnt sey, in Sachen dieser Art etwas blos für seinen Kopf zu beschliessen, mit seiner

Gemah-

Gemahlinn und mit seinem Oberkämmerer Ehrenfried darüber Raths pflegen, und in der morgenden Frühstunde sollte er seine Entschlüssung vernehmen.

Die Königinn, Siegfrieds Mutter, wollte nicht gern in die Abreise ihres lieben Sohnes, wenn sie ihn gleich, seiner kühnen und burlesken Streiche wegen, oft den Ungerathenen nannte, willigen; sie muste sich aber doch endlich drein ergeben, weil es des Oberkämmerers ernstlicher Rath und des Königs Wille war, daß er seinem Genie folgen, und sich unter fremden Leuten etwas versuchen sollte.

Am folgenden Morgen erhielt Siegfried, der sich schier auf eine abschlägige Antwort gefaßt machte, von dem Könige, seinem Vater, die Erlaubniß, zu wandern, und in die große Welt zu reisen, wobey

bey er es ihm anheimstellte, ob er diese Reise zu Pferde oder zu Fuße unternehmen wollte.

Siegfried erwählte vor der Hand das letztere, und ließ sein wohlberittenes Pferd in der sichern und guten Verwahrung des Oberkämmerers, der es ihm verehrt hatte, zurück.

Es scheint fast nöthig zu seyn, daß wir, ehe wir unsern Helden in die große, weite Welt reisen, und ihn, in Kraft seiner Bestimmung und des innern Zuges, der ihn seiner Bestimmung nähert, hier ein Ebentheuer, dort ein Ebentheuer bestehen, und überall seine Schanz *) wohl wahrnehmen lassen,

*) Schanz ist ein altes, deutsches Wort, und heißt eigentlich so viel, als Gefahr. Seiner

lassen, unsern Lesern von seiner bisherigen Erziehungsart einige Rechenschaft geben.

Man wird sich aus dem vorhergehenden erinnern, daß der Graf **Ehrenfried** bey dem Besuch, den er nach der Geburt des Prinzen **Siegfrieds** bey dem Könige **Sieghard** ablegte, diesem den Rath gab, er möchte dem neugebohrnen Prinzen, wenn er zu den schulfähigen Jahren käme, keinen Hofmeister, keinen Informator halten, sondern ihn blos der Zucht und Leitung der Mutter Natur überlassen, weil er nicht zu einem Weichling, nicht zu einem galanten Herrn, sondern zu einem mannhaften und tapfern

ner Schanz wahrnehmen, heißt: auf seiner Huth seyn. Daher braucht man noch jetzt die Redensart: etwas in die Schanze schlagen, etwas der Gefahr, verloren zu gehen, Preis geben.

tapfern Ritter bestimmt wäre, dem, wenn er auf Ebentheuer ausgienge, oder wider einen Feind zu fechten hätte, sein offener Kopf und sein Kriegsglück forthelfen müste.

Diese natürliche Erziehungsart, ob sie gleich nicht allgemein zu empfehlen ist, ist doch nicht ohne Beyspiel. Denn wir haben in neueren Zeiten große Kriegshelden gesehen, die ohne allen Unterricht, sich selbst und ihrem Genie, überlassen, wie die Pilze, aufgewachsen sind. Der König Sieghard, der des Ritters Meinung, so wenig sie ihm anfänglich gefallen wollte, für gut und untrüglich hielt, folgte seinem Rath, und ließ den jungen Siegfried ohne allen Unterricht aufwachsen; Siegfrieds Mutter aber, der dieses rohe Wesen durchaus nicht in den Kopf wollte, lies ihn heimlich im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten, und brachte ihm selbst, weil es ihr

nicht

nicht an Verstand, Einsicht und Belesenheit fehlte, manche gute Grundsätze bey, so daß er eines Informators allenfalls entbehren konnte. Vieles errieth und lernte der junge Siegfried von selbst. —

Beym Abschiednehmen von der Königinn giengs nun von ihrer Seite, wie man leicht denken kann, ohne Thränen nicht ab. Siegfried aber war, als ihm die königliche Mutter den letzten Kuß auf den Mund drückte, und ihm zugleich einen guten Zehrpfennig, immer weinend, zusteckte, standhaft, wie ein Held; er vergoß keine Thräne, und expedirte sich überhaupt bey dem Abschiede von seinen Aeltern so kurz, als möglich.

Der König Sieghard war auch nicht wenig gerührt, als er seinen Sohn mit einer kurzen, aber nachdrucksvollen väterli-

chen Ermahnung von sich ließ. Den Oberkämmerer, von dem er sichs ausgebeten hatte, daß er ihn auf seinem Zimmer letzen möchte, gab ihm auch noch einige gute Lehren mit auf den Weg, und trank ihm einen Römer voll alten Rheinwein auf glückliches Gelingen aller Unternehmungen zu.

Es war früh zwischen neun und zehn Uhr, und ein sehr angenehmer Sommertag, als Siegfried, von einer ganzen Schaar Bauern, Bäuerinnen und Bauerjungen umringt, die ihm seine Kinderjahre hatten vertändeln helfen, und ihm auf eine Meile Weges das Geleite gaben, seine Wanderschaft antrat. Den guten Leuten standen die hellen Thränen in den Augen, als er ihnen, da es nun ans Scheiden gieng, ein: Lebt wohl, Kinder, und behaltet mich lieb, entgegen rief. Sie sahen ihm so lange nach, als sie konnten, bis er endlich vor ih-

ren Augen verschwand. Er hatte, gleich einem Handwerkspurschen, der, um einst das Meisterrecht und die Zunftfähigkeit zu erhalten, in die Fremde geht, ein mit den nöthigsten Bedürfnissen angefülltes Felleisen auf dem Rücken, und einen tüchtigen Dornknüppel in der Hand, mit welchem er, ohne sich zu überlaufen, ganz gemächlich forttrabte. Unterweges gieng er keine Schenke, keinen Gasthof vorbey, wo er nicht einkehrte, und sich durch das, was für baares Geld zu haben war, erquickte. Ueberall, wo er hinkam, gab er sich für einen reisenden Handwerkspurschen aus, der Arbeit suche, obgleich, wenn man ihn recht ins Auge faßte, und mit Gemächlichkeit, es sey bey dem Lichte der Sonne, oder der Lampe, beantlitzte, der Königssohn aus seiner edlen, heroischen Miene und aus seinem blauen Augenpaar mächtig hervorschimmerte, als welches ihm auch hin und wieder

viel unnütze Fragen neugieriger Forscher zuwege brachte.

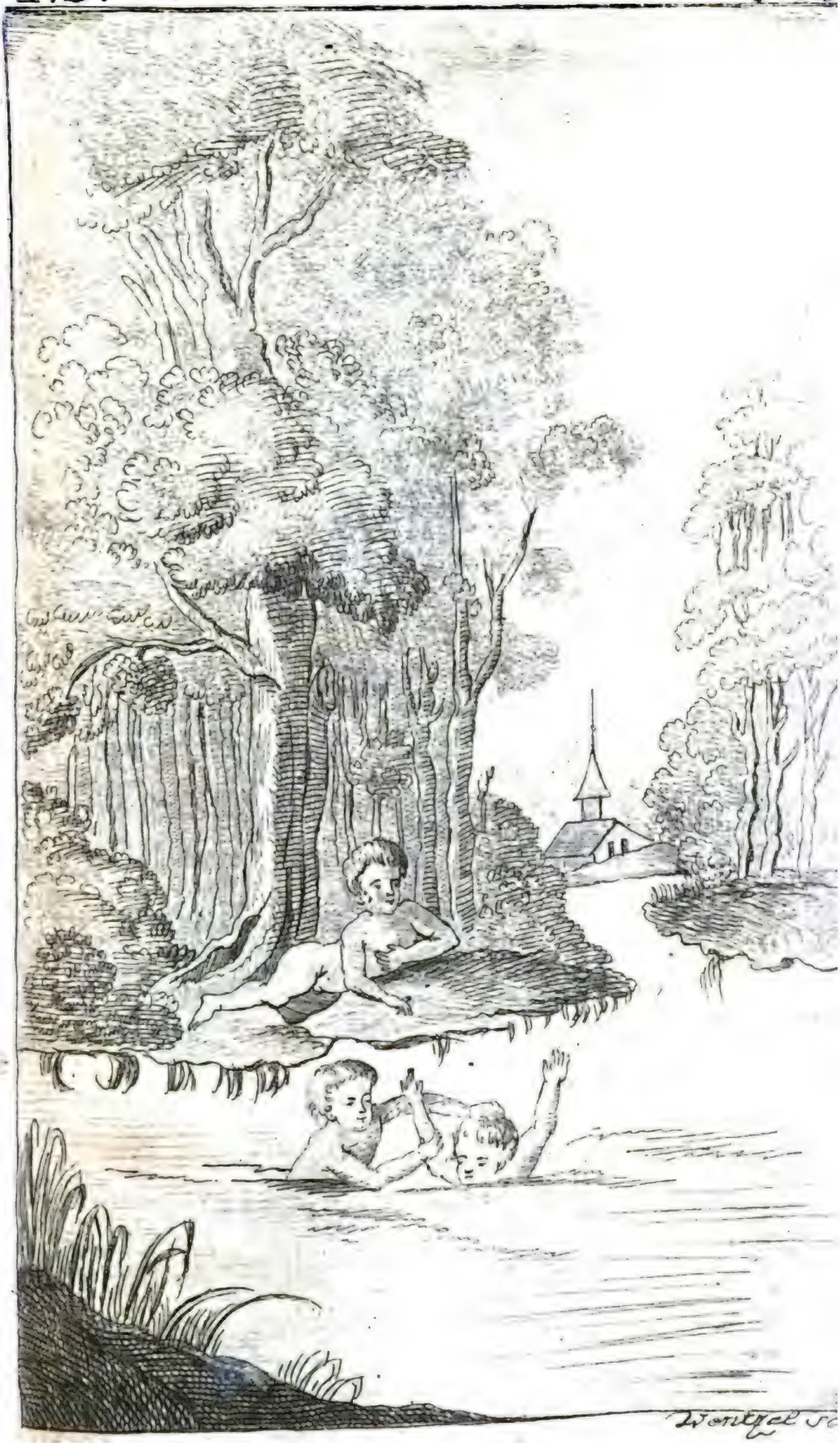
Dreyzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Siegfried verirrt sich in einem großen Wald, und, da er sich endlich heraus findet, stößt er auf ein Dorf, wo er, weil er nicht viel mehr zu zehren hat, bey einen Schmidt in Arbeit geht.

Am ersten Tage seiner Auswanderung hatte Siegfried beynahe sieben Meilen zurückgelegt, als er ziemlich ermüdet, und von dem Strahl der Sonne verbrannt, in einem kleinen Städtchen ankam, dessen

Ein-


Wortley sc

ed by Google

Einwohner und Rathsherrn verschiedener Thorheiten und lächerlichen Streiche wegen, welche sie begangen hatten, verschrieen waren, wovon diejenigen, die an dergleichen Lesereyen Vergnügen finden, in den sogenannten **Vademekums für lustige Leute** viel Aufgezeichnetes finden und ihren Appetit stillen können.

Die Sonne war schon ins Meer gesunken, das Horn- und Schaafvieh war schon eingetrieben, und die Hirtenweiber hatten bereits, nach hergebrachter Weise, zum Empfang ihrer Männer ihren Schmuck angelegt, als **Siegfried** in dem verschrieenen Städtchen ankam, und in den ersten Gasthof, der ihm aufstieß, einkehrete.

Er legte sein Felleisen ab, forderte einen Krug Bier, und fragte zugleich den Wirth, der ein langer, vierschrötiger Kerl

war, ob er für die Nacht Herberge bekommen könnte. Der Wirth antwortete: das könne er ihm nicht so geradezu versprechen; es wäre jetzt sehr scharf bey ihnen, denn es hätten seit kurzem viel Spitzbuben und allerley Lumpengesindel ihr Städtchen heimgesucht, und viel Betrügereyen verübt; daher wäre von ihrer wohlweisen Obrigkeit die heilsame Verfügung getroffen worden, daß jeder ankommende Fremde, er komme zu Pferde, oder zu Fuß, er sey Fürst oder Bauer, von dem regierenden Bürgermeister und von ihrem Oberprediger zuvor examinirt werden müste, ehe ein Wirth es wagen dürfte, ihm Herberge oder Nachtquartier zu geben: da es aber nun schon spät, und die Zeit zum Audienzgeben bey diesen vornehmen Herren verflossen sey, so zweifle er, daß er vorkommen möchte, doch könne er einen Versuch wagen, und zuerst den regierenden Bürgermeister, der ein Edelmann wäre, und al-

so Ihro Excellenz getitulirt würde, begrüssen. Siegfried leerte seinen Krug geschwind aus, erkundigte sich nach des Konsuls Wohnung, und gieng hin.

Zum Glück für unsern Siegfried, der sonst leicht sein Nachtquartier auf der Strasse nehmen müssen, war der Oberprediger bey dem regierenden Bürgermeister zu Gaste; dieses erfuhr Siegfried von des Bürgermeisters Leuten, und kam auf den Einfall, wenn er vorgelassen würde, sich für einen Predigerssohn auszugeben, um desto leichter mit seinem Anbringen Gehör zu finden.

Der Bürgermeister befahl, als er des Fremden Anbringen von seinem Bedienten erfuhr, und vernahm, daß es ein hübscher, wohlgekleideter, junger Mensch wäre, man sollte ihn hereinkommen lassen.

Die Dünste des Rebensafts hatten sich, weil die Abendmahlzeit allmählig zu Ende gieng, der Köpfe des Herrn Bürgermeisters und des Hohenpriesters bemeistert, und dies machte beyde aufgeräumt, wohlgemuth und zur Dienstfertigkeit geneigt. Siegfried kam daher zur glücklichen Stunde; er hätte nicht gelegener kommen können.

„Meine hochgebietenden Herren, sagte er, als er in die Stube trat, und sich vor dem Bürgermeister und vor dem denselben gegenüber sitzenden Geistlichen verneigte, entschuldigen sie meine Freyheit; ich befinde mich in großer Verlegenheit, und Ihre Güte vermag allein, mich davon zu befreyen.“ „Wie so? wie so? mein Freund! fragte ihn der Bürgermeister, fehlt es ihm etwa an Gelde?“ „Das eben nicht, erwiederte Siegfried, aber der Wirth, bey dem ich eingekehrt bin, versagt mir unter

dem

dem Vorwande eine Nachtherberge, weil so viel Spitzbuben hieher kämen; ich müste mich erst, sagte er, von Ew. Excellenz und von dem Herrn Pastor examiniren lassen.“ der Tittel Excellenz fuhr dem Bürgermeister gewaltiglich durchs Gehirn; er befahl sogleich (denn was kann ein schmeichelhaftes Wort, zu rechter Zeit angebracht, nicht für Wirkung thun?) seinem Bedienen, dem Fremden zu essen und zu trinken zu geben, sich hierauf zum Wirth zu verfügen, und ihm in seinem Namen anzubefehlen, er möchte dem fremden Handwerkspurschen für seine Rechnung ein gutes, bequemes Nachtquartier geben, und ein hübsches, reinliches Bette für ihn bereit halten, um zehn Uhr würde er sich einstellen.

Der Bürgermeister erniedrigte sich so weit, daß er unserm Siegfried von seiner Tafel in höchsteigener Person ein paar Glä-

ser Wein einschenkte, und sich mit ihm über seine Herkunft, über sein Alter, über den Ort, wo er hingedächte, in ein vertrauliches Gespräch einließ. Er kündigte sich beschlossenermaßen als eines Predigers Sohn aus Utopien an; sein Vater sagte er, habe Leberecht geheissen, und wäre bereits vor einigen Jahren gestorben; er, als sein einziger Sohn, der zum Studiren weder Geld, noch Lust, noch Geduld hätte, wolle sich jetzt in der Welt etwas versuchen, und vor der Hand, um seiner Mutter nicht zur Last zu fallen, ein ehrlich Handwerk erlernen. Dieser Vorsatz gefiel dem Bürgermeister überaus wohl, und er billigte sein Unternehmen.

Als der Hoheprieſter, welcher Taubenfuß hieß, den Namen Leberecht hörte, sagte er: das müsse nothwendig sein Verwandter gewesen seyn, denn sein seliger

Groß-

Großvater von der Mutterseite, habe Leberecht geheissen, und sey ein ehrlicher Schneider gewesen; es gäbe überhaupt viele Leberechts, welche diesen Namen bald als Vor- bald als Zunamen führten, in seiner Familje.

„Das ist nicht anders, sagte der Bürgermeister, indem er mit dem Oberprediger zusammenstieß, und ein volles Glas leerte, der junge Mensch ist ein Vetter von Ihnen.“ Dies gesagt, muste Siegfried auf des Bürgermeisters Geheiß, zur Bestätigung der neuen Vetterschaft, und auf das Wohl der ganzen werthen Taubenfusischen und Leberechtischen Familie noch einige Gläser Wein trinken, die er ihm aus besonderer Gefälligkeit, immer selbst einschenkte, und die ihm auf die gehabte Motion recht wohl bekamen.

Der

Der Oberpfarrer lud den neuen Vetter, weil sein Nachtquartier beveits bestellt, und er bey dem unfreundlichen Wirth, nachdem der Bürgermeister befehlen, und, daß keine Gefahr vorhanden sey, versichern lassen, gut aufgehoben war, auf den folgenden Morgen bey sich zum Frühstück ein, welches Siegfried mit höflichem Dank annahm; als die Glocke zehn schlug, beurlaubte er sich, und verfügte sich, ziemlich vergnügt und berauscht, in seine Schlafstelle.

Als er früh aufgestanden und mit seinem Morgenseegen fertig war, erkundigte er sich bey dem Wirth, wie viel er ihm schuldig sey; dieser antwortete, es sey schon alles bezahlt, er könne in Gottes Namen weiter wandern, und er wünsche ihm eine glückliche Reise. Er begab sich hierauf gegen sieben Uhr zu dem Oberpfarrer und nahm bey demselben die Chokolate ein. Die neue

Frau

Frau Muhme, dem die Gesichtsbildung des jungen Menschen gefiel, regalirte den neuen Vetter mit einem guten Stück Kirschkuchen, und sackete ihm verschiedene Eßwaaren ein, woran er genug zu tragen und zu schleppen hatte. Man lud ihn auch zur Mittagsmahlzeit ein, er wollte sich aber nicht halten lassen, sondern setzte um neun Uhr seine Reise fort.

Ohngefähr eine Meile von dem kleinen Städtchen, wo er Nachts geherbergt hatte, lag ein großer Wald, wo er eben nicht durch muste; er erwählte aber diesen Weg mit Fleiß, der Kühlung wegen, um den Strahlen der Sonne zu entgehen. Wenn man den rechten Weg traf, so brauchte man sechs Stunden, um aus dem Walde auf das nächstgelegene Dorf zu kommen. Mitten im Walde lag ein Wirthshaus, wo Siegfried etwas Erfrischung zu sich nahm, und sich nach dem rechten Wege erkundigte.

Der

Der Wirth zeigte ihm zwar, indem er etwa hundert Schritte mit ihm gieng, unter vielen Nebenwegen, die sich kreuzweis in einander schlängelten, den rechten Weg; aber Siegfried, der voller Gedanken und Entwürfe war, verfehlte ihn doch, und gerieth auf einmal, ehe er sichs versahe in die Wildniß hinein.

Es begegneten ihm verschiedene wilde Thiere von grimmiger Gestalt; sie liessen ihn aber größtentheils unangegriffen und unbeschädigt gehen, bis auf einen Bär, der auf ihn anrannte, dem er aber mit seinem Dornknüppel einen so derben Hieb und Genickstoß versetzte, daß er sich todt zu seinen Füßen streckte. Unterdeß wandelte ihn doch, weil er schon lange in der Irre herumgelauffen war, und noch keinen Ausweg sahe, Furcht und Bangigkeit an, weil er

wähn-

wähnte, er würde die Nacht in dieser Wildniß zubringen, und vielleicht gar sein Leben einbüssen müssen.

Endlich hörte er von weiten eine Menschenstimme, er gieng gerade drauf los, und fand eine Theerhütte, deren Bewohner ihn für ein Trinkgeld zurechtwiesen. Er hatte noch eine gute Stunde zu gehen, so war er aus dem Walde. Die Sonne fieng sich schon an, zu neigen; er verdoppelte daher seine Schritte, um wenigstens das nächste Dorf zu erreichen, wo sein Fuß ruhen könnte.

Gegen Abend kam er endlich aus dem Walde heraus, und sahe das Dorf, welches er zu seinem Nachtquartier bestimmte, in einer mäßigen Entfernung vor sich liegen. Gleich vor dem Eingange des Dorfs wohnte der Schmidt; bey diesem kehrte er ein,

und

und bot ihm seine Dienste an. Der Schmidt war ein guter, willfähriger Mann, und hatte in der dortigen Gegend gute Kundschaft. Er nahm unsern Helden freundlich auf, setzte ihm Speise und Trank vor, und hieß ihn, sich zeitig schlafen legen; morgen, sagte er, wollten sie des Handwerks und der Arbeit wegen, wozu er ihm nicht ungeschickt scheine, mit einander reden. Diesen Bescheid ließ sich Siegfried gefallen, und begab sich nach geendigter Mahlzeit zur Ruhe.

Vierzehntes Kapitel.

Siegfried wird von von dem Schmidt als Lehrpursche angenommen; er versucht seine Kräfte zu sehr; drob erzürnt sich der Meister, weil er ihm die Arbeit verdirbt. Sie kriegen sich einander bey die Ohren, und Siegfried wird von dem Schmidt, als ein für ihn untaugliches Subjekt, fortgeschickt.

Nach eingenommenen Frühstück und verrichteten Gebet führte der Meister, Namens Sauerbrey, seinen neuen Lehrjungen zur Arbeit, und lehrte ihn zuerst einige Kunst- und Handgriffe. Er muste allerley Hämmer versuchen, um zu sehen, wie er sich zu der ungewohnten Arbeit anstellen würde.

Siegfried versicherte den Meister, er werde seine Sache schon machen; er möchte ihm nur fürs erste seinen Willen lassen. Der Meister gab ihm ein Stück Eisen zum Schmieden, wandte sich darauf von ihm weg, und theilte auch den Gesellen ihr Tagewerk aus. Unterdessen spannte Siegfried seine Kräfte an, und schlug so gewaltig auf das Eisen los, daß es entzwey sprang, und der Amboß von der starken Erschütterung beynahe in die Erde sank. Darüber erschracken Meister und Gesellen; der Meister aber, dem der gehabte Schreck und die verdorbene Arbeit nicht gleichgültig war, nahm seinen neuen Lehrjungen beym Kopf, und schüttelte und zauste ihn ein wenig. Dieser aber, des Zausens und der Schläge ungewohnt, wehrte sich gegen seinen Meister, gab ihm ein paar derbe Ohrfeigen, und versetzte ihm einen solchen Stoß, daß er, ganz betäubt, auf Gottes Erdboden fiel.

fiel. Als er sich ein wenig erholt hatte, ruffte er seine Gesellen zu Hülfe, diese schlugen sich mit dem kecken Lehrpurschen herum, ohne ihm etwas abgewinnen zu können. Da sie merkten, daß er stärker und listiger war, als sie, liessen sie ihn gehen, und gaben dem Meister den wohlmeinenden Rath, er möchte darauf bedacht seyn, wie er diesen losen Gast, der ihm am Ende alles Handwerkzeug verderben, und viel Unruhe im Hause machen würde, wieder loswerden könnte; er möchte wohl gar, setzten sie hinzu, ein Hurkind, oder ein Findling seyn, und vielleicht obendrein etwas von der schwarzen Kunst verstehen, weil er jedermann trotzte, und weil er eine so riesenmäßige Stärke besäse, dergleichen bey ihren Zunft- und Handwerksgenossen nicht anzutreffen wäre.

Siegfrieds Meister hatte indeß eine gute, mitleidige Seele, er war sehr gewis-

senhaft, und glaubte sich zu versündigen, wenn er den jungen Siegfried sogleich fortschickte; er vergab ihm daher den kühnen Jugendstreich, daß er das Eisen entzwey geschlagen, und sich wider Gottes Ordnung an ihm vergriffen hatte. Acht Tage, dachte er bey sich selbst, willst du ihn noch bey dir behalten, und sehen, wie er sich anläßt; schlägt er aber während dieser Zeit nicht ein, und verursacht dir neuen Verdruß und Schaden, so mag er alsdenn seine Straße ziehen.

Der Meister gab seinem Lehrjungen unterdessen wenig Schmiedearbeit, sondern mehr Haus- und Mägdearbeit zu thun, womit dieser gar nicht zufrieden war. Er muste Holz tragen, es sägen und spalten, Wasser schleppen, Windeln waschen, auskehren, und dergleichen. Zwey Tage ließ er sich diese Beschäftigung gefallen; am Morgen des

drit-

dritten Tages aber, als er sein Frühstück, welches in einer Biersuppe und einem Butterbrod bestand, verzehrt hatte, sagte er zum Meister: daß er dergleichen Arbeit nicht gewohnt sey, daß sich solche auch nicht für ihn schicke, und wofern er ihm nicht etwas anders, zum Handwerk gehöriges, wobey er etwas lernen könnte, (denn des Lernens wegen sey er zu ihm gekommen) zu thun gäbe, so müsse er sich einen andern Meister suchen.

„Weist du was, Siegfried! so redete der Meister, ich merke, du bist ein feiner, starker Bursche, aber du hast einen sehr hitzigen Kopf, und weißt dich noch nicht in die Leute zu schicken: doch, das wird sich schon geben, wenn du klüger und älter bist. Weil ich für jetzt keine andere Arbeit für dich habe, so will ich dich, weil ich eben Kohlen brauche, in den nächsten Wald

schicken; da wohnt ein Kohlenbrenner, der mir das Bedürftige liefert; geh hin und sag ihm, er möchte mir je eher, je lieber, einige Säcke Kohlen bringen, die gut ausgebrannt und fest wären, die Straße wirst du leicht finden, halte dich nur nicht zu lange unterweges auf.“

Dies war eine listige Erfindung des Schmidts, woran vielleicht seine Gesellen, die unsern Siegfried nicht leiden konnten, einigen Antheil haben mochten; denn auf diese Weise glaubte er den jungen Schadenfroh gewiß los zu werden, weil er vermuthete, er würde sich im Walde verirren und vielleicht gar von wilden Thieren, die auf den Raub lauern, gefressen werden.

Das wäre nun so eine Aufgabe für die Herren Kasuisten und Modephilosophen, zu untersuchen, woher bey dem Schmidt eine

so schleunige Veränderung kam, und wie diese Argliſt, welche ihn bewog, den jungen Siegfried, um seiner nur los zu werden, der Todesgefahr auszusetzen, mit seiner gerühmten Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit bestehen könne.

Wir können an unserm geringen Theil auf diese Frage, die denn doch nicht ganz unwichtig scheint, nichts anders antworten, als: daß das menschliche Herz einmal ein räthselhaftes, unerforschliches Ding ist, welches sich in unzählige Krümmungen schmiegt, und oft durch die geringsten Anlässe bald so, bald wieder anders bestimmt wird, so, daß es oft Gegenstände, woraus sich andre ein großes Gewissen machen, als Kleinigkeiten behandelt, und leichtsinnig darüber hinschlupft. —

Siegfried glaubte indessen nicht, daß

sein Meister, der sich so fromm stellte, und täglich wenigstens zwanzig Lieder aus dem allerneuesten, verbesserten Gesangbuche sang, ihn auf eine schändliche Art hintergehen würde. Er gieng getrost in den nahe gelegenen Wald, und kam an den ihm bezeichneten Ort, fand aber keinen Kohlenbrenner, sondern vielmehr eine alte, verfallene Hütte, und nicht weit davon eine Höle, wo ein gefährlich, ungeheuer großer Drache residirte, der, wenn er zu Hauße war, kein lebendiges Geschöpf ungefangen, oder ungeschmauset vorbeyließ; denn manche vernünftige und unvernünftige Thiere (vernünftige kamen nur wenig und selten in diesen Wald) schleppte er lebendig in seine Höle, und bediente sich derselben zu seinem Zeitvertreib.

Von diesem Drachen, der wenigstens zwanzig Meilen im Umkreise bekannt und

gefürchtet, aber auch von manchen, gegen die er sich, nach der gemeinen Sage, wohlthätig erwies, geliebt war, erzählt die Geschichte, er sey ehedem ein stolzer, mächtiger und grausamer König in den Niederlanden gewesen, habe viel unschuldiges Blut vergossen; seine eigene Prinzeßinn, ein Muster der Tugend und Schönheit, hätte er darum hinrichten lassen, weil sie sich weigerte, einen benachbarten Fürsten, der eben so heßlich am Gemüth, als am Körper war, und sich ihr mit Gewalt aufdringen wollte, zu heirathen. Dieser Grausamkeit wegen wäre er in einen Drachen verwandelt und auf immer in den vorerwähnten Wald verbannt worden.

Funfzehntes Kapitel.

Siegfried vermeidet das Unglück, welches ihn durch den Schmidt, oder durch dessen Gesellen zugedacht war. Er läßt sich mit dem Drachen in einen heftigen Kampf ein, bezwingt und tödtet ihn, und bekömmt wider alles Vermuthen Hörner, wodurch er fest und unbezwinglich wird.

Siegfried wuste nicht, was in der Höle verborgen war; er näherte sich derselben, blieb aber doch in einiger Enfernung stehen. Der Drache lauschte darinn, verrieth aber doch durch den starken Dampf und Geruch, den er von sich gab, seine Gegenwart. Auf einmal kam er hervorgeschossen, und gieng auf unsern Helden los, dieser aber riß sogleich, vermöge seiner ungewöhn-

wöhnlichen Leibesstärke, den ersten Baum, der ihm vorkam, aus der Erde, und warf denselben dem Drachen auf den Leib, welcher sich dergestalt in die Zweige und Aeste des Baums verwickelte, daß er nicht loskommen konnte. Dieses Vortheils bediente sich Siegfried, und riß immer mehr Bäume aus, die er über den Drachen herwarf; endlich kam er auf den klugen Einfall, schlug Feuer an, steckte die Baumlast, unter welcher der Drache lag und keichte, in Brand, und das gefährliche Unthier muste jämmerlich ersticken.

Als das Feuer um sich griff, floß das Drachenfett, wie ein klarer Bach, dahin. Siegfried hatte während seines Aufenthalts zu Hause von einem alten, erfahrnen Jäger gehört, daß das Drachenfett bey vielen Schäden und in vielen Fällen gut sey. Er tauchte also den Finger in das Fett, und

als dasselbe kalt wurde, verwandelte es sich in hartes Horn. Da er dieses merkte, zog er sich aus, und überstrich mit diesem Fett den ganzen Leib, ausgenommen zwischen beyden Schultern und Achseln, weil er nicht dahin kommen kommen konnte. Hätte er diese Stelle seines Leibes auch mit dem Drachenfett bestreichen können, so würde er nicht, wie die folgende Geschichte lehret, auf eine so liederliche Art ums Leben gekommen seyn.

Seit dieser Zeit und von dieser Begebenheit, welche das Gerücht, nachdem er nur gegen einige Personen derselben Erwähnung gethan hatte, bald ausbreitete, bekam unser Held den Namen: der gehörnte Siegfried. Wo ihm nun eigentlich die Hörner gesessen, ob er nur eins oder mehrere gehabt, ob sie ihn geziert, oder verunstaltet, gestärkt, oder geschwächt, verdros-

sen,

sen oder gefreut haben, und was sich weiter über diese Materie denken und reden läßt — diese Untersuchung versparen wir bis aufs folgende Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Wieder etwas von Hörnern, und dem großen Unterschiede derjenigen Hörner, welche Siegfried hatte, von den übrigen Hörnern. Es wird eine Anekdote erzählt. Gespräch zwischen Mann und Frau.

Wir haben bereits oben im dritten Kapitel dieses Büchleins im Vorbeygehen erinnert, daß das Horn in der einzelnen, oder die Hörner in der mehrere Zahl,

die unser Siegfried getragen, sowohl ihrer Bestandtheile, und ihrer ursprünglichen Zusammensetzung, als auch ihres Gebrauchs und ihrer Bestimmung wegen, von denenjenigen Hörnern mannigfaltiger Art sehr verschieden gewesen sey, oder seyn, welche andere Thiere, vernünftige und unvernünftige, auf Gottes weiten Erdboden zu tragen pflegen.

Ueberhaupt giebt es, wie wir in dem angezogenen Kapitel, welches eine besondere Abhandlung über die Hörner enthält, bemerkten, unter diesen harten Naturprodukten, die manchen Thieren statt der Waffen dienen, einen gewaltigen Unterschied. Dies einzige müssen wir noch nachholen, was wir oben zu erinnern vergessen, daß es unter den Hörnern auch sichtbare und unsichtbare giebt, zu welchen letzteren insonderheit die Ehestandshörner gehören, die ein

Ge-

Geschenk der Frau an den Mann sind, womit dieser oft großen Rebbes und Wucher treibt, als wovon noch vor wenigen Jahren in einer gewissen großer Residenzstadt, wo ein jeder nach seinen eigenen Grundsätzen lebt, (wie die auch beschaffen und gestempelt seyn mögen) und wo man das sechste Gebot nach den herrschenden Leidenschaften erklärt, ein sehr auffallendes Beyspiel zu hören war.

Wir wollen dieses zum Stadtmärchen gewordene Beyspiel des Ehebruchs, oder vielmehr der modischen Galanterie so verblümt, als möglich, vortragen, damit niemand der dabey interessirten Personen dadurch verletzt und in übeln Ruf gebracht werde.

Ein leiblicher Arzt sehr hitziger Natur und verliebter Complexion, der, weil er ein sehr gutes Vermögen, und reichliches Ein-

kom-

kommen hatte, mit dem reichen Mann im Evangelium alle Tage herrlich und in Freuden lebte, vergafte sich in die Tochter eines Seelenarztes, die an einen berühmten und sehr geschickten Tonkünstler verheirathet war. Er hatte vielfältige Gelegenheit, sie zu sprechen, weil das junge Ehepaar in seinem Hause wohnte; und obgleich der in Liebesränken erfahrne Mann das Liebäugeln des Herrn Doktors mit seiner Frau Gemahlinn merkte, so stellte er sich doch, als wenn ihm nichts davon bekannt sey, und als ob er drüber hinwegsähe. Im Grunde war er auch nichts weniger, als eifersüchtig, und würde nicht flugs zur Ehescheidung oder zu andern harten Mitteln gegriffen haben, wenn er auch erfahren hätte, daß seine Frau zur Veränderung (und wer liebt die Veränderung wohl mehr, als das Weibervolk?) einmal extra gegangen, und ihm sonach, wie der in der Galanterie und feinen Lebens-

art unerfahrne Pöbel sich ausdrückt, ungetreu geworden wäre.

Es kam aber bey diesem methodischen Lustigmacher (wir sagen dies nicht, um die edle Musik herabzuwürdigen, sondern blos in Rücksicht auf das einzelne Subjekt) noch ein anderer Bewegungsgrund zu der Eifersucht, die er während dieses Liebeshandels nicht im Anfange, sondern erst in der Folge und bey dem stärkern Fortgange desselben affektirte, noch ein anderer Bewegungsgrund hinzu, der ihn bewog, aufmerksam auf das Benehmen des Doktors und seiner lieben Frau zu seyn, nähmlich der Eigennutz. Seine Einkünfte waren nur mittelmäßig, obgleich hinreichend zum Unterhalt eines ehrlichen Mannes, und standen mit dem Aufwand, den dieser Tonkünstler nebst seiner Ehefrau machte, in keinem Verhältnisse. Er verschwendete sein Geld ausser

dem Hause, und sie ließ, indem sie sich zu Hause durch Wein, Chokolade, eingemachte Sachen und andere Niedlichkeiten, die den Geschmack ergötzen und den Beutel leer machen, eine Güte that, und indem sie auf die Verschönerung und Vermehrung ihres Putzes und ihrer Kleidung bedacht war, viel drauf gehen.

Einst, da der Musikus betrunken nach Hause kam, ließ er sichs gegen seine liebe Frau, die immer sehr freundlich und gefällig gegen ihm war, merken, daß ihm das Liebesverständniß, welches sie mit dem Hauswirth, dem Doktor unterhielt, kein Geheimniß sey. Die Frau, entweder aus Einfalt, oder aus wirklicher ehrlicher Meinung gegen ihren Mann, gestand ihm, daß der Doktor sie schon lange mit seiner Liebe verfolge, und sie durch allerley Versprechungen zu seinem Willen bereden wolle, versicherte aber auch zugleich heilig,

lig, daß sie ihm keine Gelegenheit dazu gegeben hätte. Das ließ sich der Musikus gefallen. Vermöge seines aufgeräumten, lustigen und gutmüthigen Wesens, welches bey ihm, wenn er zu viel getrunken hatte, am stärksten würkte, fieng er an, über die Sache zu scherzen, legte sich darauf zu Bette, und setzte im Traum einen Anschlag auf den Geldbeutel des Doktors fort, den er bereits, als er aus der Gesellschaft Abends nach Hause gieng, auf dem Heimwege entworfen hatte.

Am folgenden Morgen, nach eingenommenen Frühstück, ließ er sich durch den Bedienten erkundigen, ob Madam bereits aufgestanden und zu sprechen sey, worauf er zur Antwort erhielt: Madam sey bereits an ihrer Toillette beschäftigt, und sein Zuspruch würde ihr sehr angenehm seyn. (Es ist bekannt, daß vornehme Leute, sonderlich in

großen Städten, nicht in einer Clause beysammen wohnen, auch nicht, ausser zu gewissen Zeiten, in einem Bette zusammen schlafen, sondern daß ein jeder sein eigenes Wohnzimmer, sein eigenes Ameublement, seine besondere Bedienung, und sein besonderes Schlafgemach hat. *)

Der Musikus verfügte sich also, in einen seidenen Schlafrock gehüllt, und von dem nach dem neuesten Pariser Leisten geformten Perrükenschöpfer aufs niedlichste gekräuselt und zugestutzt, in das Schlafzimmer seiner Frau, und es hub sich zwischen beyden Eheleuten folgendes Gespräch an, den Doktor und seine brünstige Liebesneigung gegen die Frau Tonkünstlerinn betreffend.

Er.

*) S. Asmodis Reise durch Deutschland und einige angränzende Länder; ein Beytrag zur Ehestandsgesch. unsrer Tage. 1783.

Er. „Was meinst du, liebe Frau,
„wenn wir den geitzigen und verbuhlten
„Doktor prellten, und ihm unter dem Vor-
„wande, du wolltest ihm zu Gefallen leben,
„ein halb hundert Thaler, oder auch noch
„etwas drüber abnähmen? Der Schlucker
„kanns ja entbehren. Ich brauche Geld,
„und befinde mich gerade jetzt in großer Ver-
„legenheit; — ich habe gestern im Kränz-
„chen bey dem verwünschten Grobhäusern ge-
„waltig verlohren, will's auch, hohl mich
„der Teufel, nicht mehr spielen — was
„meinst du zu diesem Anschlage, Kind-
„chen?

Sie. „Ich hätte in so weit nichts da-
„gegen, mein Bester, denn meine Kasse
„ist auch erschöpft, und wir Frauenzimmer
„haben übermorgen unsre Klubbe. — Aber,
„wie solls nun werden, wenn der Doktor
„für seine Gefälligkeit Gegengefälligkeit,

„und für sein Geld nicht leere Worte, son-
„dern etwas Reelles fordert? Du wirst
„doch nicht verlangen, daß ich mit deinem
„Wissen und Willen einen schlechten Streich
„begehen, und dein Recht einem andern,
„den ich nicht leiden kann, in die Hände
„spielen soll.

Er. „Hm! hm! schlechter Streich
„hin! schlechter Streich her! Weißt du
„denn noch nicht, du närrisches Ding!
„was in der galanten Welt Mode ist, und
„daß man aus der Noth zuweilen eine Tu-
„gend machen muß? Aber, ich will dir
„gleich sagen, wie wir, ohne deine eheliche
„Keuschheit zu verletzen, und doch unsern
„Zweck zu erreichen, die Sache recht ge-
„schickt und listig anfangen wollen. Du
„läst ihn bey der nächsten Unterredung und
„Zusammenkunft merken, daß du Beu-
„telanliegen hast, und deine Kasse sehr
„derangirt ist. Zugleich machst du

„ihm

„ihm, jedoch auf eine entfernte und ver-
„blümte Art, Hofnung, daß du ihm wie-
„der nach seinen Wünschen zu Gefallen le-
„ben wolltest, wenn er dir mit einer Klei-
„nigkeit von sechzig Thalern aushelfen könn-
„te. Läßt er sich in dieser Falle fangen, und
„verspricht es, so bestimmst du ihm bey ei-
„ner zwoten Unterredung (es muß alles Stu-
„fenweise gehen) Art und Zeit, wo dein
„Mann nicht zu Hause seyn wird. Wenn
„er nun zu der verabredeten Zeit auf dei-
„nem Zimmer erscheint, und dir das Geld
„aufzählt, oder einen gültigen Wechsel
„dir in die Hände giebt, so erlaubst du ihm
„einige kleine Vorspiele und Vorübungen,
„welche zum Genuß der höchsten, sinnlichen
„Wollust einladen, und — indem er sich
„nach und nach zu einer ernsthafteren Opera-
„tion anschickt, welche du immer zu begün-
„stigen scheinest, öffne ich plötzlich die Thür,
„welche du nur halb verschlossen hast, und

„nöthige ihn, bey Vermeidung der äuſſer-
„sten Proſtitution und des Verluſtes ſehr
„vieler fetter Kunden, das Geld oder den
„Wechſel auf deinem Nachttiſche zurückzu-
„laſſen.

Sie. „Was du doch für ein erfindſa-
„mer Mann biſt! ſo laſſe ich mir das Ding
„gefallen. Aber er wird auf mich bitter
„böſe werden, und ſich zu rächen ſuchen.

Er. „Mag er doch! er hat kein Herz
„im Leibe, und iſt froh, wenn er mit heiler
„Haut davon kommt; ſeine Rache wird dir
„nicht ſchaden.“

So weit die jungen Eheleute. Die Frau des Tonkünſtlers, die ſonſt noch ziemlich gut dachte, und in dem Hauſe ihrer Aeltern eine gute Erziehung genoſſen hatte, würde vielleicht nicht in dieſe niedrige, entehrende

de Handlung, und in diesen Betrug (so sehr auch der alte, verliebte Geck einer solchen Strafe für seine Thorheit werth war) gewilligt haben, wenn sie nicht das Geld, welches sie zu bekommen hofte, dazu angespornt hätte. Ihr Mann hatte ihr die Hälfte der klingenden Münze, welche der Doktor auf dem Altar der Liebe opfern würde, versprochen. Denn was vermag nicht über ein Weiberherz Eigennuß, Geldbegierde und Ehrgeiz, und wie nahe sind beyde Untugenden, Geldbegierde und Ehrgeiz mit einander verschwistert! Eine muß der andern zur Nahrung und Stütze dienen.

Die Sache geschahe, wie der Musikus es mit seiner Ehegenoßinn verabredet hatte. Der Sohn Aeskulaps erschien, von wollüstiger Begierde brennend, und mit einem tüchtigen Geldbeutel versehen, zur bestimmten Zeit in dem Zimmer der Tonkünstlerinn.

Madam hatte von ihm siebenzig Thaler verlangt; er legte aber, um desto eher seines Wunsches gewährt zu werden, sechzehn blanke Louisd'or auf den Tisch, welche Madam einstrich. Hierauf hielt sie ihn, indem sie ihm erlaubte, den Vorschmack der Liebe zu geniessen, mit gleichgültigen Gesprächen auf. Endlich warf sie sich, als geschähe es vor Müdigkeit, aufs Sopha. Dieses hielt er für ein sicheres Kennzeichen der gekommenen Schäferstunde, und wollte — — In diesem Augenblick trat der Mann hinein, sahe die besondere Stellung und Unternehmung des Doktors, und redete ihn mit folgenden Worten an, indem er die Thür unvermerkt hinter sich zuschloß:

„Ey, ey, Herr Doktor! ich finde Sie „hier bey guter Arbeit. Sie wollen sich ge„wiß mit meiner Frau eine kleine Motion „machen. Sie hätten mich aber erst fra-

„gen

„gen sollen, ob ich es zufrieden bin. Ge„hen Sie, machen Sie, daß Sie fort„kommen, oder ich brauche mein Haus„recht.“

Der Musikus war durch einen Wink seiner Frau verständigt worden, daß sie den Vogel, den sie fangen wollten, bereits im Kefig habe. Er machte also mit dem Doktor, der vor Schreck und Bestürzung ganz stumm war, weniger Umstände, und ließ ihn mit der Verwarnung, dergleichen Unternehmen nicht mehr zu beginnen, zur Stubenthür hinaus.

Niemand war froher, als der Doktor, da er sich im Freyen sahe. Ob ihn gleich der Verlust seiner achtzig Thaler in schönem, baaren Golde, ohne etwas dafür genossen zu haben, sehr schmerzte, so tröstete er sich doch auf der andern Seite, daß er ohne weitere

tere Ungelegenheit, Prostitution und Verletzung des Leibes davon gekommen war. Denn, wie leicht war es nicht möglich, daß ihm der beleidigte Ehemann, wenn er in einem hohen Grade eifersüchtig, cholerischen Temperaments, und über den unerwartet scheinenden Anblick des verliebten Duetts aufgebracht war, Arm und Bein hätte entzweyschlagen, und ihn obendrein die Trepen hinunterwerfen können, so daß es alle Leute im Hause inne geworden wären. Er wog also mit kaltblütiger Ueberlegung, nachdem er sich von dem ersten Schreck erholt, und die Thorheit seines Unternehmens erkannt und bereut hatte, den Verlust seiner schönen, neuen Louisd'or gegen die Gefahr und Beschimpfung ab, die er so glücklich vermieden hatte, und — beruhigte sich.

Madam hatte indeß vier Louisd'or des empfangenen Geldes künstlich auf die Seite

gebracht, und zahlte ihrem Manne die übrigen zwölf hin, die er verlangt hatte. Jetzt that es ihm leid, daß er von dem verbuhlten Arzt nicht mehr gefordert hatte. Er strich, indem er den Kopf schüttelte, zehen von diesen Goldstücken ein, das übrige schob er seiner Frau hin, und sagte: „Meine Liebe, du must für diesmal mit dieser Kleinigkeit fürlieb nehmen. Ich denke bald wieder einen neuen Coup zu machen, der, hoffe ich, soll uns, wenn er gelingt, mehr abwerfen.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung und Beschluß der historisch-kritischen Untersuchung über Siegfrieds Hörner. Siegfried begiebt sich bey einem Schuhmacher in die Lehre, wird aber des Aufenthalts und Herumziehens in niedern Hütten überdrüßig, und er beginnt, nach höhern Dingen zu streben.

Es ist eine alte Urkunde von Siegfrieds Geschichte, mit Mönchsschrift geschrieben, vorhanden, welche besagt, der Held dieses Buchs habe nur ein Horn an dem Vordertheil seines Kopfs gehabt; dieses sey anfänglich ganz unmerklich klein gewesen, und nach und nach wäre es größer worden, es sey übrigens oben an der Spitze mit einem Knöpfgen versehen, und so weiß gewesen, wie Marmor oder Alabaster.

Da aber andere gleichzeitige Nachrichten dieser Behauptung widersprechen, da unser Held in der alten, vor vielen Jahren gedruckten Geschichte seines Lebenslaufs und in verschiedenen Gemählden und Kupferstichen, die uns von ihm zu Gesichte gekommen sind, mit zweyen Hörnern geschmückt erscheint; da ferner alle Thiere, das sogenannte Einhorn ausgenommen, zwey Hörner am Kopfe haben, und da sich endlich kein genugsamer, befriedigender Grund angeben läßt, warum die Natur oder das Ohngefähr den edlen Siegfried nur mit einem Horn sollte begabt, und vor vielen andern seines gleichen ausgezeichnet haben: so treten wir, nachdem wir Gründe und Gegengründe gegen einander abgewogen, und dabey Geschichte und Kritik zu Hülfe genommen haben, der Meinung und Versicherung derjenigen bey, die unserm Siegfried ein zwiefaches Horn zuschreiben. Ob er sich

nun

nun gleich nicht, nach Art der vierfüßigen Thiere, der Schaaf- und Ziegenböcke, der Ochsen und anderer Stößer, seiner Hörner zu seiner Vertheidigung bediente: so war doch ein Theil seiner Stärke und seiner Mannhaftigkeit in denselben verborgen, und sie gaben ihm, beyde in gehöriger Entfernung von einander gestellt, beyde mit einem paar Küchelchen, wie mit Kronen, versehen, ein ehrwürdiges Ansehen. Hätte er aber nun ein Horn gehabt, so würde ihn solches gewiß, wie den Riesen Polyphem sein großes, eines Auge, welches sich mitten auf der Stirn befand, verunstaltet haben. Zwar hatte er die kleine Unbequemlichkeit davon, daß er keinen Hut, auch nicht leicht eine Haarmütze *) aufsetzen konnte, ohne beyde vorher durchbohren

zu

*) Haarmütze ist das deutsche Wort für das französische Perrüke.

zu lassen; allein daran war ihm nicht viel gelegen, weil er sich bey seinen ritterlichen Unternehmungeu und Kämpfen eines Helms oder anderer kriegerischen Bedeckungen wider den Anlauf gebrauchte.

„Aber auch der Helm, oder die Sturmhaube, deren er sich nach Beschaffenheit der Umstände bey seinen Abentheuern und Heldenthaten bediente, muste ja eine Oefnung auf beyden Seiten haben, wenn die Hörner drinn passen sollten.“ Allerdings!

„So konnte er denn auch ohne den mindesten Anstoß einen Hut oder eine sogenannte Haarmütze tragen, wenn gleich die Hörner durchgesteckt werden musten.“

Nein; denn der Hut und die Haarmütze gehören zur Kommodität und Galanterie. Beydes muß von einem Ritter, wel-

chen Ehrentitel unser Held nun bald annehmen wird, weit entfernt seyn. Denn der Ritter, der Held und der deutsche Biedermann, sey er Bürger oder Bauer, trägt sein eigenes Haar, und gewöhnlich eine Mütze, die bey dem, der in Ruhe und Frieden leben, den Acker bauen, oder andere stille Geschäfte, wobey kein Blut vergossen wird, treiben kann, aus Tuch, oder Leinwand, oder Sammt, wenn der Inhaber der Mütze etwas reich und vornehm ist, bey dem Krieger und Ebentheurer aber aus einer härteren, undurchdringlichen Materie besteht, welche die Sonne nicht zerschmelzen, der Wind nicht abwerfen, und der Wurm, oder die Motte nicht zernagen kann.

Anfänglich waren unsers Siegfrieds Hörner ganz klein; er fühlte blos auf den beyden Seiten seines Kopfs eine gewisse

Härte,

Härte, oder zwey Erhöhungen, die beynahe wie kleine Kugeln, gestaltet waren. Es währte wohl drey Monate, ehe dieselben zur völligen Größe und Reife kamen. Mit ihrem langsam zunehmenden Wachsthum fühlte er auch seinen Muth und seinen Durst nach Heldenthaten wachsen; doch hielt ers für rathsam, es noch einmal bey einem Handwerker zu versuchen, und bey demselben eine Zeitlang zu arbeiten, ehe er seinem eigentlichen Beruf entgegen gienge.

Nachdem er den Drachen getödtet und zur Asche verbrannt hatte, muste er noch eine gute Weile im Walde herumlaufen, ehe er sich herausfinden konnte. Endlich kam er, ganz ermüdet, mit einbrechendem Abend an ein Schaafhirtenhaus, welches ganz allein, ohngefähr einen Flintenschuß entfernt vom Walde lag. Der Schäfer war ein gefälliger, gastfreyer Mann; er bat sich bey

demselben, nachdem er ihm gesagt hatte, wer er wäre, und wohin er wollte, ein Nachtquartier aus, und erhielt es ohne Bedenken.

Der Schäfer hatte die Schwachheit, daß er beständig nach Neuigkeiten forschte, und sich, weil er gar zu neugierig und leichtgläubig war, zum öftern etwas aufheften ließ.

Siegfried war ihm daher als ein reisender Handwerkspursche, der unterweges, auf der Straße und in Gasthöfen, viel Neues erfährt, sehr willkommen, weil er von ihm für den Abend, der ihm oft lang wurde, und für den andern Morgen reichliche Unterhaltung hofte, und hierinn betrog er sich nicht.

Als er sahe, daß sein angekommener Gast seine Neugierde zu befriedigen bereit

und

und willig war, und als er an ihm überhaupt viel Gesprächigkeit und gefälliges Wesen merkte, gebot er seiner Hausfrau, das Beste, was sie im Hause hätte, zur Bewirthung des Fremden herzugeben, und das Essen fein bald zu bereiten.

Siegfried merkte es seinem freundlichen Wirth bald ab, daß er sich zwar im Nothfall mit den gewöhnlichen Nachrichten, Zeitungsneuigkeiten, Erzählungen von Wetterschaden, oder von verunglückten Personen, und dergleichen begnügte, daß es ihm aber viel Vergnügen machte, etwas seltsames und ausserordentliches zu hören. Er trug daher, weil er keine Ursache hatte, in seine Ehrlichkeit ein Mißtrauen zu setzen, oder zu befürchten, daß er seine ungezwungene Offenherzigkeit mißbrauchen würde, kein Bedenken, ihm dasjenige, was ihm auf seiner bisherigen kurzen Wanderschaft bege-

gnet war, sonderlich das letzte Ebentheuer mit dem ungeheuern Drachen, umständlich und getreulich zu referiren, worüber der Schäfer große Freude und Verwunderung hatte.

Der Schäfer war während Siegfrieds Erzählung, welche durch das aufgetischte Abendessen unterbrochen und nach geendigter Mahlzeit fortgesetzt wurde, ganz Auge, ganz Ohr. Er ließ sich die Begebenheit mit dem Drachen, die allerdings sehr neu, seltsam und wunderartig war, zweymal nach allen ihren Umständen erzählen, um sie ja recht zu behalten, und mit dem Nacherzählen dieser ausserordentlichen Neuigkeit, sobald er in die Stadt, oder zum Edelmann käme, Parade machen zu können.

Wir haben dieses Geschichtlein vom gehörnten Siegfried, wie der Titel besagt,

sagt, einen Volksroman benamset, und verstehen darunter einen solchen, der sich für allerley Leser, hohen und niedern Standes, schickt, der auch für den gemeinen, verständigen Mann, der sich bisweilen durch solche Lesereyen die Zeit vertreibt, nicht zu hoch und unwichtig ist, und woran folglich, wie an einer offnen, gastfreyen Tafel, mit verschiedenen Gerichten besetzt, jedermann, der Appetit hat, Theil nehmen kann.

Andere mögen vielleicht andere Begriffe und Vorstellungen mit diesem Ausdruck verbinden, und solchen bald in einem weiteren, bald in einem engern Sinn nehme: uns gnügt es, unsre Meinung mit kurzen Worten darüber erklärt, und zugleich erinnert zu haben, daß wir eben durch diesen Titel, nicht zur Einmischung verachtungswürdiger und abgeschmackter Albernheiten, dergleichen sich wohl in andern Volksromanen

finden mögen, wohl aber zur gelegentlichen Erzählung gewisser Kleinigkeiten berechtigt zu seyn glauben, die zwar der Mann von Geschäften und der denkende Kopf, der nur nach interessanten Dingen hascht, überschlägt, die aber doch für eine gewisse Klasse von Menschen, vor welchen die Buchläden so wenig, als vor den Gelehrten verschlossen sind, interessant und unterhaltend seyn können.

Weil demnach manche unsrer Leser begierig seyn möchten, zu wissen, was denn eigentlich der gastfreye Schäfer unserm Siegfried für die merkwürdigen Neuigkeiten, womit er ihn regalirte, zum Abendbrodt aufgetischt habe; so wollen wir gleich mit der Erzählung der ihm vorgesetzten Gerichte aufwarten, ohne uns an jemandes Tadeln oder Einreden, sey dieser jedermann Professor oder Winkelschulmeister, zu kehren, sintemal

temal dergleichen Episoden und Nachrichten vom Essen und Trinken in vielen guten Büchern, z. B. bey dem Vater Homer, im Robinson Crusee, im Sir Carl Grandison und andern ähnlichen Produkten des menschlichen Witzes vorkommen.

Wir würden dieser Entschuldigung gar nicht bedürfen, wenn es nicht einem gewissen naseweisen und triefäugigen Purschen, der seine Frau, ehe er eine ihn und sie ernährende Bedienung bekam, lange vor der Hochzeit schwängerte, eingefallen wäre, uns die im Emanuel Hartenstein mitgetheilten Nachrichten von Mittags- und Abendmahlzeiten, welche wir zu unsrer Leibesstärkung und Gemütsergötzlichkeit in fremden, gastfreyen Häusern auf der Reise hielten, in den beleidigendsten, niederträchtigsten Ausdrücken als ein großes, schriftstellerisches Verbrechen vorzuwerfen, und uns dieses gelegentliche Für-

liebnehmen mit guter Leute guter, schmackhafter Bewirthung als eine Betteley anzurechnen.

Wie der Verfasser des **Wilhelm Blumenthals**, in dessen zweyten Theil diese beleidigende Zurechtweisung in einer besondern, mit Haaren herbeygezogenen Anmerkung enthalten ist, auf einen solchen, einer förmlichen, strafwürdigen Injurie nicht unähnlichen Ausfall gekommen, da wir nie mit ihm in irgend einer Verbindung standen, ihm auch nie einen Stein in den Weg gelegt haben, das wissen und begreifen wir nicht; er wird es ohnstreitig am besten wissen, und mag es, wenn er Ehre im Leibe hat, bey dem gutdenkenden Theil des Publikums verantworten. —

Betreffend also die Abendmahlzeit, womit der Schäfer und die Schäferinn unsern

Sieg-

Siegfried bewirtheten, so wurde zuerst eine frische Schaafmilch, worinn viele Lappen *) waren, aufgetragen. Hierauf kam der zweyte Gang, der in einer Schüssel Spinat mit Setzeyern bestand; auf diesen folgten gebratene und gefüllte Tauben, und den Beschluß machte ein Gericht Krebse, nebst dem, was gewöhnlich zum Nachtisch gegeben wird.

Siegfried ließ sichs recht wohl schmecken, denn er war auf seiner Reise durch den Wald hungrig worden; er glaubte nicht bey einem Schäfer, sondern bey einem vornehmen Manne zu speisen, und bezeugte nicht nur über die Mannichfaltigkeit, sondern auch über

*) Lappen ist ein Ausdrnck, dessen man sich in der Mark bedient, um den Rahm, oder die Sahne, die sich auf fetter Milch, sonderlich auf Schaafmilch ansetzt, zu bezeichnen.

über die Schmackhaftigkeit der aufgetragenen Gerichte seine völlige Zufriedenheit.

Der Schäfer hielt sich einen guten alten Landwein, womit er, wenn's etwa Festtag war, seine Familie, und, wenn er Gäste bekam, dieselben zu bewirthen pflegte, und dieser Wein war gewiß besser, als mancher gemischte, ausländische Weine in den Städten, womit die Weinschenker zum großen Nachtheil der menschlichen Gesundheit, welche sie durch ihre Mixturen vergiften, ihren Wucher zu treiben pflegen. Siegfried leerte für sein Theil eine ganze Flasche von diesem Landwein aus, und sein Wirth that zur Gesellschaft ein Gleiches.

Der Schäfer hatte hinter seinem Hause einen hübschen, geräumigen Nutzgarten, worinn aber auch Blumen zur Ergötzung des Auges waren; in denselben verfügten

sich

sich nach eingenommener Abendmahlzeit der Schäfer mit seinem Gaste; sie setzten sich beyde unter einer großen, blühenden Linde, die am Tage denen, die der Gartenlust geniessen wollten, Kühlung und Schatten gab, und des Abends ihre balsamischen Wohlgerüche über die Lustwandelnden verbreitete. Hier setzte Siegfried die vor Tische angefangene Erzählung seiner Begebenheiten fort; er endigte damit, daß er sich gegen den Schäfer erklärte, wie er zwar eben nicht ruhmsüchtig sey, aber doch wünschte, daß das Ebentheuer mit dem Drachen, den er getödtet hatte, bekannt würde, weil sich viele Leute vor ihm gefürchtet hätten.

„Das hat keine Noth, mein Freund, sagte der Schäfer, darum lasse er sich unbekümmert, morgen, wills Gott, geh ich in die Stadt, und da will ichs schon ausbreiten, was er mir erzählt

zählt hat; es soll bald genug herumkommen.“

Weil Siegfried hörte, daß der Schäfer morgen in die Stadt wollte, so bat er ihn, er möchte ihn mitnehmen, denn er gedächte bey irgend einem Handwerker auf Arbeit zu gehen. Der Schäfer fragte, zu was für einem Handwerker er zu gehen gedächte. „Im Grunde, antwortete Siegfried, ists mir gleich viel; ich hätte aber Lust zu einem Schuhmacher, denn der Schmidt, wo ich gewesen bin, hat mir den Appetit zu seinem Handwerke verdorben.“ „Wohlan denn, erwiederte der Schäfer, der Schuhmacher, wo ich für mich und meine Leute arbeiten lasse, ist ein braver wohlhabender Mann, der seine Gesellen und Lehrpursche, wie seine Kinder, hält; zu dem will ich ihn hinbringen, wenns ihn recht ist.“ Siegfried war's zufrieden, und

ver-

verfügte sich nach geendigtem Gespräch zu Bette.

Am folgenden Morgen, nach eingenommenen Kaffee, zu welchem die gefällige Wirthinn in aller Geschwindigkeit etwas Kuchen gebacken hatte, wandelte der Schäfer mit seinem Gast nach der ohngefähr zwey Stunden von seiner Wohnung entfernten Mittelstadt, und sein erster Gang war zu dem Schuhmacher, wo er unsern Siegfrid als einen Kandidaten des löblichen Schusterhandwerks, der ihn zu seinem Empfehler und Promotor erwählt habe, mit allen anständigen Ceremonien präsentirte. Der neue Ankömmling wurde von dem Meister, von der Meisterinn, von den Gesellen und Lehrpurschen, von den Kindern, von der Kinderwärterinn, von der Hausmagd, kurz, von allem, was in des Schuhmachers Hause lebte und webte, in Augenschein genommen.

Hun-

Hunde und Katzen kamen auch herzugelaufen, und der große Sultan, welcher Nachts an der Kette lag, und sonst keinen Fremden ungehudelt ließ, streichelte sich an unsern Siegfried an, als roollte er ihm sein Kompliment machen. Dieses letztere hielt der Schäfer für ein gutes Omen.

Der Schuhmacher versprach sogleich ohne weitere Umstände, den angebotenen Lehrling, der ihm ein so feines und ehrliches Gesicht zu haben schien, bey sich zu behalten, wenn er anders Lust hätte, sein Handwerk zu erlernen, und wenn er sich Notabene in seine Weise schicken könnte. Der Schäfer wurde von Siegfrieds Lehrmeister zu Tische gebeten; man aß und trank sehr gut, und war vergnügt dabey.

Es fielen während der Mahlzeit mancherley Fragen vor; Siegfried war etwas

zurück-

zurückhaltend, der Schäfer aber desto offenherziger. Er konnte sich nicht länger halten, er muste dem Schuhmacher und den horchenden Gesellen das Eventheuer erzählen, welches Siegfried vor ein paar Tagen in dem großen Walde, den man den Drachenwald hieß, weil der Drache darinn residirte, bestanden hatte. Drob erstaunte der Schuhmacher mit seinem ganzen Hausse, und freute sich, daß er einen so mannhaften Purschen, der sich bereits in so jungen Jahren als einen Held und herzhaften Kerl zeigte, in die Lehre bekäme. Der Schuhmacher, dem diese ganze Erzählung und Siegfried selbst, wie ein Wunder war, nahm sich die Freyheit, seinen angehenden Lehrling zu fragen, woher ihm doch dieser Muth und diese ausserordentliche Stärke gekommen wäre, daß er große Bäume aus der Erde zu reissen, und ei-

nen ungeheuern Drachen, vor dem sich Menschen und Thiere fürchteten, zu tödten vermöchte?

Siegfried, der nun eben nicht willens war, dem forschenden Schuhmacher seine Geheimnisse zu entdecken, worunter das Geheimniß des eingesogenen Drachenfettes, der darauf mit seiner Haut vorgegangenen Verwandlung, und seiner werdenden Hörner das Vornehmste war, begann, vermöge seines Witzes und seiner lebhaften Einbildungskraft, sogleich folgenden Roman en miniature aus dem Stegreif zu erzählen, wodurch er die Neugierde seiner aufmerksamen Zuhörer, insonderheit des Schäfers und Schuhmachers, die beyde gleich leichtgläubig waren, befriedigte.

„Ich war ohngefähr sieben Jahr alt, so „redete er, als ich ohne Vorwissen meiner Aeltern, die sich überhaupt nicht viel um mein „Thun und Lassen bekümmerten, weil sie auf „den Rath eines klugen Mannes, der in ihrem Hause das Faktotum *) war, für gut „fanden, mich meinem Naturtriebe zu überlassen, mir's einfallen ließ, mit einigen „Bauerkindern in einen Wald zu gehen, der „eine gute Stunde von meinem Geburtsort „entfernt war. Die Bauerkinder sammelten „Holz, und ich gieng unterdessen botanisiren, „weil ich nach meinem flüchtigen Tempera-

*) Ob denn der Schuster und Schäfer das lateinische Wort: Faktotum, verstanden haben mögen? Mein seliger Schulmeister pflegte es durch Hans in allen Gassen zu übersetzen; obs recht übersetzt war, weiß ich nicht.

Anmerkung des Setzers.

„ment bald auf dieses, bald auf jenes fiel,
„und in allem, worauf ich mich aus Ge-
„schmack legte, schnelle Fortgänge machte.
„Bey dem Blumen- und Kräutersammeln
„verirrte ich mich zu weit von der Gesellschaft,
„so, daß ich meine Gespielen, ich mochte
„schreyen, wie ich wollte, nicht mehr errufen
„konnte, und am Ende vermochte ich mich
„nicht mehr aus dem Walde herauszu-
„finden.

„Während der Verlegenheit, worinn
„ich mich befand, sahe ich auf einmal ein
„langes, hageres Frauenzimmer auf mich
„zukommen, welches eben nichts böses im
„Sinne zu haben schien, denn ihre Miene
„war freundlich und heiter. Aus ihrem
„Wesen, aus ihrer Anrede und aus ihrem
„ganzen Anstande merkte ich bald, daß es
„eine Fee oder weise Frau wäre, von wel-

„cher

„cher Art Leuten ich in meinem Leben viel ge-
„hört, und auch bisweilen in den Historien-
„büchern gelesen hatte.

„Junger Mensch, so redete sie mich an,
„fürchte dich nicht, ich komme, dich zurecht-
„zuweisen und dich zu beglücken. Ich bin bey
„deiner Geburt unsichtbar zugegen und ge-
„schäftig gewesen, und habe seit dieser Zeit
„mein besonderes Augenmerk auf dich gerich-
„tet. Sage an, was wünschest du dir? Ich bin
„im Stande, deinen Wunsch zu erfüllen, und
„du sollst gewiß keine Fehlbitte thun.“

„Ich sagte, ohne mich lange zu besin-
„nen: Wohlan, weil du nach deinem eige-
„nen Geständniß gekommen bist, mich zu
„beglücken, so gewähre mir drey Dinge, die
„mich allein vergnügen können: dauerhafte
„Gesundheit, (Klugheit und Witz schenktest

„du mir schon bey meiner Geburt *) aus-
„zeichnende Leibesstärke, und ein hübsches,
„treues Eheweib.

„Es sey dir, was du wünschest, gewäh-
„ret, sprach die Fee, hierauf berührte sie mir
„mit ihrem bey sich habenden Zauberstabe
„das Nasenbein, das linke Ohr und die rech-
„te Schulter, und — verschwand. Ich aber
„wurde durch diese Berührung in wenigen
„Augenblicken an den Ausgang des Wal-
„des versetzt, so daß ich mich mit leichter
„Mühe zu Hause finden konnte. Seit die-
„ser

*) Dies war ein feines Kompliment, welches der galante Siegfried der Zaubergöttinn machte — captatio benevolentiae. Das Frauenzimmer hat so was gern, wenn die Sache gleich nicht wahr ist.

Anmerkung des Herausgebers.

„ser Zeit hat mir, da ich vorher oft Zahn-
„weh, Leibschmertzen bald andere unange-
„nehme Zufälle hatte, kein Finger
„weh gethan, ich bin so gesund,
„wie ein Fisch im Wasser, und meine Lei-
„besstärcke hat auch, seit mir die weise
„Frau im Walde erschien, unglaublich zu-
„genommen; das dritte Geschenck, wel-
„ches ich mir erbat, nehmlich die schöne,
„tugendsame Frau, habe ich in der Zu-
„kunft noch zu erwarten.

So weit der Roman, den es unserm Sieg-fried gelang, der horchenden Tischgesell-schaft, welcher Erzählungen dieser Art Kon-fekt waren, glaubend zu machen. Man staunte ihn an; man bewunderte ihn; man wünschte ihm Glück; — und das Resul-tat von dem allen war auf Seiten des ehr-lichen Schuhmachers, daß er bey sich be-

schloß, den neuen Lehrling recht in Ehren zu halten, und ihm, wie einen Altgesellen, zu begegnen. Er schärfte seiner Ehefrau, seinen Kindern, und seinem ganzen Hausgesinde gleiche Achtung gegen den jungen Siegfried ein, und setzte bey solchem Enschärfen hinzu: „Aus dem kann einmal ein großer, reicher Mann werden, der uns allen etwas zu rathen aufgiebt.“

Daher kam es denn auch, daß Siegfried ein ganzes, volles Jahr bey dem Schuhmacher verharrete, weil er so gut gehalten, und von Jungen und Alten geehrt wurde. Das Schuhmacherhandwerk nebst Pertinenzien, wovon die sogenannten Handwerksgebräuche, wobey eine ganz besondere Sprache herrscht, nicht abzusondern sind, hatte er in weniger, als einem halben Jahre begriffen: während der übrigen Zeit

machte er schon Schuhe und Stiefeln vorräthig, trotz dem besten Gesellen, worüber sich der Meister sehr erfreute.

Als aber das Jahr um war, begann, weil ers nun in niedern Hütten, bey ehrlichen Handwerkern, sattsam versucht hatte, seine Begierden nach ritterlichen Thaten, nach ausserordentlichen Dingen und Begebenheiten, nach Heldenruhm und Beweis seiner Männerstärke, die mit seinen zunehmenden Hörnern wuchs, (sie wuchsen in der Länge und Breite) immer dringender und unwiderstehlicher zu werden; er war daher bedacht, sich einen größeren Wirkungskreis auszusuchen, und Gegenständen nachzugehen, die seiner würdig wären.

Dies einzige verursachte ihm viel Sorge, wie er von dem gutdenkenden Schuh-

macher, der ihn, wie das liebste seiner Kinder hielt, und sich auf seine Gegenwart viel einbildete, auf eine gute Art loskommen sollte. Lange war dies der Vorwurf seiner Gedanken und seiner nächtlichen Träume, ehe er einen festen Entschluß fassen konnte; daher verzögerte sich auch seine Abreise noch ein paar Monathe.

Endlich dünkte es ihn, nach vielen Hin- und Hersinnen, der beste Rath zu seyn, sich seinem rechtschaffenen Lehrherrn ganz zu entdecken, ihm seine Herkunft, seine Erziehung und die auf ihn wartende Bestimmung zu eröfnen; denn so, glaubte er, würde er ihn ohne weitere Umstände reisen, und dem auf ihn wartenden Glück mittheilnehmender Freude entgegenziehen lassen. Wie er gedacht hatte, so geschahe es, ob er sichs gleich als ein großes Hinderniß sei-

ner dermaligen Zweckserreichung bey dem Schuhmacher vorstellte, wenn dieser bey der vorzunehmenden Entdeckung seiner wirklichen Person sich ungläubig und zweifelhaft bezeigen, oder in die Wahrheit seiner Erzählung, die er freylich nicht durch schriftliche Zeugnisse, wenn die sein Lehrherr forderte, dokumentiren konnte, ein Mißtrauen setzen sollte. Denn er glaubte, als er von Hause weggieng, um vor der Hand als Handwerkspursche zu wandern, und sich etwas in der Welt zu versuchen, dergleichen Zeugnisse, sein Abstammen aus altem, königlichen Geblüte betreffend, nicht nöthig zu haben.

Sobald er nun den Entschluß, das Haus seines Lehrherrn zu verlassen, gefaßt, und die dagegen obschwebende Bedenklichkeiten aus dem Wege geräumt

hatte,

hatte, machte er dem Meister sein Vorhaben bekannt, der darüber ganz bestürzt und schwermüthig wurde, und ihn dringend bat, wenigstens noch ein Jahr bey ihm zu verharren, weil er seiner nun einmal gewohnt worden wäre. „Er sähe wohl ein, sagte der ehrliche Schuhmacher, daß er nicht viel mehr bey ihm in Handwerkssachen lernen könne; aber er sey ihm so gut, und habe so viel Wohlgefallen an seiner Person und an seinem Umgange, daß er ihn, wenn's sonst ihm und den lieben Gott gefiele, lebenslang um und neben sich zu haben wünschte.“ Indem er dieses sagte, standen dem guten Mann, der ein Beyspiel der alten, deutschen Redlichkeit war, die hellen Thränen in den Augen.

Siegfried war an seinem Theil nicht weniger gerührt, wenn er gleich nicht seine innere Rührung durch äusserliche Zeichen und insonderheit durch Thränen an den Tag legte.

Er suchte seinen Lehrmeister zu beruhigen, und sagte zu ihm, indem er ihn treuherzig bey der Hand faßte: „Seyd nicht mißmüthig, lieber Meister, das Schicksal, welches sich nicht „ändern läßt, will, daß ich reise. „Vernehmt bey meinem Abschiede, daß „ich ein Sohn des Königs Sieghards „aus Utopien bin, daß ich blos, um „etwas zu versuchen, und die Welt von „verschiedenen Seiten kennen zu lernen, „mich bey euch so lange aufgehalten habe, und daß mein eigentlicher Beruf „dahin geht, durch edle und tapfere

„Tha-

„Thaten und mancherley ritterliche Ue-
„bungen, insonderheit durch Bezwingung
„und Ertödtung gefährlicher, schädlicher
„Ungeheuer, durch Befreyung entführ-
„ter, bezauberter und anderer unglücklicher
„Personen, die auf meinen Beystand war-
„ten, meinen Namen groß und berühmt
„zu machen. Habt indessen Dank für
„eure guten Lehren und für alles, was
„ihr mir, solange ich bey euch war,
„von Wohlthaten erwiesen habt; tröstet
„euch über meinen Abschied, und ge-
„habt euch wohl.“

Der ehrliche Schuhmacher stand nach diesem Vortrage seines bisherigen Lehrlings, der ihn freylich ganz unerwartet kam, und dessen Zuverläßigkeit er gar nicht bezweifelte, wie versteinert da. Verwunderung, Erstaunen,

theil-

theilnehmendes Gefühl, und Traurigkeit über Siegfrieds bevorstehenden Abschied jagten sich gleichsam in seiner Seele einander, und er muste einen gewaltigen Kampf ausstehen, ehe er es von sich erhalten konnte, seinem Siegfried den Abschied zu geben, und sich mit ihm zu letzen.

Siegfried aber wollte sich nicht länger aufhalten; er umarmte seinen bisherigen Lehrherrn, und nahm zugleich von den übrigen Hausgenossen, welche diese Scene zu unterbrechen, gekommen waren, kürzlich Abschied. Frau und Kinder weinten. Selbst der eisenfeste, graubärtige Altgeselle wischte sich die Augen; alles war über Siegfrieds Abzug in Bewegung, und der Herr des Hauses, der ehrliche Schuhmacher, von seiner Fami-

lie und von seinen Arbeitern umringt, vermochte dem wegeilenden Siegfried nichts, als diese Worte nachzustammeln: „Glück zu! — Ziehet hin — Gott geleite euch!“ —

Ende des ersten Theils.

Der gehörnte Siegfried ein Volksroman.

Zweyer Theil.

von

Christian Wilhelm Kindleben,
der Weltweisheit Doktor und der freyen Künste Magister.

Neue, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe.

1783.

1783.

Einleitung.

„Ist das Büchlein auch hübsch lustig zu lesen?“ so fragte ohnlängst ein alter Bürger, der einem Bücherantiquar einen alten Roman, Geschichte eines unglücklichen Seefahrers betitelt, unter dem Vorgeben abkaufte, daß er seiner jungen Frau mit diesem Buche die Zeit vertreiben, und insonderheit die langen Winterabende verkürzen wollte. Der Antiquar antwortete: „lustig und traurig,“ wie mans nimmt. „Desto besser,“ antwortete der Bürger, und steckte sein Buch ein, nachdem er lange darinn geblättert, und es hinten und vorne besehen hatte.

Aus der verkehrten Art, wie der Bürger das Buch hielt, merkte der schlaue

wird nun unser Büchlein nicht führen; in diesem zweyten Theil wird dergleichen so wenig als in dem ersten, zu erwarten seyn, denn so weit erstreckt sich, nach unsrer gegebenen Erklärung, die Bedeutung des Worts, Volksroman, nicht, daß wir um dieses Titels willen genöthigt seyn sollten, in den Zusammenhang unsrer Erzählung solche Sächelchen einzumischen, welche nur dem Pöbel, (mag es doch vornehmer, oder geringer Pöbel seyn,) und Leuten, die weder Geschmack noch feines Gefühl haben, zur Belustigung und Lungenerschütterung gereichen können.

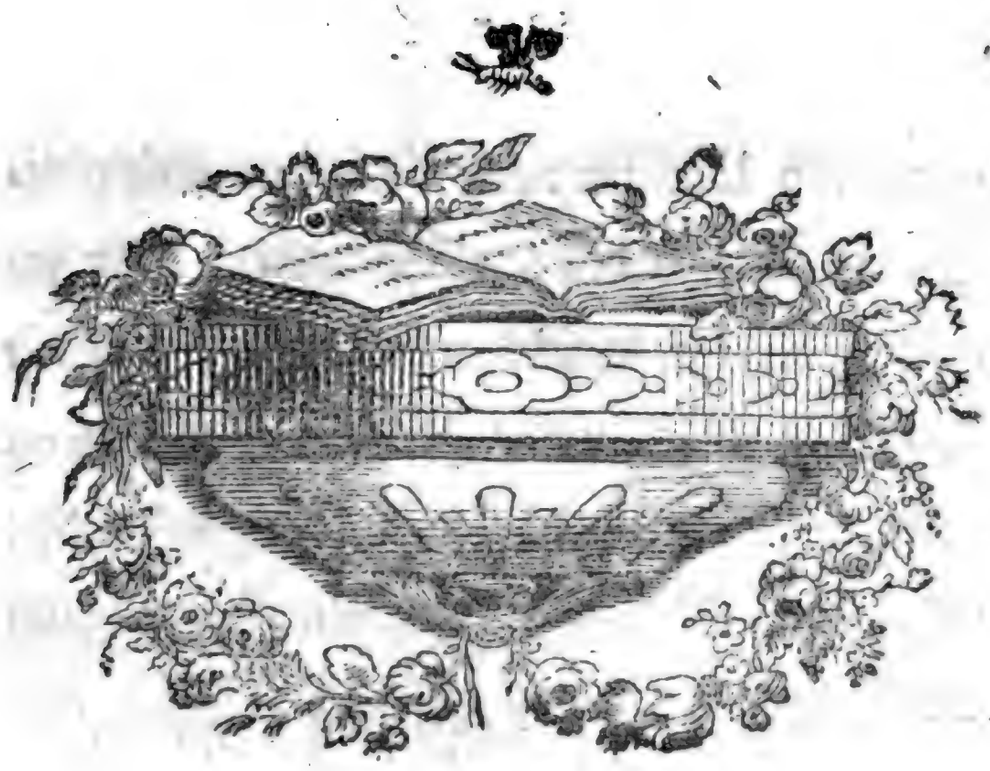
Dagegen wollen wir uns auch in diesem Theil bemühen, allerley Lesern eine anständige Unterhaltung und Zeitverkürzung zu verschaffen; und wenn es uns gelingt, hie und da manche finstere Stirn zu entrunzeln, manche glänzende Thorhei-

ten zu beschämen und in ihrer armseligen Gestalt darzustellen, manchen, selbst unter der gefälligen Maske des Witzes, der Laune und der Einbildungskraft, welches die Hauptingredienzien bey einem Roman sind, an seine Pflicht zu erinnern, und edle Gefühle in ihm zu erwecken, so werden wir uns des Gelingens unsrer Unternehmung und Arbeit freuen, so werden wir glauben, unsern vorgesetzten Zweck erreicht zu haben.

Auf Titel und Namen kömmt es, wenigstens in dieser Rücksicht, gar nicht an, wenn gleich der Titel in andrer Betracht eine Sache von großer Bedeutung und Wirksamkeit ist: ob das Buch Siegfried oder Eulenspiegel, Florido oder Blumenthal heißt, ob es in Wittenberg, oder in Weissenfels, wohin jetzt alle große und reiche Buchhändler ihre

Manuskripte seinden, gedruckt ist, das ist für den, der es kauft, oder sich borgt, im Grunde einerley. Wenn das Büchlein nur einem nicht unbeträchtlichen Theil des Publikums gefällt, wenn es, nachdem es die Presse verlassen, und seine Stelle in den Buchläden eingenommen hat, seinen Abgang und seine Leser findet; so sind Autor und Verleger gebors gen. —

Erstes



Erstes Kapitel.

handelt von Häuten. Siegfried beschließt, sein Netz an dem Hofe irgend eines Fürsten, oder Königs auszuwerfen, und daselbst Lorbeern einzuernden.

Ob wir gleich große, erklärte Feinde aller unnützen Weitschweifigkeit sind: (es giebt Leute, die es in solchen er-

müdenden Umschweifen und Langweiligkeiten, sonderlich bey Erzählungen, weit gebracht haben) so sind wir doch sehr für die Vollständigkeit, und sehen's ungern, wenn in einer Geschichte Lücken vorkommen, die der Leser nicht leicht ergänzen kann, und auch nicht zu ergänzen Lust hat.

Wir haben in dem funfzehnten Kapitel des ersten Theils, da die wunderbare Ertödtung des Drachen durch den angehenden Ritter Siegfrid erzählt wird, der großen Verwandlung, welche mit des letztern Haut vorgieng, nachdem dieser seinen nackten Körper mit dem strommweise daherfliessenden Fett des Drachen bestrichen hatte, nur im Vorbeygehen Erwähnnng gethan, und jetzt wollen wir zur Befriedigung unsrer Leser noch umständlicher zeigen, was es eigentlich mit dieser Verwandlung für eine Beschaffenheit gehabt habe. Dies wird uns

denn

denn Gelegenheit geben, über die Häute, die gewiß eben so mannichfaltig, als die Hörner sind, einige Reflexionen zu machen.

Siegfrieds Haut war vorher, ehe ihn sein Geschick, oder vielmehr des Schmidts und seiner Gesellen Argliſt in den Wald führte, wo er das darinn hausende Ungeheuer bezwang, zart und sanft gewesen, wie die Haut eines Prinzen, eines Königsohnes, der nichts hartes angreift, und keine schwere Arbeit thut, zu seyn pflegt. Seine Hände waren weich, wie Pflaumfedern, und er beschämte in der zarten Beschaffenheit seiner Glieder, welchen es demohngeachtet nicht an gesunder Festigkeit fehlte, manches Frauenzimmer.

Zwar wurde diese körperliche Zärtlichkeit des jungen Siegfrieds durch manche Exkursionen und abhärtende Vorübungen zu

seinem künftigen Beruf, die er mit den Bauerjungen in Thälern und Blachfeldern, in Wäldern und Gesträuchen anstellte, ziemlich geschwächt und vermindert; sein schönes Gesicht, welches, nach dem gemeinen Sprichwort, wie Milch und Blut aussah, überzog nach und nach, da er sich zum öftern den brennenden Strahlen der Sonne aussetzte, eine männliche Bräune, und seine Hände nahmen, weil er keine Handschuh trug, ausser an Gallatagen und bey Gevatterständen, da er dergleichen von seiner Jungfer Mitsteherinn geschenkt bekam, in der Folge eben diese braungelbe Farbe an, welche den arbeitsamen Landmann von dem wollüstigen und müßigen Städter unterscheidet.

Diese Zärtlichkeit seiner Haut und seines jugendlichen Körpers gieng nun vollends und auf immer verlohren, als das Fett des über-

wundenen, theils durch die zerschmetternde Last der Bäume, die unser Held über ihn warf, theils durch die verzehrende Kraft des Feuers getödteten Drachen in seinen Körper eindrang, und ihn aus einem weichlichen, Frauenzimmern ähnlichen Jüngling zu einem festen, gesetzten und unüberwindlichen Mann machte.

Es ist vielleicht der Mühe werth, zu untersuchen, woher das Fett des getödteten Drachen die besondere Eigenschaft bekommen habe, alles, was damit bestrichen wurde, in Horn zu verwandeln. Der gemeine Mann hält viel auf Drachenfett, und glaubt damit mancherley hartnäckige Zufälle zu heilen. Es ist gut, daß das Fett des Drachen, dem Siegfried den Athem ausblies, ausser dem Portiönchen, dessen sich dieser Held bediente, vom Feuer verzehrt wurde, und daß nichts davon unter die Leu-

te und in die Apotheke kam. Vielleicht hätten manche damit großen Mißbrauch getrieben, und sich selbst unangenehme Zufälle, welche sie davon nicht erwarteten, bereitet; — manchem wären vielleicht die Hörner nebst der hornartigen Haut nicht lieb gewesen, und manches junge Frauenzimmer, die von ohngefähr, vielleicht auf den Rath eines Quacksalbers und Marktschreyers, sich dieses Drachenfetts bedient hätte, wäre vielleicht in die Gefahr und Verlegenheit gerathen, keinen Mann zu bekommen, woran doch allen ehrbaren Jungfern und Wittwen so viel gelegen ist.

Forschen wir nun nach der Ursache, woher wohl dem Fett des Drachen, den unser Siegfried aus der Welt schafte, die Eigenschaft und Wunderkraft gekommen seyn möchte, alles, was damit beschmiert wurde, nicht allein in hartes Horn zu verwandeln,

sondern auch mit ungewöhnlicher Stärke zu begaben; so giebt es darüber mancherley Muthmaßungen. Am wahrscheinlichsten ist die Erzählung, die wir aus einem alten, selten vorkommenden Geschichtbuche, worinn aber vieles ausgerissen, und vieles gar nicht zu lesen ist, entlehnen: „Es sey die ausnehmende Herzenshärte des ehemaligen Königs, der nachher seiner verübten Grausamkeiten und Frevelthaten wegen in einen Drachen verwandelt wurde, vermöge des genauen, unerklärlichen Zusammenhangs des Leibes und der Seele, auch in seinen Körper übergegangen; seine Haut sey ganz schwärzlich, hart und undurchdringlich gewesen, und Verletzungen von scharfen Instrumenten, Messerstichen und dergleichen, hätten ihn nicht verwunden können. Als er nun, zur Bestrafung seines lasterhaften, greuelvollen Lebens, in ein Ungeheuer, welches sich in Wüsteneyen und verfallenen Mau-

ein aufzuhalten pflegt, verwandelt, und an den Ort, wo er bleiben sollte, verbannt worden wäre, da hätte er seine vorige, gewohnte Härte in seinen neuen, thierischen Zustand mitgenommen, und sie hätte sich von dem Augenblick seiner Verwandlung an allen Adern, Nerven, Säften und Blutgefäßen seines ungeheuern Drachenkörpers mitgetheilt, daher auch sein ausfliessendes Fett die Eigenschaft des Verhärtens angenommen hätte.

Uns dünkt: diese Erzählung läßt sich hören, oder, wie der römische Komödienschreiber, Terenz, sich ausdrückt: oratio honesta est. Wir wollen ihr also, wenn's sonst gefällig ist, einstweilen Glauben beymessen, und zu unserm Thema zurückkehren.

Siegfrieds Haut unterschied sich also, nachdem die große, unvermuthete Meta-

morphose

morphose im Walde mit ihr vorgegangen war, von den Häuten anderer Menschen und Thiere dadurch, daß sie nicht allein hart anzufühlen, sondern daß sie auch undurchdringlich und unverwundbar war. Hieraus schöpfen wir Anlaß, unsere Leser, wie die Inschrift dieses ersten Kapitels besagt, mit einigen Betrachtungen, oder Fragmenten (wie mans nennen will) über die Häute zu unterhalten.

Das Wort Haut, und der Begriff, der damit verbunden ist, hat zuvörderst zu einigen Sprüchwörtern Anlaß gegeben, wovon wir eins und das andere nebst Anzeige ihres Sinnes anführen wollen. So sagt man z. B. einem die Haut, oder das Fell, über die Ohren ziehen, für: jemanden ganz ausscheelen, oder, ohne alle Nachsicht und Scheuung mit ihm verfahren. Haut um Haut, Haar um Haar ꝛc. ist auch ein Sprichwort, welches in der Bi-

bel vorkommt, und heißt ohngefähr so viel, als: wenn ich einen beleidige, oder beeinträchtige, so muß ich ihm Genugthuung geben; wenn ich einen vorsetzlich tödte, so muß ich wieder sterben. Ich möchte nicht in dieses Menschen Haut stecken, will so viel sagen: ich möchte nicht an seiner Stelle, in seiner Verlegenheit, in seinen Umständen seyn. Das ist eine ehrliche Haut, pflegt man von einem Menschen zu sagen, der rechtschaffenen biedern Charakters, ohne Falsch und Tücke, dabey aber nicht sehr vorsichtig und aufgeklärt ist. Wenn jemand einen schlimmen Finger, oder einen bösen Fuß bekommt, ohne daß er sich vorher draan gestoßen, oder diesen Theil sonst verletzt hat: so sagt man; das kömmt aus heiler (gesunder) Haut.

Haut, Fell und Leder werden im gemeinen Leben, obgleich sehr unrichtig, als gleichbedeutende Wörter gebraucht; ihr Sinn ist sehr verschieden. Haut sagt man von Menschen und Thieren, Fell wird eigentlich nur von der Haut des Viehes gebraucht; doch hat es die Gewohnheit eingeführt, auch dem Menschen scherzweise oder im Sprichwort ein Fell zuzuschreiben. So sagt man im gemeinen Leben: der hat ein dickes Fell, das heißt: er hat einen harten Sinn, er kann viel vertragen, man muß ihn sehr angreifen wenn ers fühlen soll. Ich werde dir über's Fell kommen, sagt der Vater zu seinem Sohn, oder der Schulmeister zu seinem Schüler, wenn er Lust hat, ihn auszuprügeln. Du garstiges Fell! ist eine gemeine Redart, die man schimpfweise gebraucht. Leder heißt endlich eine jede Thierhaut, wenn sie dem Thiere, todt oder lebendig, abgezogen,

und

und durch den Gerber zum Gebrauch für Schuh- und Handschuhmacher (die an manchen Orten Beutler heissen) zugerichtet und zubereitet ist. Von Leder kömmt abledern, einem todten Vieh die Haut abziehen, welches ein Geschäft des Schinders oder Scharfrichterknechts ist, das seinem Herrn viel einbringt. Daher pflegt man solche Leute, die nun einmal zu einem wohleingerichteten Staat, wie das Podagra und die Heuschrecken zur besten Welt gehören, auch Ableder, eigentlich Ablederer und Kaltschlächter zu nennen.

Man muß diese Ableder, welche in den meisten Gegenden Deutschlands ihrer Beschäftigungen wegen unehrlich sind, mit denenjenigen Abläedern nicht verwechseln, die man in großen, berühmten Handelsstädten, in Hamburg, Leipzig u. s. w. antrifft, deren Beruf und Gewerbe es ist, die ankom-

kommenden, oder abgehenden Kaufmanns-waaren auf- und abzuladen, wovon sie denn ihren Unterhalt haben.

Da diese Leute, die ihren Namen vom **Abladen**, wie jene vorhinerwähnte vom **Leder**, haben, mit den Fuhrleuten, oder eigentlich mit den Fuhrmannsknechten in sehr genauer Bekanntschaft und Verbindung stehen; so darf man sich nicht wundern, wenn man sieht, oder hört, daß sie zur Trunkenheit, Völlerey, Zänkerey und andern Untugenden geneigt sind, daß sie sich als Muster der Grobheit, und des brüsken, hahnbüchnen Wesens auszeichnen. Man kann übrigens an dem Beyspiel dieser Abläder und Konsorten lernen, was nicht allein die Erziehung, sondern auch die gewohnte Lebensart, und das Gewerbe, die Menschen- oder Thiergattung, womit man täglich

lich umgeht, für einen groſsen Einfluſs in die Sitten hat.

So wie von Leder abledern kommt: so wird von Haut häuten abgeleitet, ein Wort, welches man von Thieren, sonderlich von Insekten gebraucht, wenn sie ihre alte Haut abwerfen, und eine neue bekommen. Von den Krebsen sagt man in diesem Falle: sie mietern.

Es sey uns erlaubt, hier eine medizinische Anekdote einzuschalten, welche vielleicht dem beobachtenden Arzt und jedem vernünftigen Menschen, dem seine Gesundheit lieb, und der auf sich selbst acht zu geben, gewohnt ist, nicht gleichgültig seyn mag. Wenigstens sind wir überzeugt, daſs in allen Fächern, bey allen Künsten und Wissenschaften, die nur nach und nach zu ihrer Reife und Vollkom-

kommenheit gedeihen, sehr viel auf Beobachtungen, genaue, fleißige und richtige Beobachtungen ankommt: folglich werden sie auch in der Arzeneygelehrsamkeit, die vielleicht unter allen Theilen und Gegenständen des menschlichen Wissens den weitesten Umfang hat, nicht ohne Nutzen seyn.

„Ein junger, vollblütiger Mensch von ohngefähr siebenzehn Jahren, der bisher immer gesund und frisch gewesen war, und seit langer Zeit, ausser Kopf- und Zahnweh, welchem auch die gesundesten und robustesten Leute ausgesetzt sind, keine Hauptkrankheit gehabt hatte, fieng auf einmal an, sich übel zu befinden, und über Herzensangst, Seitenstechen, und andere unangenehme Zufälle zu klagen. Der Arzt, den er zu Rathe zog, hielt seine Unpäßlichkeit für versetzte Blähungen, uno verordnete ihm auflösende, schleimzertheilende und gelinde ab-

führende

führende Mittel, die ihm zwar einige Erleichterung verschaften, aber das Uebel nicht gänzlich hoben. Hierauf verordnete ihm der Arzt, weil sein zunehmendes Uebel, welches ihn gar nicht schlafen ließ, auch eine Folge der Vollblütigkeit und heftiger Gemüthsbewegungen seyn konnte, einen Aderlaß. Er hatte noch nie zur Ader gelassen, und gieng also etwas schwer dran. Diese Operation beförderte zwar seinen Schlaf, aber die Herzensangst und das Drücken im Mageu, welches nach derselben ein paar Tage ausblieb, kam immer wieder, und machte dem Patienten, dem man äusserlich die innerlichen Beschwerden nicht ansah, viel zu schaffen.

Endlich rieth der Arzt glücklicher weise auf eine Anhäufung von zähen Schleim in den Gedärmen und auf darinn nistende Würmer, obgleich die gewöhnlichen Symptomen oder Kennzeichen von vorhandenen Würmern

mern nicht bey ihm zu finden waren. Denn er hatte weder Jucken in der Nase, noch bleiche Farbe; auch lief ihm das Wasser nicht im Munde zusammen, und die Uebelkeiten waren selten. Der Arzt ließ ihn einige Tage hintereinander wurmtreibende Mittel, sonderlich den Extrakt des Rheinfahrn-Krauts, einnehmen, und gab ihm darauf ein starkes Purgiermittel ein, welches eine große Menge von großen nnd kleinen Würmern austrieb, die bey den Arzneyverständigen ascarides und lumbrici heissen, denn die Würmer waren von verschiedener Gattung. Der Arzt bat sichs von ihm aus, daß er einige von diesen Würmern in einem reinen, hellen und verstopften Glase, worinn er etwas Wasser oder Spiritus giessen könnte, aufbewahren möchte; denn er wollte das Ungeziefer, welches so manche Menschen tödtet, besehen, und seine Kur ferner darnach einrichten.

Kaum hatten die aufgesammelten noch lebenden Würmer zwey Tage im Glase, worinn klares Wasser befindlich war, gestanden, so bemerkte der Patient mit Verwunderung, daß sie ganz verwandelt waren. Vorher waren sie weiß, ohngefähr in der Gestalt einer Raupe, mit eben solchen Füßen und und schwarzen Köpfen versehen: nun aber hatten sie ihre alte Haut abgelegt, sich ganz zusammengekrümmt, und eine neue Haut angenommen, die von blutrother Farbe war. Uebrigens waren sie ohne Bewegung, und schienen todt zu seyn.

Als der Arzt dieses seltsame Phänomen sahe, wunderte er sich, und meinte: es könnte wohl eine in seinem Blut entstandene Unordnung an der Erzeugung dieser Würmer mit Schuld gewesen seyn, oder doch wenigsten dieselbe befördert haben, welches er aus der rothen Farbe, die sie bey ihrer

Ver-

Verwandlung angenommen hatten, schliessen zu können glaubte.

Der Patient muste sich, aller eingenommenen Arzneymittel ohngeachtet, viele Jahre mit diesen Insekten schleppen, deren ihm von Zeit zu Zeit eine ungeheure Menge abgieng, und wurde erst in seinem Alter gänzlich davon befreyet." —

Da wir nicht so glücklich sind, zu der Zahl der Arzneygelehrten, die, wenn sie das Ihrige gelernt haben, in allem Betracht Hochachtung und Werthschätzung verdienen, zu gehören, so enthalten wir uns alles fernern Urtheils über diese keinesweges erdichtete, sondern aus eigener Erfahrung geschöpfte Anekdote, und überlassen das weitere Nachdenken über diese Krankheitsgeschichte denen, deren Beruf es ist, sich mit Beobachtungen und Ueberlegungen die-

ser Art, zur Beförderung der menschlichen Gesundheit, zu beschäftigen. — —

Die Haut ist ein wesentlicher, sehr nützlicher Theil des menschlichen und thierischen Körpers; sie dient ihm zum Schutz und zur Zierde; sie verwahrt und bedeckt ihn gegen äussere Zufälle, und Verletzungen der Haut bey dem Menschen pflegen oft andere unangenehme, schmerzhafte Empfindungen nach sich zu ziehen. Daß die Haut Menschen und Thieren zur Zierde gereicht, erhellet insonderheit daraus, weil nichts ekelhafter ist, als der Anblick eines geschundenen, von seiner Haut entblößten Körpers.

Eine feine, weise und zarte Haut pflegt insonderheit an dem schönen Geschlecht bewundert, und von demselben auf das sorgfältigste erhalten und in Acht genommen zu werden. Doch bedienen sich manche Frau-

enzimmer,

enzimmer, wie die Geschichte und Erfahrung lehrt, sehr sonderbarer und zum Theil schmutziger Mittel, um ihre Haut fein und sauber zu erhalten, und eben dadurch die Anzahl ihrer Anbeter zu vermehren, welche, wenn sie es wüßten, weit von diesen unsaubern Geschöpfen fliehen, und ein ehrliches reinliches Bauermädchen, von unschuldigen Sitten ihnen vorziehen würden.

Eine vornehme, adeliche Dame hatte eine Kammerjungfer, welche sie um ihres schmeichelhaften und gefälligen Wesens willen sehr gut leiden konnte. Diese Zofe war mehr häßlich, als schön, und glaubte, was an Schönheit ihr abgienge, durch die Weise und Feinheit ihrer Haut zu ersetzen; sie war überhaupt eine affektirte, eitle und verliebte Thörinn; doch sahe ihre Prinzipalinn über diese weiblichen Schwachheiten, die ihr viel-

leicht selbst ankleben mochten, nachsichtsvoll hinweg.

Die Zofe bediente sich, um ihre Haut, sonderlich an den Händen, zart und geschmeidig zu erhalten, folgenden Mittels, welches ihr einst, da sie kaum die Kinderschuhe abgelegt hatte, eine alte Buhlschwester, welche dergleichen Schönheitsrezepte in Menge vorräthig hatte, anrieth. Sie beschmierte, so oft sie Abends zu Bette gieng, ihre Hände und Arme, soweit solche sichtbar waren, mit Menschenkoth, und zog alsdann ihre ledernen Handschuh drüber. Endlich aber wurde es die Dame inne, da sie ihr zur Nachtzeit einst in aller Geschwindigkeit einen Thee besorgen muste; sie roch den entsetzlichen Gestank, denn die Zofe hatte nicht Zeit gehabt, sich zu waschen, oder hatte es in der Geschwindigkeit vergessen, und am folgenden

Mor-

Morgen bekam sie wegen dieser Sauerey ihren Abschied. —

Es herrscht unter den Häuten, wie unter den Hörnern, sowohl in Ansehung ihrer natürlichen Beschaffenheit, als auch ihres Gebrauchs, eine große Verschiedenheit. Die Menschenhaut, da sie viel feiner und zarter, als die Haut oder das Fell der vierfüßigen Thiere ist, soll auch das weichste und feinste Leder geben. Doch sind die Fälle in unsern Tagen sehr selten, daß Menschen abgeledert, und ihre Häute von den Handwerkern verbraucht werden. Vorzeiten, da noch die Menschenopfer Mode waren, war es unter den barbarischen Völkern nichts seltenes, Menschen, die etwas verbrochen hatten, lebendig zu schinden, welches ohnstreitig der schmerzhafteste, langsamste und martervollste Tod seyn muß. Oft wurden auch unschuldige, sonderlich zur Zeit der wüthen-

den Christenverfolgungen, unter den römischen Kaisern Nero, Heliogabalus und Domitian mit dieser Marter belegt. Vom böhmischen Heerführer Ziska, der sich den Mißbräuchen und Irrthümern der römisch-katholischen Kirche widersetzte, der den päbstlichen Sauerteig ausfegen wollte, und sich zum General der Hußiten aufwarf, erzählt man, seine Feinde hätten ihn, nachdem sie ihn in ihre Gewalt bekommen, lebendig geschunden, und seine Haut oder sein Fell, (freylich mag es etwas derb gewesen seyn) über eine Trommel gespannt.

Unter den Thierhäuten sind vielleicht die Kuhhaut und die Bärenhaut die merkwürdigsten; jene, weil sie, ausser ihrem mannichfaltigen Nutzen in der Gerberey, wenigstens in Deutschland, dazu gebraucht wird, daß grobe Verbrecher, die zu einem schmachvollen Tode verurtheilt sind, auf der-

selben

ſelben nach der Gerichtsſtätte hinausgeſchleift werden; dieſe, weil ſie nicht allein von den Kürſchnern, freylich noch mit ihren Haaren und mit ihrem Rauchwerk verſehen, zu Müffen, Mützen und andern Dingen, die dem Menſchen im harten Winter zur Wärme und Bedeckung dienen, verarbeitet, ſondern auch ſonſt in der Wirthſchaft, zum Beyſpiel, in vornehmen Häuſern zum Abwiſchen der Füße, ehe man in die Zimmer geht, gebraucht wird; und hernach iſt die Bärenhaut auch deswegen merkwürdig, weil ſie zu dem bekannten Schimpfwort: Bärenhäuter, Gelegenheit gegeben hat.

Dieſes deutſche Schimpfwort kommt eigentlich daher: weil ſich unſre Vorfahren häufig der Bärenhaut, um darauf zu liegen oder zu ſchlafen, bedienten, ſo pflegte man von einem faulen Menſchen, der nicht gern arbeitete, zu ſagen: er liegt auf der Bä-

renhaut, ein solcher, von dem Hagedorn singt:

„Kriecht in sein Bett und deckt sich zu,
Und schläft bis an den Morgen.“

Besonders thaten dies diejenigen gern, die feige Memmen waren, und nicht Lust hatten, in den Krieg zu ziehen; sie blieben lieber zu Hause auf der Bärenhaut liegen. Daher ist nun das Schimpfwort entstanden: Bärenhäuter, welches folglich, wie man aus dem, was bisher gesagt ist, leicht abnehmen und beurtheilen kann, nach seiner ursprünglichen Bedeutung, einen faulen Tagedieb, einen Taugenichts, einen Müßiggänger bezeichnet; doch wird dieses alte Schimpfwort heut zu Tage gemeiniglich in einer nicht so schlimmen Bedeutung genommen, sondern oft nur scherzweise gebraucht. So sagt die Mutter zu ihrem Sohn: du kleiner Bärenhäuter!

Bey Gelegenheit der mit schwarzen, braunen und weisen Haaren versehenen Bärenhaut, die ein Gegenstand der Kürschnerarbeit und zu vielen Dingen nützlich ist, müssen wir noch ein Sprüchwort beybringen: **etwas mit Haut und Haar essen**, etwas ganz aufessen und keine Spur davon übrig lassen, welches insonderheit von kleinen Fischen, Gründlingen, Stinten u. s. w. die durch ihre feinen Gräten den Magen schäuern und reinigen, gesagt wird.

Zu den deutschen Sprichwörtern, zu welchen das Wort **Haut** Gelegenheit gegeben hat, gehört auch noch dies: **seine Haut zu Markte tragen**, welches so viel heißt, als: für sich selbst einstehen und Rechenschaft geben müssen, etwas auf seine eigene Gefahr riskiren.

Da die drey Naturreiche mit einander in

der

genaueſten Verbindung ſtehen: ſo wird auch den Pflanzen eine Haut zugeſchrieben, und ſie haben wirklich eine, welche das materielle Weſen, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, bedeckt und einſchließt. So haben z. B. die grünen Schoten, (ein trefliches Gericht im Sommer!) eine dünne Haut, oder Schale, die man ihnen abziehen muß, wenn man ſie kochen und verſpeiſen will. Vornehmer Leute Köche und Köchinnen haben freylich dieſe Exkoriation der Schoten, oder grünen Erbsſchaalen nicht nöthig; denn ſie werfen die Schaalen weg, und es werden nur die Erbſen, mit jungen Möhren oder Mohrüben verſetzt, zur Kochſpeiſe gebraucht. Arme Leute hingegen nehmen ſich die Mühe, die Schoten zu enthäuten, und kochen ſie mit, um mit ihrem Gerichte weiter zu langen, und ſatt zu werden.

Auch giebt es unter dem Mittelſtande

gute

gute Wirthinnen, welche, um nichts von dieser Frucht der Erde verlohren gehen zu lassen, die Schoten ganz kochen, und sie nachher, in geschmolzene Butter eingetunkt, genieſſen, indem sie solche durch den Mund ziehen. Denn die Zubereitung der Speisen ist nach Beschaffenheit der Länder und der Küchen eben so verschieden und mannichfaltig, als der Geschmack verschieden ist. —

So hätten wir denn in diesem ersten Kapitel Sachen und Gegenstände von mancherley Art, historischen, moralischen, medizinischen und diätetischen Inhalts abgehandelt, und zu dem allen gab uns die mit Siegfrieds Haut vorgegangene Verwandlung nebst dessen Hörnern Gelegenheit; lauter Winke und Fingerzeige für den Kunstrichter, der dieses Büchlein durch die Hechel ziehen wird, um, wenn er Lust und Belieben hat, sein kritisches Messer zu wetzen. Wir wen-

den

den uns demnach, nachem über die Materie von den Häuten das Erforderliche beygebracht ist, zu dem zweyten Kapitel, worinn wir die Geschichte unsers Helden gebührender- und versprochener maßen fortsetzen werden.

Zweytes Kapitel.

Siegfried tritt seine ritterliche Laufbahn an, und begiebt sich an den Hof des Königs Gilbalds, wo er sehr gut aufgenommen wird.

Siegfried hatte sich in des Schuhmachers Hause hübsches Geld gesammelt, denn der Meister, der ihn, wie wir oben im ersten Theil dieser Geschichte bemerket haben, nicht als einen Lehrpurschen

und

Digitized by Google

und Anfänger, sondern wie einen Altgesellen hielt, bezahlte ihm nicht allein seine Arbeit reichlich, sondern machte ihm auch noch ausserdem manches Geschenk. Er hatte sich daher, weil er sparsam war, und nicht viel ausgeben durfte, (für seine Vergnügungen sorgte der Schuhmacher, wie für seinen täglichen Unterhalt) etwas zurückgelegt, wovon er seine Reise anstellen, und die damit verbundene Zehrungs- und andere Kosten bestreiten konnte. Denn er wandelte noch immer zu Fuße, und gedachte sich erst, wenn er seiner Bestimmung etwas näher wäre, ein Pferd anzuschaffen, oder sich das seinige, welches der Oberkämmer seines Vaters in Verwahrung hatte, von Hause kommen zu lassen. So lange muste er freylich noch sein Felleisen schleppen, und sich, wo er hinkam, als einen reisenden Handwerkspurschen ankündigen, bis ihm eine vortheilhafte Gelegenheit aufstieß, da er mit mehrerem

rerem Anstande und mit größerer Bequemlichkeit dem Orte, wo ihn seine Beschäftigung und sein Glück erwartete, zueilen konnte.

Diese Gelegenheit, sein äusserliches Prosopon zu verbessern, sein Felleisen abzuwerfen, und seinem Stande gemäßer zu reisen, fand er wider Vermuthen, als er ohngefähr zwölf Meilen seit seiner Entfernung aus des Schuhmachers Hause zurückgelegt hatte.

Er kam, nachdem er viele Dörfer und Flecken durchwandert hatte, in eine große volkreiche Stadt, in welcher viele fremde Personen ihr Glück suchten, und es größtentheils fanden, wenn sie arbeitsam und gesittet waren. Hier gieng er, weil er noch Geld hatte, in einen der ansehnlichsten Gasthöfe, theils, um sich daselbst speisen und

trän-

tränken zu lassen, theils, um etwas neues zu erfahren, was ihn und seine künftige Lebensart angienge. Denn er hatte irgendwo gehört, daß ein Reisender besser thut, wenn er in einem vornehmen, oder doch mittleren Gasthofe abtritt, als wenn er die schlechten Kneipen und Wirthshäuser zu seinem kurzen Aufenthalt erwählt, wo man eben deswegen, weil ordentliche und vermögende Leute selten, oder gar nicht dahin kommen, gemeiniglich schlecht bewirthet, und noch obendrein übertheuert und betrogen wird.

In diesem Gasthofe, zum goldnen Löwen genannt, wo unser Held eingekehrt war, traf er einen reichen Kaufmann aus seinem Vaterlande Utopien an, den er sich erinnerte zu verschiedenen malen in der königlichen Burg, wo sein Vater residirte, gesehen zu haben. Dem Kaufmann war Siegfrieds Gesicht ebenfalls noch sehr gut bekannt,

kannt, doch wuste er nicht, wie man sprichwörtlich sagt, wo er ihn hinbringen sollte. Denn der junge Mensch, der nun in sein achtzehntes Jahr gieng, hatte sich sehr verändert, er war groß und stark geworden, und hatte ein so männliches Wesen angenommen, daß ihn niemand für so jung, als er war, würde gehalten haben.

Seine Hörner behielten (so hatte es die Fee zu seinem Vortheil und zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet,) bis auf den Zeitpunkt, da er seinen Ritterstand antreten würde, eine gewisse Geschmeidigkeit, so daß er sie vor und rückwärts biegen, und zur Zeit noch verbergen konnte, wenn es die Umstände erforderten, und ihm an solcher Verbergung etwas gelegen war.

Siegfried und der Kaufmann sahen sich lange einander an; endlich unterbrach

Sieg-

Siegfried das Stillschweigen, und sagte zum Kaufmann: „mich dünkt, ich sollte Sie kennen, und wir hätten einander in Utopien bey dem Könige Sieghard gesehen.“ Der Kaufmann, der nun, da er unsern Siegfried reden hörte, keinen Augenblick zweifelte, daß er der Prinz, Sieghards Sohn sey, bejahete seine Frage, voller Verwunderung, ihn an diesem Orte, in einem solchen gemeinen Aufzuge, anzutreffen, und bezeugte ihm in den ehrerbietigsten Ausdrücken seinen Respekt und seine große Freude, ihn so ganz unerwartet in einem fremden Lande wiederzusehen. Dieser Auftritt war ohne Zeugen.

Siegfried erzählte dem Kaufmann, der sich von seiner Verwunderung noch nicht erholen konnte, mit kurzen Worten seine bisherigen Unternehmungen und Schicksale, und sein jetziges Vorhaben, nach welchem

er auf Ebentheuer ausgienge, und im Begriff wäre, sich an den Hof irgend eines großen Königs oder berühmten Fürsten zu begeben, um daselbst seine Mannhaftigkeit und Tapferkeit zu üben, und dereinst durch seine Thaten Ruhm zu erjagen. Er müsse gestehen, setzte Siegfried hinzu, daß es ihm nach gerade, wenn er nicht bald einen Ruhepunkt fände, an Reisegeld gebrechen würde; ihm sey aber nicht bange, er hoffe schon, durchzukommen, sollte er sich auch zuweilen knapp *) behelfen müssen.

Der Kaufmann sagte, nachdem er des Prinzen Begebenheiten und sein gegenwärtiges

*) Knapp ist ein altes, deutsches Wort, welches jetzt nur noch der gemeine Mann braucht. Statt dessen sagt der Hochdeutsche genau. Ich sehe aber nicht, warum wir dieses altdeutsche Wort nebst andern ähnlichen veralteten

tiges Vorhaben vernommen hatte: „ich „weiß, mein theuerster Prinz, keinen bes„sern Rath für Sie, als, daß Sie, da Sie nun „einmal auf dem Wege sind, und es Ihnen im „Grunde gleich viel ist, ob Sie sich, um „Ihren Zweck zu erreichen, gegen Morgen „oder gegen Abend wenden, sichs gefallen „lassen, mit mir in meinem Reisewagen, „worinn für drey Personen Platz ist, nach „Worms zu reisen, wo ich seit zwey Jah„ren eine Tochter an den königlichen Ober„stallmeister verheirathet habe, und wo der „weitberühmte König Gilbald, ein Herr „von vielen treflichen Eigenschaften, Hof „hält. An diesem königlichen Hoflager ver-

alteten nicht wieder hervorsuchen, und in unsre hochdeutsche Mundart aufnehmen. Es ist doch besser, ein altes, oder plattdeutsches Wort zu gebrauchen, als ohne Noth zu französiren. —

„sammeln sich fast täglich die vornehmsten
„Herren und Helden des Reichs, Grafen,
„Ritter und Edle, und es werden jährlich
„zum Vergnügen der alten, und zur Uebung
„der jungen Edelleute viel Turniere, Ka-
„russels, Wettrennen und andere Ritter-
„spiele gehalten. Insonderheit nimmt der
„König Gilbald junge, hübsche Männer
„aus guten Häusern, die sich zu Helden
„und Kriegern bilden wollen, sehr gnädig
„auf, unterhält sie, wenn sie arm und ge-
„ringen Vermögens sind, auf seine Ko-
„sten, und verschaft ihnen mannichfaltige
„Gelegenheit, etwas zu lernen, sich her-
„vorzuthun, und von ihren Naturgaben
„Gebrauch zu machen. Was Ihre Reise-
„kosten und andere Bedürfnisse betrift, gnä-
„digster Prinz, setzte der Kaufmann hinzu,
„so ist es meine Schuldigkeit, und ich rech-
„ne mirs zur Ehre an, dafür zu sorgen.
„Darf ich mir über diesen unmaßgeblichen

„Vor-

„Vorschlag, wobey ich nicht meinen Vortheil,
„sondern lediglich Ihr Bestes suche, Ihre
„Gedanken ausbitten? — —

Unserm Siegfried konnte nichts erwünschter und willkommner seyn, als dieser Vorschlag. Er nahm ihn mit beyden Händen an, und dankte dem Kaufmann für sein gütiges Anerbieten. „Vergessen Sie, lieber Mann, sagte Siegfried, daß ich „Prinz bin; dieser Vorzug, welcher manchem Fürstensohn, der weder Einsicht noch „Verdienste hat, den Kopf schwindeln macht, „hat für mich, sonderlich in der Lage, worinn ich gegenwärtig bin, und bey der Bestimmung, der ich entgegen eile, wenig „zu bedeuten. Wir wollen mit einander „auf einen freundschaftlichen Fuß umgehen, „und mir solls eine wahre Freude seyn, „wenn ich Ihnen künftig Ihre Gefälligkeiten, die mir so sehr zu rechter Zeit kom-

„men, und die ich so wenig erwartete, auf „eine befriedigende, meiner und Ihrer würdi„ge Art vergelten kann.

Sobald Siegfried in Gesellschaft des Kaufmanns, der ihm während des Essens erfreuliche Nachricht von dem Wohlbefinden seiner Aeltern gab, das Mittagsmahl eingenommen, und beyde auf gut Glück und ungehindertes Reisen ein paar Flaschen Burgunder, die der Kaufmann bey sich führte, geleert hatten, gieng die Reise fort. Der Kaufmann hatte seinen einzigen Sohn, einen jungen Menschen von funfzehn Jahren, bey sich, der zufälliger Weise mit dem Prinzen viel Aehnlichkeit hatte, und, worüber sich dieser noch mehr verwunderte, auch dessen Namen führte. Siegfried ließ bey seiner Abreise sein Felleisen bey dem Gastwirth mit der Bitte zurück, daß er es doch dem ersten,

armen

armen Handwerkspurschen, der durch diese Stadt durchwandern, und der ihm etwa zu Gesichte kommen würde, geben möchte. Der Gastwirth, der viel menschliches Gefühl hatte, und, ohne Vorwissen seiner Frau, *) manchen Armen in der Stadt wohl that, versprach es, bedankte sich zum voraus im Namen desjenigen, der es bekommen würde, denn es war noch etwas Mundprovision und Wäsche drinn, und Siegfried trat seine Reise mit frölichem Herzen an.

Unsre Reisenden, die mit allem, was zur Bequemlichkeit und Erleichterung der Reise gehört, reichlich versehen waren, suchten sich einander auf die angenehmste Art die Zeit zu vertreiben, wozu des Kaufmanns

*) Müssen denn die Weiber alles wissen? Daß dich! — —

Anmerkung des Setzers.

Sohn, der viel Witz, Laune, und gesunde lustige Einfälle hatte, nicht wenig beytrug. Diese Zeitverkürzung war ihnen auch nöthig; denn sie hatten noch einen Weg von sechzig starken Meilen zurückzulegen, ehe sie in Worms ankamen.

Weil aber alles Ding bestimmte Gränzen seiner Dauer hat, und man bey allen Arten des Vergnügens und der Unterhaltung endlich ermüdet, so wurden auch die Erzählungen, Anekdoten, Wundergeschichten, und drollichten, scherzhaften Einfälle, welche sich unsre Reisenden wechselseitig einander mittheilten, lange vorher erschöpft, ehe sie das Ziel ihrer Reise erreichten. Sie tranken mit unter von dem köstlichen, bey sich habenden Rebensaft, der von Galliens Weinbergen herab den lüsternen, deutschen Kehlen, die nach ausländischen Leckereyen, wie unsre Damen nach ausländischen Putz

und

und Backwerk, begierig sind, zuströmt: aber auch diese Art des Zeitvertreibs war nicht hinreichend, ihnen die lange Weile zu vertreiben. Denn sie musten lange und dicke Haiden durchreisen, und oft drey bis vier Meilen zurücklegen, ehe sie ein Dorf oder eine Stadt zu sehen bekamen.

Endlich gab ihnen, da sie beynahe durch das Rütteln, welches das Fahren verursacht, eingeschlummert wären, das Wort Zeitvertreib selbst, um welchen es ihnen so sehr zu thun war, Stoff zu einer neuen Unterhaltung an die Hand. Dem Prinzen Siegfried, dessen Sache sonst eben nicht Sprachforschen, Wortkrämereyen und gelehrte Untersuchungen waren, fiel unter andern, indem er bald diesem, bald jenem Gedanken nachjagte, und über mancherley Dinge seine Betrachtungen anstellte, das Wort Zeitvertreib auf; es dünkte ihn zu

hart

hart und zu dem Begriff, den es bezeichnen soll, nicht recht passend zu seyn. Er theilte seine Idee so warm, wie sie aus dem Gehirn oder aus dem Grunde der Seele kam, seinen Reisegefährten mit, und dies formirte ein sehr unterhaltendes, nicht unwichtiges, und vernünftigen Männern anständiges Gespräch, welches aber bald durch ihre Ankunft in einem kleinen Städtchen, wo sie zu übernachten gedachten, unterbrochen wurde.

Es war schon gegen Abend, als sie an diesem Ort ankamen. Indeß der Wirth wo sie abgetreten waren, das Abendessen besorgte, und der Kaufmann mit seinem Kutscher im Pferdestall eine ökonomische Unterredung hielt, die auf ihre Reise Bezug hatte, und welcher des Kaufmanns Sohn zuhorchte, vertrieb sich Siegfried die Zeit damit, daß er in einem Buche las, welches er in der Gaststube geöffnet auf dem

Fenster

Fenster liegen fand. Dieses Buch war ohngefähr zwey Finger stark; es führte den Titel: Vermischte und auserlesene Seelenspeise für denkende Köpfe, die ihre Kenntniß und Ihre Sprache berichtigen wollen. Indem Siegfried in diesem Buche blätterte, fand er darinn unter andern einen Aufsatz über den Zeitvertreib, worüber er unterweges mit seinen Reisegefährten disputirt hatte. Dies wunderte und vergnügte ihn sehr, denn er traf darinn viel Uebereinstimmendes mit seinen Gedanken und Meinungen, und reichhaltigen Stoff zur Widerlegung gegenseitiger Grundsätze an. Es wird unsere Leser hoffentlich nicht verdrießen, wenn wir ihnen diesen Aufsatz, zwar nicht von Wort zu Wort (denn er war wenigstens zwey gedruckte Bogen lang) aber doch nach einem getreuen und zusammenhängenden Auszuge mittheilen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Etwas vom Zeitvertreib und den mannichfaltigen Arten desselben. Ein Intermezzo.

„Die meisten Menschen denken sich den abstrackten Begriff, der mit dem Worte Zeit, wozu die Griechen zwey Wörter haben, verbunden ist, nur dunkel, oder haben vielmehr sehr verworrene, unrichtige und widersprechende Vorstellungen davon.

Das griechische Wort Chronos (wir führen dies nur zum Behuf der in dieser Sprache unerfahrnen Leser an) bedeutet Zeit überhaupt, oder das beständige, pünktliche Aufeinanderfolgen von Sekunden,

Mi-

Minuten, viertel- und halben Stunden, ganzen Stunden, Tagen, Monaten und Jahren, daher auch in der heidnischen Fabellehre der **Saturn**, **Jupiters** Vater, der die Zeit vorstellt, und mit einer in sich gekehrten, gekrümmten Schlange, welche ein Sinnbild der bis ins Unendliche fortlaufenden Zeit ist, abgebildet wird, auf Griechisch **Kronos** heißt. **Kairos** hingegen bedeutet eine **bequeme**, gelegene, etwas zu thun und zu wirken, vortheilhafte **Zeit** insonderheit. Daher die Redensart: **sich in die Zeit schicken, oder der Zeit wahrnehmen**, soviel anzeigen will, als: sich den jedesmaligen **Umständen**, worinn man lebt, gemäß verhalten, kein Sonderling seyn, und von den vorkommenden Gelegenheiten zu seinem und anderer Vortheil Gebrauch machen. Es kömmt diese Redart unter andern in der Bibel, in den Briefen des Apostels **Paulus**, vor, und der

grie-

griechiſche Ausdruck, der Zeit dienen, wenn man ihn nämlich nach den Worten überſetzt, ſcheint uns ſehr nachdrücklich zu ſeyn, und viel zu denken zu geben, wenn man anders Wörter und Begriffe gehörig zu analyſiren und zu entwickeln gewohnt iſt.

In dem Hauptbegriff Zeit ſind die Unterbegriffe des Aufeinanderfolgens, Währens und ununterbrochenen Fortgangs von einem Perioden zum andern enthalten, als wovon ſich der gemeine Mann auſſerdem, was ihn ſeine tägliche, ſinnliche Erfahrung lehrt, ſelten eine deutliche Vorſtellung machen kann.

Die Zeit und deren Eintheilung ordnet und beſtimmt die menſchlichen Geſchäfte nebſt ihrer Verhältnißmäßigen Belohnung, und es iſt warlich für manchen Menſchen,

der

der sein bestimmtes Tagewerk hat, keine geringe Verlegenheit, nicht zu wissen, und auch nicht erfahren zu können, wie es an der Zeit ist, welcher Fall, ob er sich gleich nicht alle Tage und überall zuträgt, doch nicht unter die Unmöglichkeiten gehört. Dieses Nichtwissen und Nichterfahrenkönnen muß auch dem Müßiggänger, der die Zeit verdirbt, oder, nach einem gemeinen, deutschen Ausdruck, um die Ohren schlägt, und, nach einem englischen, tödtet, nicht gleichgültig seyn. —

Doch wir wollen uns hier in keine biblischen, exegetischen und metaphysischen Untersuchungen oder Speculationen einlassen, um den dem Worte Zeit anhängenden Begriff auseinanderzusetzen, denn dieses würde freylich für manchen Leser zu trocken, für machen auch vielleicht zu unerheblich seyn, so wichtig die Sache an sich selbst ist. Wir

wollen vielmehr über den sogenannten Zeitvertreib, über **Wort** und **Sache**, über beyder großen unzählichen Mißbrauch, und über die verschiedene Art und Weise, wie sich die Menschen die Zeit vertreiben, unsre Gedanken sagen, ohne das, **was uns Wahrheit ist**, andern aufdringen, und unsre individuelle Ueberzeugung in anderer Leute Köpfe, die entweder grade und offen, oder verschoben und verschlossen sind, mit vergeblichem Bemühen hineinzwingen zu wollen.

Es ist schon lange, seit unsrer Urgroßväter Zeiten, in Osten und Westen, in kultivirten und unkultivirten Gegenden Mode gewesen, sich die Zeit zu vertreiben, oder die Zeit auf mancherley Art zu vertändeln, und wird auch wohl, so lange die Welt steht, (welches denn noch ein hübsches Weilchen dauern kann) so Mode bleiben. Freylich

ver-

vertrieben sich unsre Urälterväter und Urältermütter die Zeit auf eine ganz andre, und (wir müssens nur gestehen) reellere, solidere Art, als wir: denn sie lasen z. B. Sonntags, wenn ihnen die Zeit lang wurde, in der Bibel und andern Erbauungsbüchern, sangen andächtige, geistreiche Lieder, oder sprachen mit einander — nicht von Stadtneuigkeiten — nicht von des Nachbars Gretchen und dessen Hauswirthschaft, nicht von ihrer Obrigkeit und den Fehlern ihrer einzelnen Mitglieder; sondern der Inhalt ihres Gesprächs war entweder das, was sie in der Kirche, in der Vor- und Nachmittagspredigt, Gutes gehört hatten, oder eine unschuldige Erinnerung und Erzählung dessen, was ihnen in ihrer Jugend, an diesem oder jenem Ort, mit diesen oder jenen Menschen, begegnet war.

Schon dies, daß unsre Vofahren län-

ger, als wir lebten, mehr und strenger, als wir arbeiteten, weniger, als wir schliefen, sich auch seltener lustig machten, und überhaupt viel eingezogener, als ihre späteren Nachkömmlinge, lebten, schon dies macht, sowohl in der Art, als auch in dem Werth und in der Dauer des Zeitvertreibs, wenn wir den unsrigen mit dem ihrigen vergleichen, einen großen, gewaltigen Unterschied.

„Kann Zeitvertreib auch einen Werth haben, oder gränzt er nicht vielmehr nahe an Zeitverlust, wofern er nicht mit demselben ganz einerley ist?“

Ehe wir diese Frage beantworten, und uns über die Sache selbst, wovon hier die Rede ist, weiter einlassen, wollen wir zuvor über das Wort: Zeitvertreib, unsre Meinung sagen, und solche anderer ver-

vernünftigen Männer Prüfung unterwerfen.

Zeitvertreib setzt nicht blos Muße, Freyheit von Geschäften, und Langeweile, sonden dieses voraus, daß uns die Zeit zu einer beschwerlichen, niederdrückenden, unerträglichen Last wird, daß wir solche als ein wirkliches und gefährliches Uebel ansehen, welches wir uns je eher, je lieber, es koste was es wolle, es geschehe, auf welche Art es wolle, vom Halse schaffen müssen. Denn wir suchen nichts zu vertreiben, was uns nicht Mühe und mancherley Beschwerden verursacht, und wovon wir nicht Schaden, Unheil und Gefahr besorgen. So vertreibt der Arzt Krankheiten, der geübte Physiker mittelst gewisser Stangen, schwere Gewitter, und der geübte Held den ihm zu mächtig werdenden, auf ihn eindringenden Feind. Und dieses Vertreiben selbst ist doch allemal

mit gewissen Mühen, Gefahren und Beschwerlichkeiten verbunden.

Man könnte dagegen einwenden, daß man gleichwohl von Waaren und verkäuflichen Dingen, die doch nichts unangenehmes wären, zu sagen pflegte: man vertreibe sie. Es ist wahr: Sachen, die man feil hat, Waaren und dergleichen, sind an sich nichts Unangenehmes; denn sie bringen Brodt: sie werden aber alsdenn unangenehm, wenn man sie behalten muß, wenn man sie nicht los werden kann. Folglich kann diese Einwendung unsre Behauptung nicht aufheben.

Hieraus ziehe ich den Schluß, daß das Wort Zeitvertreib sehr übel gewählt, daß es ein hartes, unschickliches, und zu dem Begriff, den es eigentlich bezeichnen soll, gar nicht passendes Wort ist. Wahr ists

frey-

freylich, daß viele Leute bey ihren Zeitverkürzungen (Zeitverkürzung sollte man statt Zeitvertreib sagen, weil sich dieses Wort besser zu der Langenweile und zu der Redart schickt: die Zeit wird mir lange!) so seltsam, so ängstlich, so eilfertig, so mühsam anstellen, daß man an ihnen ein solches Treiben, eine solche unnütze und unnöthige Geschäftigkeit wahrnimmt, woraus man schliessen muß: es sey ihnen nichts unangenehmer, drückender, verhaßter, forttreibenswürdiger, als die Zeit, die an sich schon so flüchtig und dahinrollend ist, daß man es kaum inne wird, die sich selbst, ohne fortgetrieben zu werden, gleich einem schnellen Strom forttreibt, oder fortwälzt.

So wahr und durch tausend Erfahrungen bestätiget dies ist: so kann doch das, was einige wenige Thoren thun; (möchten es auch im Verhältniß hundert seyn) nicht zum

Maaßstabe desjenigen dienen, was viele andere vernünftige Leute thun, oder doch thun sollten.

Denn das kann sich doch kein vernünftiger Mann, der den Werth der Zeit und die Unwiederbringlichkeit ihres Verlustes kennt, im Ernst vorsetzen, sie im eigentlichen Verstande mit Gewalt zu vertreiben, alles sein Dichten und Trachten nur darauf zu lenken, daß ihm, indem er sich in allerley Tändeleyen und Nebendingen, die ihn von seinem Beruf und Zweck weit abführen, verwickelt, der allmählige Verlust, das schleichende Verschwinden der Zeit unmerklich werde.

Aber **Zeitverkürzung**, sobald sie auf eine anständige, zweckmäßige, des Menschen würdige und ihm nützliche Art geschieht, ist einem jeden erlaubt, dessen besondere Umstände und Verhältnisse diese Zeitverkürzung, die-

diese Erholung fördern. Weg also mit dem Zeitvertreib!

Ob es erlaubt sey, sich die Zeit zu verkürzen, daran dürfen wir wohl nicht zweifeln, weil der fleißigste und arbeitsamste Mensch, wenn er gleich immer etwas für sich zu thun findet, doch Zeit zur Erholung von ermüdenden Geschäften, Zeit zur Sammlung neuer Kräfte und zur Vorbereitung zur künftigen Arbeit braucht. Und diese Zwischenräume, die er nun zu seiner Erholung braucht, muß er doch womit ausfüllen, weil sein unermüdet geschäftiger Geist ihn einmal nicht ruhen läßt. Indem er also diese Zwischenräume nicht durch blosses Stillsitzen, sondern durch Spazierengehen, durch Essen und Trinken, durch Gespräche und Erzählungen, durch ein unschuldiges Spiel, oder auf eine andere schickliche Art ausfüllt, so verkürzt er sich die Zeit, und diese Zeit-

verkürzung, wodurch weder dem Leibe, noch der Seele geschadet, sondern beyden vielmehr gedient und genutzt wird, ist nicht allein erlaubt, sondern sie ist auch Pflicht.

Nun können wir auch die vorhin aufgeworfene Frage sicher und ohne Weitläuftigkeit beantworten: „Kann Zeitvertreib einen Werth haben?“ Zeitvertreib an und vor sich, in der rechten, eigentlichen Bedeutung dieses Worts, wie wir sie vorhin beschrieben haben, hat keinen Werth, sondern Unwerth und Schaden bey sich; Zeitverkürzung hingegen, so wie wir sie eben bezeichneten, die nach ihrem Zweck, nach des Menschen Bedürfniß, und nach dem Wohlstande eingerichtet ist, hat allerdings ihren Werth, denn sonst würde sie nicht, wie wir bereits erinnert haben, Pflicht seyn.

Nun giebt es aber, nach der verschiedenen Denkungsart der Menschen, auch sehr verschiedene Arten und Gattungen des sogenannten Zeitvertreibs, oder, richtiger zu reden, der Zeitverkürzung, welche derselben allen Werth benehmen, und die, nach dem starken Ausdruck des Engländers, recht dazu eingerichtet sind, die Zeit zu tödten. Es giebt unanständige und ungesittete, es giebt aber auch schädliche und gottlose Zeitverkürzungen.

Der eine verdirbt die Zeit, indem er glaubt, sie zu verkürzen und auf eine angenehme Art hinzubringen, durch Lesung schändlicher, auf die Beförderung des einreissenden Sittenverderbnisses, dem jeder vernünftige, gutdenkende Mann aus allen Kräften steuern sollte, abzielender Bücher, welche zwar durch ihren äusserlichen Reiz, durch den darinn herrschenden lustigen Ton

und

und wohlgewählten Ausdruck, wie die Sirenen durch ihren melodischen Gesang, anfänglich bezaubern, die Vergiftung aber, welche sie bey sich führen, erst hinterher spüren lassen. Der, der solche verführerische, unreine Bücher schreibt, und der, der sie liefet, mit Beyfall und Wohlgefallen liefet, sind beyde gewissermassen gleich strafbar, und der eine, wie der andere, sowohl in Ansehung seines Verstandes, als auch seines Herzens, zu beklagen.

Ein anderer, der der Spielsucht in einem hohen Grade ergeben ist, weil sein kleiner eingeschränkter Verstand sich auf keine bessere Art zu beschäftigen und die Zeit zu verkürzen weiß, opfert seine müßigen Stunden dem Kartengemische, oder andern Spielarten auf, die nicht allein der Gesundheit schädlich sind, welche man doch durch jede Zeitverkürzung befördern sollte, sondern

auch

auch den Beutel erschöpfen und nicht selten zu den größten Zänkereyen und zu den unversöhnlichsten Feindschaften Gelegenheit geben.

Ein Spieler von Profeßion, der recht geflieſſentlich darauf ausgeht, andern Leuten das Geld abzunehmen, der nicht allein ganze Stunden, sondern wohl ganze Tage und Nächte beym Spiel verdirbt, um, wenn er etwa einmal verlohren hat, doppelt zu gewinnen, — ein solcher Spieler ist in meinen Augen, nächst dem boshaften Verführer der Unschuld, das verachtungswürdigste Geschöpf auf Gottes Erdboden, und die Obrigkeit sollte in der That auf dergleichen Müßiggänger, (denn im Grunde sind sie doch nichts anders, weil sie nichts nützliches thun) ein wachsames Auge haben, und ihren Ausschweifungen und Betrügereyen Grenzen setzen.

Doch dieser Gegenstand ist zu wichtig, als daß wir ihn hier erschöpfen, und all' das Elend beschreiben könnten, welches die unbesonnene Spielsucht, die bey manchen Leuten und in manchen Städten und Ländern epidemisch ist, nach sich ziehet. Es wird sich schon eine andere Gelegenheit finden, mehr darüber zu sagen, und diese Art der Zeitverkürzung, die gewiß unter vielen die nachtheiligste und thörichtste ist, denen, die daran ihr Vergnügen finden, zu verleiden.

Es ist noch eine große Reihe von thörichten, ungesitteten, lasterhaften, und gemeinschädlichen Zeitverkürzungen übrig, die wir hier anführen könnten, wenn wir nicht befürchten müßten, zu weitläuftig zu werden. Wir wollen daher nur noch des unbefugten, liebloſen und unüberlegten Richtens und Lästerns erwähnen, wodurch der gute Name des Nächsten verletzt, und sehr oft sein Fort-

kom-

kommen in der Welt gehindert wird. Viele glauben sich, weil sie nichts anders zu thun wissen, durch dergleichen Gewäsch und Verunglimpfung ihrer Nebenmenschen, die Zeit zu vertreiben; sie urtheilen in ihren müßigen Stunden, in der Gesellschaft anderer Verläumder, über diesen und jenen, den sie oft kaum den Namen nach kennen, bekümmern sich um Dinge, die ihnen nichts angehen, rügen Fehler und Gebrechen, die sie selbst an sich haben, äussern über andere Unglücksfälle, welche sie selbst treffen können, ihre verwegene Schadenfreude; und gemeiniglich werden sie durch die Beschuldigung fremder Personen ihre eigenen Ankläger, und schaden durch ihre lieblosen, verkleinernden Urtheile sich selbst, indem sie andern zu schaden glauben.

Zeitverkürzungen von dieser Art setzen nicht allein einen schwachen Verstand und ei-

nen verdorbenen Geschmack, sondern auch ein verderbtes Herz voraus; sie können denen, welche zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, unmöglich wahres Vergnügen und wirkliche Erholung verschaffen, und sie sind ausserdem für die menschliche Gesellschaft, welcher das Unternehmen und selbst der Zeitvertreib jedes einzelnen Mitglieds nicht gleichgültig ist, von den nachtheiligsten Folgen.

Ueberhaupt verräth es wenig Einsicht, wenig Urtheilskraft, und einen großen Vorrath von schlechten Gesinnungen, wenn jemand nicht weiß, wie er die Zeit hinbringen soll, wenn er oft und fast beständig über Langeweile klagt, und daher auch mancherley nichtsbedeutende Dinge, auf kindische Tändeleyen, und unerlaubte anhaltende Zerstreuungen verfällt, die ihn zu keinem ernsthaften Gedanken kommen lassen.

Die

Die Zeit ist edel; — sie ward, uns als ein kostbares Geschenk, zum Wirken und Thätigseyn, zum Nutzen für uns und andere, von Gott gegeben — die Zeit flieht, und diese Flüchtigkeit der Zeit macht, wenn wir ihrer nicht wahrnehmen, wenn wir die Hände in den Schooß legen, und unsre besten Stunden gedankenlos verträumen, unser kurzes Lebensziel gleichsam noch kürzer; — der Verlust der Zeit ist, wenn sie einmal verflossen, ungebraucht verflossen ist, unwiederbringlich, und kann durch Perus gesammelte, aufgehäufte Schätze nicht zurückgekauft werden. —

Wer diese Vorstellungen recht überlegt und bey sich haften läßt, der wird nicht leicht über Langeweile klagen, der wird sich immer auf eine nützliche, wenigstens unschädliche Art zu beschäftigen, und selbst seine Zeitverkürzungen und Erholungsstunden so abzuwar-

ten und einzutheilen wissen, daß daraus weder für ihn, noch für andere irgend ein Nachtheil entstehe, sondern daß sie ihm zum wirklichen Vergnügen und Vortheil gereichen mögen.

Viertes Kapitel.

Siegfried langt nebst seiner Reisegesellschaft glücklich in Worms an; vor seiner Ankunft aber begegnet ihm ein kleiner Unfall. Er wird durch des Kaufmanns Schwiegersohn, den Oberstallmeister, dem Könige Gilbald vorgestellt, der ihn sehr huldreich empfängt, und ihn bittet, bey ihm zu bleiben.

Als Siegfried nebst seinen Reisegefährten ohngefähr noch sechs Meilen von Worms

Worms entfernt war, kamen sie durch ein groſses Dorf, wo eben eine Kindermörderinn mit dem Schwerdt hingerichtet wurde. Die Menge und das Getümmel des Volks, welches zum Zusehen gekommen war, verursachte, daß die Pferde scheu wurden, und Miene machten, durchzugehen. Der Kutscher konnte sie nicht bändigen; man eilte ihm aber zu Hülfe, und verhütete, indem man sie aufhielt, ein groſses Unglück. Sobald Siegfried die Wildheit und das Ausreissen der Pferde gewahr wurde, sprang er eiligst aus dem Wagen, und verrenkte sich den rechten Fuß, den er, weil der Sprung sehr übel gerieth, leicht hätte zerbrechen können. Zum Glück war ein Wundarzt im Dorf vorhanden, der ihm den Fuß wieder einrenken, und durch einen geschickten Verband ferneren unangenehmen Zufällen vorbeugen konnte. Sowohl dieser Umstand, als auch das plötzliche Ausreissen der Pferde, wobey

ein Rad an des Kaufmanns Wagen zerbrochen war, verursachte es, daß sie sich bis den folgenden Tag in diesem Dorfe, worinn drey Edelleute wohnten, aufhalten musten.

Der Wirth des Gasthofs, wo unsre Reisenden eingekehrt waren, und wo sie eine sehr gute Herberge fanden, war ehedem Prediger in der Gegend von Worms gewesen, und hatte wegen wiederholter Sprünge über die in Luthers Katechismus und in den symbolischen Büchern vorgezeichneten Schranken des sechsten Gebots sein geistliches Amt eingebüßt. Da er Geld hatte, so pachtete er in diesem Dorfe ein adeliches Gut, und wurde ein Landwirth, an welcher Lebensart er schon als Prediger (denn er stand einer Landgemeine vor) viel Vergnügen gefunden hatte. Als der Gastwirth im Dorfe, ein sehr begüterter Mann, mit Tode abgieng, heirathete er dessen hinterlassene, jun-

ge Wittwe, die auch aus geistlichem Saamen gezeugt war, setzte einen andern in seinen Pacht, und trat die neue Wirthschaft an, worinn er sich sehr gut zu schicken wußte, so daß er vielmehr Nahrung und Zulauf, als sein Vorweser, bekam. Denn er war höflich und bescheiden gegen jedermann; er wußte einem jeden nach seinem Stande zu begegnen, und er war auch gegen arme, geringe Leute freudlich und liebreich, wenn sie gleich wenig bey ihm verzehrten.

Bey diesem Gastwirth hatte sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein verliebtes Paar eingemiethet, dessen beyderseitige Anverwandten in ihre Verbindung nicht willigen wollten, weil die Großväter beyder Familien einen alten Groll aufeinander hatten, der sich auch auf ihre Söhne fortpflanzte. Die Liebenden waren daher heimlich entwichen, und gedachten sich an diesem Orte kopuliren zu lassen.

Nichts ist seltsamer, gewissermaßen lächerlicher, gewissermaßen aber auch, wegen der daraus entstehenden Folgen, trauriger, als dergleichen langwierige Uneinigkeiten und Feindschaften zwischen den Vätern gewisser Familien, wodurch ihre Kinder, die an jenen Feindschaften keinen Theil nehmen, und oft gar nichts davon wissen, durchaus verhindert werden sollen, ihrer Neigung zu folgen, und sich einen Mann, oder eine Frau nach ihrem Geschmack zu nehmen. Dergleichen bey alten, verdrüßlichen Grauköpfen selten bezwingbarer Eigensinn ist der Quell so vieler gezwungenen und unglücklichen Ehen, welche denen, die sie stiften, und denen, die ihren Nacken unter dieses Joch biegen, am Ende gleich lästig werden, und die menschliche Gesellschaft an ihrem Flor und erwünschten Fortgange hindern.

Es war dieses hochadeliche Pärchen, welches

ches sich im Gasthofe zum wilden Mann, (denn es war noch ein anderer von geringerer Bedeutung im Dorfe) wo Siegfried und der Kaufmann zur Herberge waren, einquartirt hatte, ein Pärchen von besonderer Art, von sehr verschiedenen Meinungen, Gesinungen und Grundsätzen. Er, ein gewesener Major von mittleren Jahren, gutem offenen Verstand, reiner Herzensgüte, deutschem, biedern Wesen, und feiner Bildung, aber dabey stolz, auf seine erlangte Einsichten und tugendhaften Fertigkeiten, und ziemlich affektirt; sein Name hieß Adelskron. Sie, eine verwittwete Freyfrau von Ziegenhaar, ohngefähr zwanzig Jahr alt, war im höchsten Grade eitel, von sich und ihrer Schönheit eingenommen, der französischen Galanterie und Lustigkeit ergeben, und zu allen damit verbundenen und daraus entspringenden Ausschweifungen geneigt, von deren wirklichen Begehung sie aber durch ihre

vernünftige und rechtschaffene Tante zurückgehalten wurde.

Der Gastwirth hatte diesen Kandidaten des Ehestandes ein Zimmer neben demjenigen eingeräumt, wo Siegfried, und der Kaufmann nebst seinem Sohne abzutreten und sich aufzuhalten, angewiesen waren. Eine überaus dünne Wand sonderte beyde Zimmer von einander ab, so daß man, was in der einen Stube gesprochen wurde, leicht in der andern hören, und wenn man genau aufmerkte, verstehen konnte. Reisende nehmen jede Art des Zeitvertreibs oder der Zeitverkürzung mit, die ihnen auf ihrem Wege aufstößt, und dürfens freylich damit so genau nicht nehmen, weil auf Reisen einmal nicht die Bequemlichkeit in aller Absicht zu erwarten steht, die man zu Hause genießt. So machte es Siegfried. Während der Zeit, daß der Kaufmann nebst seinem

nem Sohne im Dorfe umherschlich, und der bärtige Kutscher, der ehedem Soldat gewesen war, den horchenden Bauern in der Gaststube die ausserordentlichen Begebenheiten des siebenjährigen Krieges nebst seinen dabey bewiesenen Heldenthaten erzählte, beschäftigte sich Siegfried, der seines kranken Fußes wegen das Zimmer hüten muste, damit, daß er den immer lauter werdenden Unterredungen des adelichan Brautpaars zuhorchte; er merkte endlich, daß der Inhalt ihres Gesprächs dieser war: was man sich eigentlich von der Liebe für einen Begriff zu machen habe. Die junge Wittwe, der es bey allen ihren Leidenschaften und Unternehmungen nur ums Vergnügen, um den sogenannten Zeitvertreib zu thun war, schien von der Liebe sehr seichte, modische und gar zu sinnliche Vorstellungen zu haben. Der Herr von Adelskron wollte sie durch seine Philosophie bekehren, und sie von ihren

Thorheiten heilen; dies war eine groſse Unternehmung, wobey er viel zu bestreiten und zu überwinden fand; denn es hatte ihr ein junger Offizier, der in Paris gewesen war, und ihr gleichsam Unterricht in französischen Sitten, Thorheiten und Gaukeleyen gab, das Köpfchen vollends schwindlicht gemacht, daß es brauſete und stürmte, und nicht leicht ernsthaften Vorstellungen, die auf ihre Sinnesbesserung abzielten, Raum gab. Sonst hatte sie eben kein schlechtes, verdorbenes Herz, sondern war nur durch den Umgang mit rohen, leichtsinnigen, im Genuß der Weltluſt ersoffenen Leuten verführt und von ihren ehemaligen guten Grundsätzen abgeführt worden.

Das Gespräch des adeligen Brautpaars, welches vielleicht keinen so nahen Beobachter dessen, was unter ihnen vorgieng, vermuthete, wurde für unsern Siegfried immer

mer interessanter; er zog seine Schreibtafel hervor, und merkte sich daraus, um den Kaufmann während der noch übrigen Reise mit dieser Materie unterhalten, oder es bey andern Gelegenheiten brauchen zu können, folgende Hauptsachen an.

Fünftes Kapitel.

Abermals ein Intermezzo. Fragment eines Dialogs über die Liebe und was dem Dinge, welches man von Alters her so benamset, anhängig ist.

Der Herr von Adelskron. — Aber, gnädige Frau, Sie scheinen mich gar nicht zu verstehen, und mich aus einem ganz unrechten Gesichtspunkt zu beurtheilen.

Die

Die Freyfrau von Ziegenhaar. Sie sind ein wunderlicher Heiliger, mein lieber Adelskron. Solche philosophische, platonische Liebhaber, wie Sie, dächt ich, müßt es wenig auf diesem Erdrunde geben. So lange gehen wir nun schon, obgleich auf eine entfernte Art, und in allen Ehren mit einander um, und jetzt, da wir gar beysammen wohnen, da wir unsrer ehelichen Verbindung so nahe sind, stellen Sie sich noch immer, als ob Sie mich nicht liebten, als ob alles das, was Sie seit jenem merkwürdigen Abend für mich fühlen, bloße, reine, von aller Sinnlichkeit abgesonderte Hochachtung wäre. Sagen Sie mir, seltsamer Mann, wie reimt sich das?

Der Herr von A. Darf ich Sie fragen, gnädige Frau, was die Liebe ist? Mich dünkt, hierüber sind mir noch nicht einig.

Die Frau von Z. Was die Liebe ist? — Die schöne Frage!

Der Herr von A. Ey, ich muß ja wissen, was für einen Begriff Sie mit diesem Worte verbinden, um denselben, wenn ich ihn nach meiner Philosophie falsch, oder doch fehlerhaft und unvollständig finde, ergänzen und berichtgen zu können. Denn Sie zeichnen die Liebe, wie ich merke, mit so leichten Zügen; Sie reden in einem so nachläßigen, leichtsinnigen Ton von ihr, daß es mir ein wenig verdächtig vorkommt, und ich möchte Ihnen nicht gern eine Liebe für die andere geben.

Die Frau von Z. Giebt es denn mehr als eine Liebe? Ich dächte, sie wäre überall eben die, die ich in Gesellschaften und bey andern Gelegenheiten kennen gelernt habe; eine Sache, die sich besser empfinden,

als beschreiben läßt. Die Liebe besteht, nach meinem Urtheil, in einer Gleichheit des Geschmacks, in einer Vereinigung zum Vergnügen, zum frohen Lebensgenuß; sie ist ein gewisser Kitzel des Herzens, den ein Blick wirket, und ein Nichts wieder zerstöret. Die Liebe ist das Band und das Triebwerk der menschlichen Gesellschaft; sie flattert frey und ungebunden von einem Gegenstande zum andern, und hat die Einsamkeit verlassen, um mit großem Geräusch Vergnügen und entzückende, berauschende Sinnenlust auf ihren Flügeln herumzutragen. Sehen Sie, mein Herr, so denke ich von der Liebe! Was däucht Ihnen zu diesem offenherzigen Glaubensbekänntniß?

Der Herr von A. Von dieser ganzen Beschreibung verstehe ich kein Wort. Vielleicht haben sie dieselbe, (nehmen Sie mir's nicht ungnädig) irgend einem französischen

Witz-

Witzling, der kein Philosoph und Menschenkenner war, abgeborgt.

Die Frau von Z. Es fehlt nicht viel, Sie beleidigen mich und machen mich böse.

Der Herr von A. Sie glauben also in der That, daß dies die Liebe ist?

Die Frau von Z. Ob ich es glaube? Allerdings; in der galanten Welt kennt und duldet man keine andere: doch, wir wollen uns mit einander vergleichen; uns einer solchen Kleinigkeit wegen zu zanken, wäre Schulfüchserey. Sagen Sie mir also, was machen Sie sich für einen Begriff von der Liebe?

Der Herr von A. Der Begriff, den ich davon habe, läßt sich nicht gut ausdrücken. Die Liebe, so wie ich sie mir denke,

wohnt

wohnt nicht auf den Lippen, sie kann nur empfunden werden; und, ohne Sie zu beleidigen, gnädige Frau, vermuthe ich, daß sie selten in Ihrer galanten Welt zu finden ist; denn sie setzt eine Seele voraus.

Die Frau von Z. ich merke schon, Sie wollen mi[t] längst aus der Mode g[e] preisen, welches blos von Thränen u[nd] Seufz[e]ben Langeweile [je]ne[n] züchtigen Gr[o]ße rige Treue no[ch] te Schlendria[n] schaft verbannt; he[r] werden dem Am[o]r[b]paar Weihrauchs[o]r[n] Haben seine Pfeile, ren, entzwey gespal[t]en die Federn gemacht, [u]

nach der Mode, die ist weit bequemer und vorzüglicher, als Ihre trockene Philosophie. —

Herr von A. Ich der Mode

meine vernünftigen, ge-

Grundsätze fahren las-

nicht mehr

wohnt nicht auf den Lippen, sie kann nur empfunden werden; und, ohne Sie zu beleidigen, gnädige Frau, vermuthe ich, daß sie selten in Ihrer galanten Welt zu finden ist; denn sie setzt eine Seele voraus.

Die Frau von Z. Ach, ich merke schon, Sie wollen mir jenes altfränkische, längst aus der Mode gekommene Ding anpreisen, welches blos von Geheimnissen, von Thränen und Seufzern und von der lieben Langeweile lebte; jenen Tyrannen unsrer züchtigen Großmütter, denen eine zehnjährige Treue noch zu wenig war. Dieser alte Schlendrian ist auf ewig aus der Gesellschaft verbannt; nach der heutigen Mode werden dem Amor nur im Vorbeygehen ein paar Weihrauchskörnchen zugeworfen. Wir haben seine Pfeile, die ehedem tödtlich waren, entzwey gespalten, und so leicht, als die Federn gemacht, womit sie beflügelt sind.

Sie

Sie dringen nicht mehr ins Herz; sie reizen und kitzeln es nur. Folgen Sie mir, Adelskron, lassen Sie Ihre philosophischen, kunstmäßigen Begriffe von der Liebe, womit Sie in keiner artigen Gesellschaft durchkommen, fahren; richten Sie sich nach der Mode, die ist weit bequemer und vorzüglicher, als Ihre trockene Philosophie. —

Der Herr von A. Ich der Mode folgen? Ich sollte meine vernünftigen, geprüften und bewährten Grundsätze fahren lassen? Das kann ich nicht.

Die Frau von Z. weil Sie nicht wollen, weil Sie keinen Rath annehmen.

Der Herr von A. Im Ernst, gnädige Frau, ich bedaure Sie.

Die Frau von Z. Wen? mich?

Der Herr von A. In der That, Sie!

Die Frau von Z. Ey mein lieber Adelskron, Sie scheinen mir sehr zum Mitleid aufgelegt. Bis diese Stunde habe ich mir geschmeichelt, daß ich dieses traurige Gefühl noch nicht erregen könne.

Der Herr von A. Und ich gestehe, ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie im Ernst bedaure; denn untersuchen Sie nur einmal die Quelle und den Werth des Glücks, das Sie mir schildern, so werden Sie finden, daß es in Ihrem Kopfe, in Ihrer Einbildung, und nicht in Ihrem Herzen liegt. Dieser schwärmende Leichtsinn, dieses Gekümmel, dieser Strudel, in welchen alle Ihre Sinne sich werfen, sind nichts, als ein fieberhafter Taumel, ein bald verfliegender

Rausch

Rausch, der Ihren Geist beunruhigt und herumtreibt, ohne ihn jemals zu befriedigen. Mitten unter Ihren rauschenden Festen, unter Ihren glänzenden Ausschweifungen, jagen Sie dem Vergnügen nach, und finden es nicht. Warum laufen Sie so weit? Die gütige Natur hat es in seinem rechten Maaße neben Sie hingelegt; allein, Sie greifen nach einem Schatten, wenn Sie bey dem Witz das suchen, was nur das Herz gewähren kann.

Die Frau von Z. Hilf Himmel! ich glaube, Sie predigen! Vortreflich, mein Herr! doch hat Ihre Standrede mich nicht überzeugt; denn dieser Zustand, worinn ich mich befinde, scheint mir angenehm, und was sie für einen Traum halten, ist für mich ein fühlbarer Genuß.

Der Herr von A. Desto schlimmer für Sie.

Die Frau von Z. O so lassen Sie mir wenigstens das Vergnügen, zu glänzen und zu gefallen. Es ist meinem Geschlechte so nöthig, als das Leben; und ich wollte eben so gern der Schönheit entbehren, als die Gewalt derselben auf einen einzigen einschränken. Werfen Sie einmal einen Blick in das Herz eines Frauenzimmers, und urtheilen Sie, was für eine Wonne sie berauschen müsse, wenn die schmachtenden Augen eines schimmernden Kreises auf sie allein gerichtet sind; wenn sie auf hundert Zeugen ihrer Allmacht Liebe, Verdruß oder Zufriedenheit ausgiessen kann. Kaum öfnet sie den Mund, so hallt ein Lobspruch zurück; kaum wirft sie einen Blick, so mahlt die blasse Furcht, oder eine glühende Hofnung sich auf den Gesichtern: sie kann ein Gewitter erregen, oder dem Donner das Stillschweigen gebieten, und wenn sie alle Leidenschaften aufwühlet,

wenn sie alle Herzen in Flammen setzt, so bleibt das Ihrige in einer stolzen Ruhe.

Der Herr von A. Das Ihrige bleibt in Ruhe! Was für eine schöne Aussicht zeigen Sie uns! Wie? die lebhafteste Zärtlichkeit — — — —

Die Frau von Z. O Sie halten sich bey jedem Wörtchen auf; wollen Sie zanken? Ich habe Ihnen gesagt, daß die Freude zu glänzen, unter die Bedürfnisse des Frauenzimmers gehöret.

Der Herr von A. Nun, so glänzen Sie; ich habe nichts dagegen, und lassen Sie mich andere Wollüste suchen, die Ihrer Seele unbekannt sind; wenig Geräusch, aber destomehr Liebe, einige Reizungen, ein offenes, tugendhaftes Herz! — mehr brauche, mehr wünsche ich nicht.

Die Frau von Z. Dergleichen Muſter ſind ja auch in meiner Welt anzutreffen.

Der Herr von A. Was? Liebe unter ihnen?

Die Frau von Z. O ja, Sie dürfen nicht daran zweifeln.

Der Herr von A. Ich verſtehe Sie; Sie meinen jene flatterhafte, kavaliermäſſige Liebe, der Sie vorhin eine ſo ſeltſame Lobrede gehalten haben. Mein gnädige Frau, ich habe einen ganz gemeinen Geſchmack, und Ihre Liebe iſt zu vornehm, um in meine Bruſt einzukehren. Ich kann Ihren prächtigen Lehren nicht folgen, und da ich, wenn ich einmal liebe, mein ganzes Herz hingeben will, ſo muß ich auch ein ganzes Herz dagegen erhalten. Ich haſſe ſo ſehr, als Sie, das arkadiſche Getändel, aber noch

mehr

mehr hasse ich das anstößige Geräusch. Ich begnüge mich mit dem, was ehrbar ist, und wenn man mich auch noch so sehr darum tadeln sollte; ich muß die Person, die ich liebe hochschätzen, oder ich höre auf, sie zu lieben.

Die Frau von Z. Glauben Sie denn, daß ich der Hochachtung entsage?

Der Herr von A. Bey Ihnen und in dem Zirkel, wo Sie bisher gewesen sind, hat dieses Wort eine sehr schwankende Bedeutung. Unter uns gesagt, Sie verschenken Ihr Zutrauen und Ihre Hochachtung oft an Leute, auf denen man anderswo nicht viel hält.

Die Frau von Z. Sie wollen mich zum Unwillen reizen; aber es soll Ihnen nicht gelingen. Ich will meinen An-

schlag durchsetzen. Machen Sie nur, daß wir bald Eheleute werden. — Ein näherer Umgang wird auch unsern Geschmack näher vereinigen.

Der Herr von A. Meinen Sie das? An mir solls nicht liegen, daß unsere eheliche Verbindung, nach den Ceremonien der Kirche, beschleunigt werde. Möchten Sie nur ernsthafte Ueberlegungen anstellen, und möchten Sie bald die wahre Liebe, die in der genauen Uebereinstimmung der Gemüther und Neigungen und in dem Vergnügen an des andern Vollkommenheiten besteht, wodurch der Wunsch der genauesten Vereinigung mit dem verliebten Gegenstande eben so dringend, als nothwendig gemacht wird, kennen lernen!

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung und Beschluß der im vierten Kapitel abgebrochenen Erzählung von Siegfrieds erfolgter Ankunft an König Gilbalds Hofe, und von seiner Vorstellung durch den Oberstallmeister.

Sobald Siegfried nebst seinen Reisegefährten in Worms angekommen war, (er nahm auf des Kaufmanns dringendes Ersuchen sein Absteigequartier bey dessen Schwiegersohn) war er darauf bedacht, sich Kleider machen zu lassen, wozu ihm der Kaufmann das nöthige Geld vorschoß, um mit dem erforderlichen Anstand vor dem König Gilbald und dessen Hofleuten erscheinen zu können.

Nachdem er sich einige Tage von den Beschwerlichkeiten der Reise erholt, und dasjenige, was zu seinem Anzuge erfordert wurde, beysammen hatte, ließ er sich durch des Kaufmanns Schwiegersohn, den Oberstallmeister, **Rupert von Wichmannshausen** genannt, dem Könige **Gilbald** vorstellen, der ihn, da er seine Herkunft erfuhr, überaus gnädig aufnahm, und ihm sogleich eine Stelle unter seinen Hofjunkern anwies, damit er nebst ihnen den gehörigen Unterricht in allem, was ein junger Edelmann wissen muß, und in allen zu seinem künftigen Stande und Beruf erforderlichen Uebungen genieſſen möchte. Er wurde auch an demselbigen Tage, da er bey dem Könige Audienz hatte, zur Tafel gezogen, und es wurde ihm von sämtlichen Hofleuten viel Ehre erwiesen.

Einer von diesen Hofleuten, der bey dem

dem Könige sehr wohl gelitten war, fragte ihn, woher es doch käme, daß er sich so weit von seinem Vaterlande entfernt hätte, da er doch, wie er vernommen hätte, der einzige Prinz und sein Herr Vater bereits ein alter Herr wäre. Siegfried antwortete: die Begierde nach Ebentheuern, mannhaften Thaten und seltsamen Begebenheiten habe dieses verursacht, und er hätte von Jugend auf, einen großen Trieb bey sich verspürt, fremde Länder zu sehen, und sich in der Welt etwas zu versuchen; auch hätte er in der kurzen Zeit seiner bisherigen Wanderschaft, seitdem er aus seines Vaters Hause sich entfernt hätte, manches erfahren, welches vielleicht nicht einem jeden begegnen möchte.

Diese Aeusserung machte den König Gilbald nebst den Hofleuten, die an seiner Tafel waren, nach den Erzählungen seiner

Schick-

Schicksale und Unternehmungen lüstern, und er wurde ersucht, die Gesellschaft mit dem, was ihm bisher begegnet war, zu unterhalten.

Siegfried konnte dieser Aufforderung nicht widerstehen. Er erzählte also umständlich seine bisherigen Begebenheiten, von seiner ersten Ausflucht und von seinem kurzen Aufenthalt in des Schmidts Hause an, bis zu seinem Ausgange aus dem Hause des ehrlichen Schumachers und zu seiner darauf erfolgten Reise nach Worms, wohin er anfänglich nicht gedacht hätte, und wobey er durch den Kaufmann, seinen Landsmann, wider Vermuthen gefördert, und so freundschaftlich unterstützt worden wäre.

Er vergaß bey dieser Erzählung nicht, zu erwähnen, wie der Schmidt, zu dem er sich zuerst nach seiner Auswanderung aus

seiner

seiner Aeltern Hause begeben, aufgehetzt von seinen gottlosen Gesellen, Böses mit ihm im Sinne gehabt, und ihn in den großen Wald geschickt hätte, in der Meinung, er sollte darinn umkommen; sein guter Genius aber, oder vielmehr seine Schutzgöttinn, die ihn unsichtbar begleitete, hätte solch Unglück von ihm abgewendet, und ihm Glück gegeben, den ungeheuern Drachen zu bezwingen, der ihm zu Leibe gewollt hätte. Er ertheilte hierauf der horchenden und neubegierigen Gesellschaft, die solche Mannichfaltigkeit von einem jungen Menschen, wie er, nicht vermuthete, Nachricht, wie es mit der Ueberwindung und Ertödtung des Drachen zugegangen, und was ihm aus dessen Fett für ein großer Vortheil zugewachsen sey.

Als Siegfried seine Erzählung, worüber sich jeder, der sie hörte, verwunderte, geendigt hatte, faßte der König Gilbald

nebst

nebst seinen Höflingen noch viel mehr Hochachtung für den jungen Siegfried, weder zuvor, und gab ihm gleich eine Befehlshaberstelle unter seinen Hofjunkern, weil ihrer keiner sich so viel versucht und bereits so viel Ruhm erworben hatte, als er. Indeß wohnte Siegfried auf des Königs Geheiß den bestimmten Unterweisungsstunden und ritterlichen Uebungen bey, und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er keines Unterrichts weiter bedurfte.

Siegfried hatte bey der Erzählung seiner Begebenheiten, als er das erstemal bey dem Könige zur Tafel war, unter andern eines Schutzgeistes und einer Schutzgöttinn erwähnt: dieses waren für die horchenden Höflinge, die größtentheils gut katholisch waren, böhmische Dörfer. Insonderheit waren diese Ausdrücke dem anwesenden orthodoxen Hofprediger aufgefallen, und dieser nahm sich

nach

nach aufgehobener Tafel die Freyheit, über diese Gegenstände, wovon er zwar keinen rechten Begriff hatte, die er sich aber doch dunkel als irrige, abergläubige, dem Lehrbegriff der römisch-katholischen Kirche zuwiderlaufende Vorstellungen dachte, mit unserm Siegfried ein Wörtchen im Vertrauen zu reden. Siegfried wußte sich in die Zeit zu schicken, er stellte sich, als ob er den Ermahnungen und Zurechtweisungen des ehrwürdigen Hofpaters Gehör gäbe, und versprach, da er sich nun in einem christ-katholischen Lande und an einem dergleichen Hofe befände, folgsamer, als irgend einer, gegen die Geistlichkeit zu seyn, keine Messe zu versäumen, und, ohne weitere Untersuchung und Bedenken, mit völliger Gefangennehmung seiner rebellischen Vernunft, steif und fest zu glauben, was die Kirche glaubt, und zu glauben befiehlt. Durch solche Versicherung verursachte er dem Hofpa-

ter,

ter, der gern Proseliten machte, und von der Bekehrungssucht angesteckt war, große Freude.

Ueberhaupt ließ der Hofprediger, der unter vielen schlechten Kanzelrednern in der dortigen Stadt und Gegend, als ein guter, populairer und erbaulicher Prediger bekannt war, der seine Naturgaben fleißig exkolirte, als Siegfried bey des Königs Tafel seine abentheuerlichen Begebenheiten erzählte, keins von dessen Worten auf die Erde fallen. Besonders war es ihm merkwürdig, daß die böse, mörderische Absicht, mit welcher der Schmidt unsern Siegfried in den Wald schickte, für ihn wider alles menschliche Vermuthen einen so guten und glücklichen Ausgang gehabt hätte.

Er hielt diese wunderbare Begebenheit in seinen Gedanken, ob er gleich von einer Men-

ge luſtiger Höflinge umringt war, (denn er war gewohnt, zu abſtrahiren) mit der nicht minder wunderbaren Geſchichte Joſephs, der in Aegypten verkauft, und bald hernach zum großen Herrn erhoben wurde, zuſammen, und formirte aus dieſer Vergleichung eine vorläufige Diſpoſition zu ſeiner künftigen Sonntagspredigt, zu welcher er unſern Helden, weil er durch ſeine Erzählung dazu Gelegenheit gegeben hatte, feyerlich einlud.

Noch hatte Siegfried keine Meſſe gehört und keiner chriſtlichen Predigt beygewohnt, denn ſeine Aeltern und Vorfahren lebten noch im Heydenthum, weil die von den Jeſuiten zur Bekehrung der Utopier ausgeſandten Apoſtel, mit ihren beweglichſten Vorſtellungen nicht vermocht hatten, ihre ſteinernen Herzen zu erweichen. Denn dieſe verſchmitzten Kerle ſchienen ihnen alte

Betrüger und seine Spionen zu seyn, die, unter dem Vorwande der Glaubensreinigung, das Land zu erforschen gekommen wären, daher sie sich auch, ohne ihr Netz nach Bequemlichkeit ausgeworfen und ihren Zweck, der vielleicht mehr, als einer, seyn mochte, erreicht zu haben, von dannen packen mußten.

Am nächstfolgenden Sonntage hielt der Hofprediger seine an der königlichen Tafel unter dem Geklirre der Gläser und dem Gesumse der Hofwürmer prämeditirte Predigt über Siegfrieds und Josephs verglichene und verbundene Geschichte; diese Predigt, bey welcher der ganze Hof, unsern Siegfried nicht ausgenommen, zugegen war, fand, ohngeachtet ihres simpeln, ungekünstelten Tons, allgemeinen Beyfall, und wurde auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, zu Beförderung gemeiner Erbauung gedruckt.

Da

Da von der längst vergriffenen zwiefachen Auflage dieser Predigt, die man gewissermassen eine Kasualpredigt nennen mag, weil und in so fern sie durch Siegfrieds Erzählung und Begebenheiten veranlasset wurde, ein Exemplar, obwohl ziemlich schmutzig, in unsere Hände gekommen ist, so wollen wir dieselbe, weil sie eben nicht zu lang ist, unsern Lesern mittheilen, unter welchen es hoffentlich doch einige geben wird, denen Predigten überhaupt, und gedruckte Predigten insonderheit nicht aneckeln. Man beliebe sich aber beym Lesen zu erinnern, daß diese Kanzelrede nicht das Werk eines geistlichen, hoch daherfliegenden Stutzers aus dem vierten oder fünften, oder achten Jahrzehend des jetztlaufenden und bald verstrichenen achtzehnten Jahrhunderts, sondern eines Mannes ist, der so redete, wie's ihm ums Herz war, und der gern allen allerley werden wollte.

Siebentes Kapitel.

„Predigt über das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen, als einen Anlaß zur Verehrung dessen, der sie regiert, am Sonntage nach Ostern 1421 in der königlichen Schloß- und Domkirche gehalten von dem Hofpater Augustin, Benediktiner Ordens, Magister Theologiae, u. s. w.“

„Der liebe Gott, der seine Lust hat an unserm Wohlergehen, sey uns gnädig, und mache uns alle fromm und selig, Amen.

Lieben Freunde in dem Herrn. Ich habe, wie ihr euch dessen hoffentlich erinnern werdet, heute vor acht Tagen von den Mißbräu-

bräuchen und großen Schäden gepredigt, welche eine verkehrte, unzeitige und unbesonnene Neugierde nach sich zieht, und euch gezeigt, wie das Maulaufsperren und verwegene Forschen nach Neuigkeiten zur Sünde werden kann. —

Es hat aber jedes Ding in der Welt seine gute und seine schlimme Seite, je nachdem mans braucht und anwendet. Selbst das Gift, welches Menschen und Vieh tödtet, thut, in geringem Maaß eingenommen, bey vielen Krankeiten und Leibesgebrechen vortrefliche Wirkung. So ists auch mit der Neugierde; sie schadet und nützt, je nachdem man sie gut oder verkehrt anwendet.

Seht, meine Freunde, ich bin auch in diesen vergangenen Tagen neugierig gewesen, und daß ichs war, das setzt mich heute in den Stand, euch eine gute, erbauliche Predigt

zu halten, und euch etwas von dem, was ich gutes, neues gehört habe, mitzutheilen.

Es ist nämlich ein junger Gesell, eines Königs Sohn aus Utopien, bey uns angekommen, seinen Antlitzes, guter Bildung, und wie ich merke, auch von guter Gemüthsart. Dieser junge Mensch, der sich bey uns zum Ritter bilden will, damit er einst, wenns erfordert wird, in den Streit ziehen, und für sein Vaterland fechten könne, hat uns viel neue Mähr von seiner Reise mitgebracht. Ich lernte ihn vor einigen Tagen an der Tafel unsers guten und weisen Königs kennen. (denkt nicht, ihr Bärenhäuter, die ihr dort unten hinter den Weiberstühlen lauscht, daß ich dies aus Praleréy sage) Es ist dieser junge Held unter andern, da er kaum seine Wanderjahre angetreten hatte, von seinem Meister, einem Grobschmidt, bey dem er das Handwerk erlernen wollen, in einen großen,

unsi-

unsichern, von wilden Thieren bewohnten Wald geschicket worden, unter dem Vorwande, Kohlen zu bestellen; im Grunde aber hat der gottlose Mann die Absicht gehabt, der junge Gesell, der mit seinem Vornamen Siegfried heißt, sollte von den wilden Thieren zerrissen werden: denn er hatte ihm etwas nicht nach seinem Sinn gemacht, und er wollte ihn gern los seyn.

Aber hört, meine Lieben, wie der allwaltende Gott, der insonderheit der Reisenden und Verlassenen Schutzpatron ist, dem armen Schelm aus der Bredouille half. Es wohnte in diesem Walde ein ungeheurer Drache, der weit und breit gefürchtet war; dieser wollte sich über den guten Jungen hermachen, und ihn zu seinem Frühstück schmausen; aber nicht also! Der liebe Gott gab diesem Siegfried Gnade, daß er sich ein Herz faßte; er verlieh ihm Kraft und Stärke,

daß er den ungeheuern Drachen tödtete. Wie dies nun eigentlich zugegangen, das würde hier zu erzählen zu weitläuftig seyn. Vielleicht läßt er seine Begebenheiten einmal in Druck ausgehen; da könnt ihrs denn alle zu lesen kriegen.

Doch ich wollte euch nicht blos eine Neuigkeit erzählen; sondern ich wollte euch auch deren Mittheilung, nach meiner Amts- und Gewissenspflicht, nützlich machen. Merket also, was ich sage, und behalters in einem feinen, guten Herzen.

Der Mann, der diesen vornehmen Jüngling aus mörderischen Absichten in den Wald schickte, hatte natürlicherweise Böses mit ihm im Sinn: Gott aber, der über die Menschen wacht, verwandelte dieses Böse in Gutes, und schenkte ihm einen glücklichen Ausgang aus dem Walde; er der allein

mäch-

mächtig ist, half diesen Siegfried, der sich auf seine allmächtige Helferskraft verließ, siegen; er errettete ihn aus der Noth und augenscheinlichsten Lebensgefahr: — sein Name sey dafür gelobet!

Viel Aehnlichkeit hat diese Geschichte des jungen Siegfried mit der Geschichte des in der Bibel vorkommenden Josephs, den seine Brüder aus Neid in die Sklaverey nach Aegypten verkauften, wo der liebe Gott ihn zum großen Manne machte, und folglich das von seinen nächsten Blutsfreunden ihm zugedachte und beschiedene Böse in lauter Gutes verwandelte. Darum sagt David im dritten Psalm: Erkennt doch, daß der Herr seine Heiligen, seine Vertrauten, seine Lieblinge, wunderlich führet.

Ich werde euch das heutige Sonntags-

evangelium, welches ich zu meiner dermaligen Absicht nicht brauchen kann, zwar vorlesen, weil ihr einmal an diese Ordnung gewöhnt seyd; ich will aber nach dessen Vorlesung einen besondern, schicklichen Text aus der Geschichte Josephs zum Grunde legen, und sowohl diese Geschichte, als auch die Begebenheit Siegfrieds; der nun vor euren Augen als ein lebendiges Muster von Gottes wunderbarer Errettung aus Noth und Gefahr herumwandelt, zu eurer Bekehrung und Erbauung anzuwenden suchen. ꝛc.

Text: 1 B. Mose.

Joseph sprach zu seinen Brüdern: Ihr gedachtets böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thät, wie es jetzt am Tage ist, zu erretten viel Volks.

Diese wenigen Textesworte, meine Lieben, brauche ich euch nicht weiter zu erklären; ihr verstehet sie von selbst. Aber das will ich thun, euch lehren, was darinn enthalten ist, und was für eine Wahrheit wir zu unsrer Erbauung daraus herleiten können, nämlich:

Das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen, als ein Anlaß zur Verehrung dessen, der sie regieret.

Dieses, Freunde, sey der Gegenstand meiner Betrachtung und eurer Aufmerksamkeit.

Zuerst wollen wir unsere Andacht mit dem Wunderbaren in den menschlichen Schicksalen unterhalten, und

Hernach zeigen, wie solches uns ein starker Anlaß und Ermunderungsgrund

zur

zur herzlichen Verehrung desjenigen sey, der die menschlichen Schicksale lenkt und regieret.

Erster Theil.

Das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen ist also der Gegenstand unsrer Betrachtung, zu welcher wir durch die ältere Geschichte eines Josephs, und durch die neuere eines Siegfrieds veranlasset werden. Wunderbar pflegen wir dasjenige zu nennen, was sich nicht alle Tage, sondern nur selten zuträgt, was für den, der es sieht oder hört, etwas neues, merkwürdiges und ausserordentliches ist, und was daher die Aufmerksamkeit der Menschen nach sich ziehet. Unter dem Schicksal, wovon die alten Heiden sehr falsche und verkehrte Begriffe hatten, verstehen wir alles, was dem Menschen von seiner Geburt an bis an sei-

nes

nes Lebens Ende hienieden, ohne sein Zuthun und oft ohne sein Erwarten, begegnet, Gutes und Böses durcheinander.

Dieses alles geschieht nicht von ohngefähr, wenn's gleich in unsern Tagen, wie in den vorigen Zeiten, Spötter und Freygeister genug giebt, welche die unvermeidliche Nothwendigkeit des Schicksals behaupten, und der Meinung sind, es gehe alles in der Welt ohne eine höhere Leitung und Einwirkung seinen Gang fort; der liebe Gott bekümmere sich nicht um die Handlungen und Begebenheiten des Menschen, und er könne seinem Verhängniß nicht entgehen, er möchte übrigens leben, wie er wolle.

Da giebts auch manche Irrgeister; die bilden sich gewisse Schutzgeister, oder Schutzgötter und Schutzgöttinnen ein, von denen

sie

sie auf ihren Wegen und Stegen vor jedem Unfall und vor aller Gefahr bewahrt würden; dies ist Aberglaube, und wenn man sich auf solche vermeinte Schutzgeister verläßt, und darüber des lieben Gottes vergißt, so plumpt man öfters ins Unglück hinein, und begehet eine große Sünde.

Ja, werdet ihr sagen, Herr Pfarrer, sind nicht unsre Heiligen, zu deren Verehrung wir nach den Vorschriften der Kirche angewiesen sind, solche Schutzgeister und Schutzpatronen, deren abgeschiedene Seelen uns unsichtbar umgeben, und uns warnen, wenn uns irgend ein Unglück bevorsteht? — Darinn habt ihr zwar nicht unrecht, lieben Brüder, aber hütet euch, daß ihr der Sache nicht zu viel thut, daß ihr die Verehrung der Heiligen, die doch Menschen, wie ihr waren, nicht zu weit treibet. Denn wenn ihr den lieben Gott nicht zum

Freun-

Freunde habt, wenn ihr dem nicht durch eure Gesinnungen und durch euer Leben gefallet, so können euch alle Heiligen mit ihrer Fürsprache nichts helfen. Ihr wisset, unser König Gilbald ist ein sehr guter Herr; seyd ihr aber ungehorsam und widerspenstig gegen ihn gewesen, und habt ihn wider euch aufgebracht, so würden gewiß, bevor ihr mit ihm ausgesöhnt wäret, alle eure Bitten um irgend eine Gnadenbezeugung, die ihr von ihm zu erlangen hoftet, vergebens seyn, wenn euch auch alle seine Hofleute unterstützen und bey demselben vertreten sollten.

Das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen leuchtet nun insonderheit aus der Geschichte Josephs und aus den Begebenheiten unsers jüngst angekommenen Siegfrieds hervor, deren ich im Eingange erwähnt habe. Joseph hatte einen merkwürdigen Traum gehabt, worinn ihm geweissagt

wur-

wurde, er würde der glücklichste, der ansehnlichste unter seinen Brüdern werden, und diese würden genöthigt seyn, sich vor ihm zu demüthigen. Dies erregte ihren Neid und ihren Unwillen, und um seiner los zu werden, und die erwähnte Prophezeihung zu Schanden zu machen, verkauften sie ihn als einen Sklaven an vorüberreisende Kaufleute, die ihn mit nach Aegypten schleppten. Es konnten aber die Bösewichter, Josephs Brüder, Gottes gnädige Absichten nicht hindern. Denn was er einmal über die Seinen beschließt, das führt er herrlich hinaus. Jene glaubten, sie hätten ihn zu seinem Unglück und Verderben nach Aegypten geschaft, es geschah aber zu seinem Glück, denn Potiphar machte ihn zu dem vornehmsten und ansehnlichsten Mann in seinem Königreiche, und ließ öffentlich vor allem Volk vor ihm her ausrufen: **Das ist der, den der König will geehrt haben.**

Daher

Daher konnte nun Joseph auch seinen Brüdern so dreist unter die Augen sagen, wie in unserm Text zu lesen ist: Ihr gedachtets böse mit mir zu machen, aber Gott hat es gut gemacht, daß er thät, wie es jetzt am Tage ist, zu erretten viel Volks. Denn Joseph hatte nicht allein dem ägyptischen Könige Pharao seinen Traum ausgelegt, sondern auch während der von ihm vorherverkündigten Theurung solche kluge und haushälterische Anstalten getroffen, daß eine große Menge Volks, die sonst hätte Hungers sterben müssen, gesättigt und beym Leben erhalten wurde. Am Ende wurde er noch der Versorger seines alten, rechtschaffenen Vaters und seiner ganzen Familie. Waren also Josephs Schicksale nicht wunderbar? Muß es nicht einem jeden auffallend und merkwürdig seyn, wenn er sieht oder von andern hört, daß aus einem Bettler ein Edelmann, und aus einem

Sklaven ein großer, vornehmer Herr worden ist?

Eben dieses Wunderbare, welches uns zum Preise und zur Verehrung Gottes führt, finden wir nun auch in den Begebenheiten des jungen Menschen, Siegfried genannt, der vor wenig Tägen bey uns angekommen ist. Menschen gedachten es böse mit ihm zu machen; das war der Schmidt nebst seinen Gesellen, die ihn in den Wald schickten, damit ihn der Drache, oder sonst ein Unthier umbringen möchte. Aber Gott hat es gut gemacht; er stand ihm bey, daß er den Drachen besiegen und sich aus dem Walde, worinn er wie ein verirrt, verlohren Schaaf herumlief, glücklich herausfinden konnte. Dadurch hat er nun den Grund zu seinem Ruhm und zu seinem Glück gelegt: denn er hat vor vielen andern seines Gleichen einen großen Vorsprung. Das ist auch nicht umsonst

sonst und von ohngefähr geschehen, daß er grade zu uns, an unsers Königs Hoflager, gekommen ist, denn er hätte ja seinen Lauf auch anderswohin richten können. Der liebe Gott kann noch einen großen Mann aus ihm machen, und durch ihn dem Hause unsers Königs großen, vielfältigen Nutzen schaffen. Ich sage dies im Geist der Weissagung; und der, der im Himmel wohnt, gebe sein Fiat, sein vollkräftiges Amen dazu, das heißt: ja, ja, es soll also geschehen. *)

Auch dies, ihr lieben, gehört zum Wunderbaren in den menschlichen Schicksalen, daß

*) Der gute Pater wußte oder bedachte wohl nicht, daß diese letzteren Worte in einem ketzerischen Katechismus stehen.

Anmerkung des Setzers.

Gott es in dieser Welt den Frommen oft sehr übel gehen läßt, indeß der Gottlose gemeiniglich alles vollauf hat, und alle Tage herrlich und in Freuden lebt. Für heute erlaubt mir die Zeit nicht, euch darüber eine befriedigende Auskunft zu geben; ich verweise euch daher auf den 79sten Psalm, wo Assaph von dieser kritischen Sache viel schönes und tröstliches sagt; den könnt ihr hübsch zu Hause nachlesen, wenn ihr anders eine Bibel habt; ich, der Hofprediger, gebe euch die Erlaubniß dazu.

Wir schreiten demnach ohne weitere Vorrede zum zweyten Theil, worinn wir noch kürzlich zu zeigen haben, daß das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen uns die bequemste Gelegenheit und die stärkste Ermunderung zum Lobe und zur Verehrung desjenigen giebt, der sie lenkt und regieret.

Zweyter Theil.

Zwar fehlt es uns nicht an Gelegenheiten und Veranlassungen, Gott, den Herrn zu verehren, und uns seiner guten und gnädigen Leitung zu ergeben. Denn er erzeigt uns täglich so viel Wohlthaten, daß wir sehr schlecht gesinnt und ganz unempfindlich seyn müßten, wenn wir ihm dafür nicht dankten, ihn, als den Urheber alles Gutes, innigst verehren, und uns mit froher Hofnung, er werde uns künftig noch mehr Gutes thun, noch mehr Ungemach und Schaden von uns abwenden, ganz und völlig ihm ergeben wollten.

Aber der Mensch bedarf nun einmal, als ein schwaches, fehlervolles Geschöpf, Erweckung und Aufmunterung zum Guten, und die findet er insonderheit darinn, wenn er bey sich überlegt, daß Gott seine Vertrau-

ten, die im Glück und Unglück fest an ihm halten, zwar wunderlich, aber doch seliglich führt.

Und da darf er nur auf seine eigene Erfahrung acht geben; die wird ihn schon aus seinem vergangenen Leben vieles lehren, was ihn zu einer vernünftigen und herzlichen Gottesverehrung leiten kann. Sieht er gleich in seinen Begebenheiten und Schicksalen nichts Ausserordentliches: so wird er doch viel Unerwartetes und Wohlthätiges und einen solchen Zusammenfluß von besondern Umständen und Vorfällen darinn antreffen, den er nicht anders, als wunderbar, nennen kann. Nimmt er nun vollends anderer Leute Erfahrungen und Beyspiele zu Hülfe, so wird er völlig von dem wunderbaren Gange der menschlichen Schicksale, aber auch von der höhern Leitung derselben überzeugt, und eben dadurch kräftig ermuntert, den guten Gott

innigst

innigst zu lieben und zu verehren, der alles, was uns in der Welt begegnen mag, zu unserm Besten lenket.

Ich spreche ungern von mir selber; denn Leute, die solches thun, verrathen gemeiniglich viel Stolz und Eigenliebe, und man pflegt sie im gemeinen Leben Prahler und Ruhmredige zu nennen. Wenn solches Sprechen von mir selbst aber zu eurer Belehrung gereicht, wenn ihr aus meinem Beyspiel etwas Gutes lernen könnt, so mags wohl angehen. Rühmte sich doch der Apostel Paulus in seinem zweyten Sendschreiben an die Korinthier. Und wessen rühmte er sich? etwa seiner Gelehrsamkeit? seiner Rednergabe? seiner Verdienste um das Wohl der christlichen Kirche? seines Eifers für die Ehre Gottes? — Gehorsamer Diener! seiner Schwachheit, seiner Ohnmacht rühmte er sich, weil, wie er sich aus-

drückt, die Kraft Christi in ihm wohnte.

Ich bin in meiner Jugend, (ich muß es euch nur gestehen, denn was hilft das Heucheln?) ein gottloser Bube gewesen; ich war immer oben naus; ich wollte mich keiner Ordnung und Zucht unterwerfen; ich wollte, als ein naseweiser Pursche von zwölf Jahren, alles besser wissen, als meine Vorgesetzten; ich trotzte meinen Aeltern und Lehrern, und achtete ihrer Ermahnungen und Züchtigungen nicht: — aber, da kam der liebe Gott, der dem Dinge lange so zugesehen hatte, und dachte: harre du gottloser Schalk, ich will dich schon kriegen, du sollst mir bald das pater peccavi sagen; er warf mich aufs Krankenbette, und bedeckte meinen Leib, wie einst den frommen Job, über und über mit Schwären, daß ich schier hätte vergehen mögen, vor allen Schmerzen

und

und Beschwerlichkeiten meines Siechthums. Das war noch nicht genug: er nahm mir frühzeitig meine Aeltern, steckte mir das Häuschen, worinn ich wohnte, und welches mir aus ihrer Verlassenschaft zugefallen war, durch seinen Blitz vom Himmel über den Kopf an, und ließ mich überhaupt in mancherley Noth und Armuth gerathen, so daß ich mir mein Brod unter wildfremden Leuten sauer erarbeiten und schier erbetteln mußte.

Da vergieng mir nun die Lust zum Studieren; ich wurde kirre, denn der liebe Gott, der das Böse nicht ungestraft läßt, hatte mir ein Hartes erwiesen; ich fieng an, in mich zu gehen, und mein voriges wüstes Leben zu bereuen; ich that Buße, ich besserte mich. Drauf schickte es der liebe Gott durch allerley mir gänzlich unbekannte Mittel und Wege, daß ich mein angefangenes Lernen auf

Schulen und Universitäten, ohne einen Heller Geld zu haben, fortsetzen, und auf einen tüchtigen Priester losstudiren konnte. Nun hatte ich zwar mit der Gotteshülfe ausstudirt; ich wußte aber, als ein armes Waiselein, weil der Gesellen bey unserm geistlichen Handwerke zu viel waren, nicht, wohin ich mich wenden sollte, um vor der Hand mein Unterkommen zu finden. Da war's, als ob mir einer ins Ohr flüsterte: gehe nach Worms, dort wirst du dein Plätzchen und dein Auskommen finden. Der ehrliche Todtengräber, Gott hab ihn selig! (viele unter euch werden ihn noch gekannt haben) Vater Gaist, nahm mich liebreich auf, und bestellte mich zum Informator seiner Kinder. Da mußte es sich nun so wunderlich fügen, daß mein ältester Zögling bey unserm lieben König Kammerbediente, und ich durch diesen, weil er sich sehr beliebt machte, bey Hofe bekannt wurde. Diese Bekannt-

kanntschaft bahnte mir den Weg, zu dem Amte, welches ich jetzo bekleide. —

Ob nun gleich in dem allen, was ich euch bisher von meinen eigenen Schicksalen und Begebenheiten erzählt habe, nichts ausserordentliches und ganz ungewöhnliches ist: so werdet ihr doch, wenn ihr klug und aufmerksam seyd, den Finger und die Leitung Gottes nicht verkennen, der mich armen Wurm zu dieser geistlichen Würde erhoben hat. Ich werde wenigstens für mein Theil, so oft ich darüber nachdenke, so oft ich mich meiner liederlichen Jugendstreiche und dessen, was darauf erfolgt ist, nebst meiner nachherigen Bekehrung und Wiederaufnehmung in des Vaters Schooß erinnere, zum Lobe und Preise Gottes, der am Ende alles wohl macht, und das Böse, wie bey dem Joseph und Siegfried in lauter Gutes verwandelt, ermuntert, und sehe mich genö-

nöthigt, ehrfurchts- und anbetungsvoll auszurufen: Wunderlich ist Gottes Schicken, wunderbarlich ist sein Rath! wen er herrlich will erquicken, das beweißt zuletzt die That. — Seht, Freunde, so sonderbar laufen oft die menschlichen Schicksale durch einander; so läßt Gottes Verhängniß den, den anfänglich Dornen und Disteln stachen, endlich auf Rosen gehen: Joseph wird nach überstandenem Drangsal ein Herrscher über Aegypten, der nächste nach dem Könige, und Siegfried nach besiegter Gefahr, ein Ueberwinder, ein Ertödter des Drachen; sollten uns dergleichen Beyspiele nicht zur Verehrung Gottes leiten? — Ja, gebt Gott die Ehre, Amen."

Achtes Kapitel.

Siegfried findet beym Spatzierengehen eine Bieftasche, welcher Fund ihm sehr angenehm und vortheilhaft ist.

Siegfried ob er gleich nichts weniger, als Misantrop, oder ein mürrischer, unleidlicher Feind der menschlichen Gesellschaft und anständiger Zeitverkürzungen war, hatte doch, wie denn jeder Mensch in verschiedenen Dingen seinen ganz eigenen Sinn und Geschmack hat, die besondere Weise, daß er, weil er über alles, was ihm auf seinem Wege aufstieß, wenn er schon in keinem Philanthropin erzogen war, nachzudenken pflegte, Selbstgespräche und einsame Spatziergänge liebte, wo er seine

Betrachtungen ungehindert anstellen und fortsetzen konnte.

Er suchte sich deswegen zu seinem Lustwandeln gemeiniglich schattigte, waldigte Gegenden, die von der Straße abgelegen waren, aus, und unterhielt sich bald mit sich selbst, mit seinen Schicksalen und seiner künftigen Bestimmung, der er sich nun immer mehr näherte, bald mit andern Dingen, die er um und neben sich sahe, sonderlich mit den neuen, zum Theil sehr possirlichen und abentheuerlichen Gegenständen, die ihm in Worms und insonderheit bey Hofe täglich vor Augen schwebten.

Einst führte ihn sein Gang (er pflegte diese Spatziergänge seiner Gesundheit wegen in den Frühstunden anzustellen) in ein anmuthiges Tannenwäldchen, welches eine starke halbe Stunde von Worms seitwärts

auf

auf einer Anhöhe lag, und welches recht dazu gemacht schien, einsame Unterhaltungen zu begünstigen, und schwermüthigen Personen Nahrung und Stoff zu einer melancholischen Wollust zu geben. Denn Traum und Schmerz (so nahe grenzen Freude und Leid an einander) führen auch zuweilen, wenn man ihnen nachhängt, eine Art des Vergnügens und der zeitverkürzenden Unterhaltung bey sich, welche der, der sich in diesem leidenden Zustande befindet, um alle sinnlichen Freuden und rauschenden Belustigungen der frölichen und in ihrer Frölichkeit trunkenen Welt nicht weggeben würde.

Dies erinnert uns an einige poetische Fragmente, welche vor mehreren Jahren an einer in dem Thiergarten zu B * *, befindlichen Bildsäule angeschrieben gefunden wurden, folgenden Inhalts:

Sie

„Sie ist nicht werth so eine Welt wie
diese,
Daß man ihr eine Thräne weiht.

Vermuthlich hatte diese Zeilen ein Unglücklicher aufgezeichnet, den sein Mißgeschick schwermüthig und unwillig machte. Es kam ein anderer dazu, dem es wahrscheinlich wohl gieng, oder der doch wenigstens ohne sonderliches Leiden war, und schrieb diese Worte darunter, welche den vorigen gleichsam zur Antwort, und dem, der sie schrieb, zur Belehrung dienen sollten:

„Zu gut, mein Freund, für deine
schlechte Thräne,
Bleibt sie dennoch die beste Welt.“

Der andere kam wieder, und las dies, worauf er gleich schriftlich erwiederte:

„Freund kenntest du den Werth der
Thräne,
Du gäbst gleich Welten für sie hin.“

Hier-

Herauf kam ein dritter, ein sogenannter bon-vivant, der vielleicht alle Tage herrlich und in Freuden lebte, und den keine Noth drückte, hinzu, sahe und las all' dies Geschreibe, und fügte dem Geschriebenen folgende Sentenz bey, die sich recht gut hören läßt, ob sie gleich etwas freygeisterisch, oder deistisch klingt:

„Euch, Thoren dieser besten Welt,
Dem einen, dem sie nicht, dem andern, dem sie wohl gefällt,
Euch geb ich diesen Schluß zu fassen:
„Wem sie gefällt, der bleibe hier,
„Und wem sie nicht gefällt, der kann sie ja verlassen.
Was mich betrift, ich bleibe hier"

Die Herren Kritiker von Profeßion, welche oft die geringfügigsten Dinge zum Gegenstand ihres Zeitvertreibs und ihrer ge-

lehrten Hecheleyen machen, haben sich damals, als diese Reime bekannt und in die öffentlichen Zeitungen eingeruckt wurden, heftig gestritten, und manch Buch Papier drüber verschrieben; ob die letzteren Worte: „was mich betrift, ich bleibe hier" Worte des letzten, hinzugekommenen Verfassers, der den beyden ersten, welche er Thoren dieser besten Welt zu nennen beliebt, den Text las, oder vielmehr ein witziger, drolligter Einfall des lustigen Zeitungsschreiber wären. Dieser letztere hätte den Streit leicht entscheiden können, weil er allem Vermuthen nach der erste gewesen war, der jene Reime im Thiergarten zu Gesicht bekommen, und abgeschrieben hatte. Er fand aber sein Vergnügen an den Zänkereyen der Gelehrten, wovon einer bey einer gewissen Gelegenheit, dieser komischen und unerheblichen Streitsache wegen, dem andern, der die letzten Worte dem Zeitungsschreiber zu-

eignete,

eignete, ein großes, volles Weinglas an den Kopf warf, daß die Stücken umher sprangen, und sich männiglich über diesen gelehrten Eifer, der die Layen nicht sehr erbauen kann, wunderte.

Siegfried bekam, indem er in dem vorhin angeführten Tannenwäldchen einsam und betrachtungsvoll vor sich hingieng, von ohngefähr eine schöne Brieftasche zu Gesichte, welche mit grünem Sammt überzogen, und mit Silber beschlagen war; auch war sie mit silbernen Tressen eingefaßt, und hatte vermuthlich einem vornehmen Herrn zugehört, der sie ungern vermißte.

Siegfried wunderte sich, wie diese Brieftasche hieher kam. Sie lag an der Seite unter einer großen Linde, und fiel, weil die Sonne sich in dem silbernen Beschlag spiegelte, stark in die Augen. Er

nahm sie auf, öfnete sie, und fand darinn verschiedene Papiere und Briefschaften, womit er seine Neugierde beschäftigte. Als er verschiedenes darinn gelesen hatte, welches ihm des Aufhebens und der weiteren Bekanntmachung würdig schien: so beschloß er bey sich selbst, sobald er nach Hofe käme, dem Könige, der ein großer Freund solcher Neuigkeiten war, und Geschenke dieser Art, wenn sie ihm unverhoft kamen, nicht verachtete, die gefundene kostbare Schreibtafel, die er für ein Meisterstück hielt, zu verehren.

Er setzte sich, um die darinn enthaltenen Papiere zu durchlaufen, auf einen mitten im Walde befindlichen Stein, der sehr breit war, und auf welchem weiland, wie das allgemeine Gerücht sagt, des König Gilbalds Urgroßvater, als der erste gekrönte Herrscher in Worms, da er aus einer ge-

wonnenen Feldschlacht zurückkam, sein frugales Mittagsessen verzehrt, und gleich nachher, weil ihn Müdigkeit anwandelte, sein behagliches Mittagsschläfchen gehalten hatte.

So verzehrte einst unser großer Glaubensreiniger, Doktor Luther, auf einem Stein, der noch heut zu Tage in der Dübenschen Heide zwischen Wittenberg und Leipzig zu sehen ist, sein Mittag- oder Abendbrodt, als er von Dresden zu Fuße zurückkehrte, wo er sich von seinem gnädigsten Churfürsten, der ihm wohlwollte, das Geld zu seiner Doktorpromotion, welches er nicht aufbringen konnte, geholt hatte.

Siegfried stieß, indem er in den gefundenen Papieren, worinn viel drollichtes Zeug stand, blätterte, unter andern auf folgende sonderbare Ankündigung:

Avertissement.

NB. Es hatte diese Brieftasche, wie man nachher erfuhr, und aus dem unten angeführten Buche *) ersichtlich ist, ein fürwitziger und neugieriger Bedienter aus der Nachbarschaft von Worms seinem Herrn halb aus Eigennutz, um sich dadurch zu bereichern, halb aus Neugierde gestohlen, und sie in dem Tannenwalde, wo ihn sein Weg durchführte, aus der Tasche verlohren. Die vorhin erwähnte Ankündigung lautet also:

„Es liegen zwey lesenswürdige und nütz„liche Traktate zum Drucke fertig. Der erste „ist

*) Siehe Die gestohlne Brieftasche; ein Zeitvertreib für alle, die es lesen wollen, und keine Misanthropen sind. 1783.

„ist eine Probe von der Wissenschaft der
„Schneider und Perrükenmacher für Manns-
„personen, wie auch der Manteaumacher
„und Haarverschneider für Frauenzimmer,
„welche durch ihre neuerfundenen ungeheu-
„ren Moden verursachen werden, daß un-
„ser Adel und andere vornehme Leute bey-
„derley Geschlechts, weil das Schönseyn
„einmal aus der Mode gekommen ist, und
„manche Dienstmagd besser aussieht, wie
„manche adeliche Dame, von nun an ein
„ganz garstiges Ansehen bekommen werden,
„um sich vom Pöbel, wie es recht und bil-
„lig ist, zu unterscheiden. Dabey befindet
„sich ein unmaßgeblicher Vorschlag, wie,
„um den inländischen Handel und die einhei-
„mischen Manufakturen emporzubringen,
„zum wenigsten alle drey Monate neue Mo-
„den können eingeführt werden, um unserm
„Adel behülflich zu seyn, seine Güter viel
„geschwinder, als gewöhnlich, durchzubrin-

„gen. Diesem Vorschlag ist noch ein Ent-
„wurf einer Bittschrift an das Parlament
„angehängt, daß niemand einige Kleider,
„Arten von Seide, Stoffe, Perüken,
„Haare, Kopfzierrathen, von welcher Gat-
„tung und Mode sie seyn mögen, länger,
„als diese bestimmte Zeit, tragen dürfe,
„damit die Leute so oft, als möglich, in
„neuen Gestalten und Gesichtern erschei-
„nen.

„Dabey sollen sich die, welche dergleis
„chen Sachen verfertigen, es zur Lehre die-
„nen lassen, niemals der Natur oder Be-
„quemlichkeit zu folgen, sondern sich zu be-
„mühen, den Damen und vornehmen Leu-
„ten ein so gräßliches Ansehen, als nur mög-
„lich ist, zu geben.

NB. „Handwerksleute, Kramer, und
„überhaupt Personen vom Mittelstande ha-

„ben

„ben die Freyheit, wenn es ihnen gefällt,
„eine Mode ein halb Jahr lang beyzubehal-
„ten, Schneider, Perükenmacher aber und
„dergleichen ausgenommen. Diese werden
„dahin angewiesen, vornehme Leute alle
„Monate mit einem neuen Geschmack in
„Versuchung zu führen.

„Der andere Traktat ist ein neuer Ent-
„wurf auf Subskription, unsern Adel und
„unsre vornehmen, galanten Leute von bey-
„den Geschlechtern in ein neuentdecktes Land
„unter den Nordpol zu versetzen, wo sie die
„Glückseligkeit geniessen sollen, in dem ei-
„nen halben Jahre die Sonne nicht zu se-
„hen, in dem andern halben Jahre zu schla-
„fen; und zwar sollen sie auf guten, halt-
„baren Reisewagen dorthin geschaft werden.

„Die Ursachen und Veranlassungen zu
„diesem Entwurfe sind, weil hier zu Lande

„die Tage unserm großen Adel nicht lang ge-
„nug zum Schlafen, und die Nächte zu
„kurz zum Schwärmen sind; in der dasigen
„Gegend aber das ganze Jahr hindurch nur
„ein Tag und eine Nacht ist.“

Der vorige Besitzer dieser Ankündigung scheint nicht zu der Zahl der darinn erwähnten Modenarren und schwärmenden Müßiggänger gehört zu haben; denn sonst hätte er wohl dieses Papier, welches eine Satyre auf den Adel und andere Vornehmen enthält, des Lesens und Aufhebens würdig gefunden. So viel ist ausgemacht, daß die meisten Vornehmen, sonderlich die vom weiblichen Geschlechte, den größten Theil ihrer unwiederbringlichen Zeit und die reizendsten Auftritte der schönen Natur verschlafen, und einen andern vielleicht eben so großen Theil ihres Lebens verspielen, oder vertändeln. Zu den Gottheiten, denen am meisten von

ihnen geopfert wird, gehört gewiß die Mode und der leidige Zeitvertreib.

Siegfried eilte diesmal geschwinder, als sonst, in seine Wohnung zurück, denn er war auf den Mittag bey dem König zur Tafel geladen, wo er seinen bey sich habenden Fund anzubringen gedachte. Er stellte sich zur Tischzeit im königlichen Speisesaal ein, wo bereits verschiedene Grafen und andere vornehme Personen versammelt waren. So bald der König ihn ansichtig wurde, rief er ihn, ehe man sich zur Tafel setzte, zu sich, denn er hatte sein Wohlgefallen an ihm und an seinem beherzten biedermännischen Wesen. Er fragte ihn unter andern, wie er seinen Vormittag zugebracht hätte. Siegfried gab dem Könige von seinem vormittägigen Geschäften genaue Rechenschaft, und erzählte ihm, wie er in der Frühstunde bey seinem gewöhnlichen Spatziergan-

ge im Tannenwäldchen eine kostbare Brieftasche gefunden hätte, worinn allerley Papiere und Briefe, größtentheils von besonderem, lustigen und satyrischen Inhalt, anzutreffen wären.

Der König war neugierig, diese Brieftasche zu sehen, und fragte, ob er sie nicht etwa bey sich hätte? Siegfried zog sie sogleich aus der Tasche hervor, und überreichte sie auf einem silbernen Teller dem Könige mit diesen Worten: „Darf ich mich unterstehen, Ew. Majestät mit dieser Kleinigkeit unterthänigst aufzuwarten?“ Der König nahm das kleine Geschenk lächelnd an, und sagte: „nun, nun, mein lieber Junker, wir wollen sehen, wie wir's wieder gut machen.“ Zugleich nahm er die sämtlichen darinn enthaltnen Papiere heraus, und überreichte sie seinem anwesenden Hofpoeten, der zugleich, nach damaliger Sitte, den

Hof-

Hofnarren machte, mit dem Befehl, er möchte gleich nach der Tafel diese Papiere durchlaufen, Abschrift davon nehmen, um die Originalien wieder in des Finders Hände zu liefern; und was er darinn des Reims würdig fände, das möchte er auf eine geschickte Art in Verse bringen, und, wenn er damit fertig wäre, bey der Tafel vorlesen. Zum Behuf dieser Arbeit, zur Erweckung der Laune und der zu solcher Reimerey erforderlichen Begeisterung sollte ihm der Kellermeister eine Flasche alten Rheinwein reichen: indeß dürfte er sich nicht übereilen.

Vergeblich rief der schwitzende Hofdichter, indem er sich an diese saure Arbeit machte, und die gefundenen Briefe nebst andern kleinen, dabey vorhandenen, launigten Aufsätzen in Reime zwingen wollte, den Apoll nebst allen neun Musen um Beystand und

Begeisterung an; er blieb diesmal unerhört: vergeblich verschlang er ein Glas Wein nach dem andern, zerkäuete ein halb Dutzend Federn, und schob seine schwarzgelbe Nachtmütze, die der Tabacksrauch durchräuchert hatte, von dem rechten aufs linke Ohr; vergeblich warf er sich bald in diese, bald in jene Lage, und rückte seinen altväterischen Drehestuhl hin und her; — das wollte ihm alles nichts helfen. Er brachte zwar einige lederne oder wässerichte Reime, wie manns nennen will, zu Papiere; er muste aber bald den ganzen Kram ins Feuer werfen, weil er wohl einsahe, daß er dergleichen verunglückte Verse nicht vor den Ohren des Königs und seiner lauschenden Höflinge ablesen durfte.

Acht Tage schon hatte der geängstete Hofpoet und Hofgaukler, der sich vielleicht in einem ärgern Drange, als Werther, tragi-

schen

schen Andenkens, bey seiner Lotte und bey dem Vorsatz des Erschiessens, befand, über dieser Arbeit gebrütet; er hatte die vor ihm liegenden Briefe und Ankündigungen, von denen er wünschte, daß sie nebst ihrem Finder nie ans Tageslicht gekommen wären, beynahe auswendig gelernt, und sichs dabey bultsauer werden lassen; aber es wollte immer nichts herauskommen. Es war, als wenn ihn ein böser Geist besässe, und am Denken, Behalten und Reimen hinderte. Denn kaum hatte er einen hübschen, schicklichen Reim erwischt, so entfiel derselbe schon wieder durch ein unglückliches Verhängniß seinem Gedächtnisse.

Wer diesen armen Schelm in solchem ängstlichen, unbehaglichen Zustande sahe, wie sein Kopf und seine Finger vergeblich arbeiteten, und nichts hervorbringen konnten: der glaubte eine kreissende Frau zu sehen, deren Zeit

zur Geburt zwar herannahet, deren Leibesfrucht aber, wenn gleich die Wehemutter: Komm, du schöne Freudenkrone, bleib nicht lange ꝛc. und andre schöne Gebetlein aus Rubachs Geberbuch oder Schmolkens Gesangbuche betet, nicht eintreten will.

Der König, dem die Zeit wegen der dem Hofpoeten aufgetragenen Arbeit lang wurde, (es waren nun schon einige Tage verstrichen) ließ sich bey ihm erkundigen, ob er nicht bald fertig wäre; er wußte nicht, was er zu dem Bedienten sagen sollte; endlich ließ er sich krank melden, und versicherte, daß seine Unpäßlichkeit eine natürliche Folge der Anstrengung wäre, mit welcher er bisher an den Versen, die der König verlangte, gearbeitet hätte.

Zuletzt aber konnte der arme Sünde sei-

ne Schwachheit und Ohnmacht, etwas gescheutes zu Markte zu bringen, nicht länger verbergen; er schrieb zwar sothane Geistesschwäche und Geistesarmuth, wodurch er dem Befehl des Königs zu genügen, verhindert wurde, dem leidigen Satanas zu, und gab vor, daß er bezaubert oder behext wäre; aber diese Entschuldigung half ihm nichts: der König, der bald und pünktlich bedient seyn wollte, ergrimmte in seinem Zorn ob des Hofpoeten Zaudern, schalt ihn, als er, um Rechenschaft zu geben, vor ihn kam, einen Ignoranten und faulen Tagedieb, jagte ihn fort, und setzte einen andern, der vorher Leinweber und Kalkant gewesen war, an seine Stelle.

Ueberhaupt ists so ein eigen Ding um das Dichtervölklein und um dessen Begeisterung. Jener Dichterling, dem's auch nicht gelingen wollte, schalt die neun Mu-

sen Huren, die sich ihre Gunstbezeugungen nicht abbetteln, sondern mit klingender Münze, blank und baar bezahlen liessen, und die nicht werth wären, daß man ihnen ein gutes Wort gäbe. Vorzeiten wurde die edle Dichtkunst durch elende Reimer entweihet, die sich fälschlich für Dichter ausgaben, und weder natürliches Dichtertalent, noch Geschmack und Kultur hatten; und heut zu Tage entehrt sie mancher seynwollende Dichter, der sich über alles erhaben dünkt, durch schwärmenden und strozenden Unsinn, rechnet sichs wohl gar zur Ehre und zum Verdienst an, nicht verstanden zu werden. In den älteren Zeiten, da die deutsche Dichtkunst gleichsam noch in der Wiege lag, waren die vornehmsten Gegenstände, womit sich die Versemacher beschäftigten, entweder nichtsbedeutende Kleinigkeiten, sinnlose und abgeschmackte Tändeleyen, daher auch die Anagrammen, Chronodistichons,

Quo-

Quodlibets, und wie die Sächelchen, diese Produkte des verdorbenen Geschmacks, alle heissen mögen; oder es waren Hochzeiten, Kindtaufenschmäuse, Geburts- und Namenstage, Trauerfälle, Beutelanliegen, die ihr unter der Asche glimmendes poetisches Feuer in Bewegung setzten, und ihnen, wie der gemeine Mann sich ausdrückt, manch fettes Maul, nebst andern Vortheilen, zuwege brachte.

In unsern erleuchteten Zeiten werden hingegen statt jener Läppereyen und verunglückten Witzeleyen Gegenstände von ganz anderer Art besungen; über jene Produkte der Alten muste man lachen, und über viele der unsrigen möchte man weinen. Denn es giebt unter uns Männer von Einsichten, denen die Natur Talent und Geschick verlieh, die aber solche edle Naturgaben, die sich mancher gern um vieles Geld erkau-

fen möchte, schändlich mißbrauchen, und sich nicht scheuen, die schmutzigsten Gedichte, mit den schönsten Verzierungen geschmückt, in die Welt hineinzuschreiben, vor denen nicht allein die Unschuld, sondern auch das Laster selbst, wenn es noch nicht ganz verwildert, und zu tief gesunken ist, erröthen muß.

Der neue Hofdichter, Namens Kilian, hielt in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofstaates seine poetische Antrittsrede, wovon wir, um unsre Leser mit der Versart dieses Mannes, der in einem hitzigen Fieber die sogenannte Dichterwuth bekommen hatte, bekannt zu machen, nur den letzten Abschnitt, oder das Epiphonem hersetzen wollen:

„Ich will von deinen milden Gaben,
Mein König nur drey Dinge haben:

Daß

Daß ich von Deiner Tafel frey
Mit Speiß' und Trank versorget sey;
Daß ich unfern von Deinem Throne
Hübsch einsam und gemächlich wohne,
(Du kleidest, hoff ich sicherlich,
Auch ohne meine Bitte mich:)
Und daß, wenn ich im Dienste sterbe,
Mein einzger Sohn mein Plätzchen erbe,
Der jetzt noch in die Schule geht,
Und schon sein Wort Latein versteht;
Es ist ein hübscher, muntrer Knabe,
Hat schwarze Haare, wie ein Raabe;
Der wird sich Deiner Gnade freun,
Mit Leib und Seel der Deine seyn,
Er wird auf tausend schöne Sachen,
Wenn Du befiehlst, ein Reimchen machen,
Dir tausendfaches Glück erflehn,
Und Deines Hauses Ruhm erhöhn."

Wirklich war dieser neue Hofdichter um einige Grade kluger und im Versmachen geübter, als der vorige; denn die Reime flossen ihm oft, wenn er heitern Gemüths war, wie Wasser. Insonderheit hatte er in dem Reimen aus dem Stegereif eine große Fertigkeit; die sogenannten Impromptüs, die der französische Witz erfand, und der deutsche Leichtsinn, wie Frankreichs Sitten und Kleidermoden, nachäffte, glückten ihm sehr. Hier sind ein paar solche poetische, oder gereimte Einfälle des Herrn Kilian zur Probe:

Auf einen Lehrer, der die Hofjunker, die man auch Kadetten nannte, in der Geschichte und Erdbeschreibung unterrichtete, und Murner hieß:

Murner lehret die Kadetten,
Freuen würden alle sich,

Wenn

Wenn sie solche Lehrer hätten,
Munter, so wie ich.

Auf einen Podagristen.

Viel Hünerfleisch, viel Frauenliebe,
Die machen jetzt dein Auge trübe,
Und deinen Fuß zur Folterbank;
Du bist vom vielen — Trinken krank.

Auf einen neu ordinirten, oder frisch geweiheten jungen Priester.

Viel Glück zu deinem Predigtamt,
Zu welchem du nunmehr geschritten;
Sey beym Ermahnen geistbeflammt,
Und komm auf deiner Freunde Bitten
Bald in ein größer Gotteshaus,
Und lehre dann die Christen Sitten,
Und übe sie getreulich selber aus.

Auf einen alten Trompeter, der an einem kleinen Ort zugleich Nachtwächterdienste verrichtete.

Du weckst uns früh zu unsrer Plage,
Und wirst vielleicht am jüngsten Tage
Auch unsers Schlafs Verstörer seyn
Und Jung und Alt zusammenschreyn.

Auf einen lustigen Musikanten.

Wenn uns die vollen Gläser winken,
Wenn wir vergnügt zusammen trinken,
So geigst du uns ein Stück dazu,
Du alter Lustigmacher, du!
Wirst du wenn wir im Tode schweigen,
Uns auch ein Trauerliedchen geigen?
Du sollst vom überbliebnen Wein
Der nächste Herr und Erbe seyn.

Neuntes Kapitel.

Des Königs Gilbald einzige Tochter, Florigunda, wird von einem menschlichen Ungeheuer in Drachengestalt verführt, und der ganze Hof dadurch in Trauer versetzt. Siegfried verspricht, sie zu erlösen, legt bey einem Turnier, welches bey einem benachbarten Fürsten gehalten wird, seine ersten Ritterproben ab, und wird darauf feyerlich zum Ritter geschlagen. Es kommt auch zur Abwechselung eine Gespenstergeschichte vor.

Des König Gilbalds Familie bestand ausser seiner Gemahlinn, Tugendreich, aus dreyen Söhnen, Erdmund, Genserich und Wilibald, wovon der älteste in seinem zwölften Jahre zum Thron-

folger erklärt wurde, und einer einzigen Tochter, Florigunda genannt, an welche die Natur ihre Gaben und ihre Reize gleichsam verschwendet hatte. Brüder und Schwestern hatte er nicht. Von seinem Hofe entfernt lebten in einsamer Unthätigkeit noch einige Seitenverwandten, mit denen er aber nicht zufrieden war.

Die Prinzeßinn Florigunda wurde nicht allein ihrer auszeichnenden Schönheit und ihrer ganz vorzüglichen körperlichen Reize wegen, sondern auch um ihrer Leutseligkeit und um ihrer sanften, stillen Tugenden willen von jedermann geliebt und bewundert; wer sie sahe, der freute sich über sie. Insonderheit war sie bey ihrem Vater eine mitleidige und gefühlvolle Fürsprecherinn der Unglücklichen und eine Wohlthäterinn der Armen. Denn sie setzte einen großen Theil des Geldes, welches zu ihrem Vergnügen

und

und zu verschiedenen kleinen Ausgaben bestimmet war, zur Unterstützung der Dürftigen aus. Sie lebte übrigens sehr einfach und war mehr der stillen, leicht herbeyzuschaffenden, als den prachtvollen, kostbaren und rauschenden Ergötzlichkeiten ergeben. Von ihrem Stande und von ihrer hohen Geburt war sie so wenig eingenommen, daß sie oft wünschte, im Mittelstande geboren zu seyn.

Einige Meilen von Worms hielt sich in einer wüsten abgelegenen Gegend, wo ehedem eine Vestung gewesen war, ein menschliches Ungeheuer auf, welches, wie das Gerücht sagte, weil er mit seiner eigenen Mutter Unzucht getrieben, und seinen Vater, der ihn darüber strafen wollte, ermordet hatte, in einen Drachen verwandelt worden war. Damals waren überhaupt die Verwandlungen noch Mode, und es wun-

dert uns, daß nicht irgend ein deutscher Ovid die Verwandlungen dieses Zeitalters beschrieben und für die Nachkommenschaft aufbehalten hat.

Dieser Drache, dessen Residenz man gewöhnlich den Drachenstein nannte, war insonderheit nach schönen Frauenzimmern lüstern, und suchte sie in der ganzen umliegenden Gegend auszuspüren. Doch machte er sich nicht leicht an gemeine Frauenzimmer, sondern stellte vielmehr den vornehmen nach, von denen er hier eine, dort eine entführte, und bey sich gefangen hielt, um sie zu seiner viehischen Wollust zu mißbrauchen. Doch beobachtete er auch hierinn einen Unterschied, und ließ manche Entführte, deren Tugend ihm rein und bewährt schien, unangetastet, so, daß er sich blos an dem Anblick ihrer Reize und an ihrer Gesellschaft vergnügte.

Schon in seinem vorigen Zustande, da er noch Mensch und Fasaneninspektor war, hatte er sein innigstes Wohlgefallen an schönen Weibsbildern; die Befriedigung seiner groben Sinneslust war sein Hauptgeschäft, und kostete ihn das meiste Geld. Er war ein Beyspiel von dem Verderben, welches eine schlechte, vernachläßigte Erziehung anrichtet, und sein Vater muste am Ende für diese Vernachläßigung büßen.

Als er in einen Drachen verwandelt war, behielt er die Freyheit, alle vier Wochen, jedoch nur auf einen Tag wieder Menschengestalt und Menschensinn anzunehmen, damit er sein Unglück, welches er sich durch sein lasterhaftes Leben bereitet hatte, desto stärker fühlen möchte. Es war ihm aber auch vergönnt, seine Drachengestalt, noch ehe der Tag vergieng, wieder anzunehmen, wenn er dabey Vergnügen oder Nutzen fand,

mehr und länger Drache, als Mensch, zu seyn.

Schon lange hatte er bey seinen Herumstreifen in Städten und Dörfern die Prinzeßin Florigunda beobachtet, und ein Auge auf sie gehabt; und schon lange hatte er den verwegenen Entschluß gefaßt, sie zu entführen; er wußte aber noch nicht recht, wie er es anfangen sollte, weil sie selten allein war, und einer ihrer Bedienten das Geheimniß hatte, seine etwannigen Angriffe und Unternehmungen auf die Prinzeßinn zu vereiteln; Endlich, nachdem er ihr lange genug aufgelauert hatte, sahe er sie an einem heissen Sommertage gegen die Abendzeit in einer schattigten Lindenallee des königlichen Schlosses spaßieren gehen, und glaubte, daß es nun Zeit wäre, sein Vorhaben auszuführen.

Plötzlich schoß das Ungeheuer aus der Luft, worinn es schwebte, denn es war ein geflügelter Drache, auf die in einsame Betrachtungen vertiefte Prinzeßinn los, und führte sie durch die Luft hoch über das Gebirge hinweg, so, daß man seinen Schatten über eine Viertelmeile auf dem Gebirge sehen konnte. Als diese Entführung geschahe, war es, als ob die ganze Burg in Feuer stünde. Jedermann war auf diese Erscheinung aufmerksam, aber niemand wußte, was sie bedeuten sollte, denn es hatte keiner der Entführung, bey welcher sich der Drache nicht säumte, zugesehen. Der Bediente der Prinzeßinn, den der Drache als seinen Widersacher und als den Zernichter seiner Anschläge erkannte, war damals, als dieses Unglück geschahe, nicht zugegen.

Als die Zeit des Abendessens kam, und der von seinen Verrichtungen zurückgekom-

mene

mene Bediente, den sie am liebsten um sich hatte, sie zur Tafel rufen wollte, war sie nirgends zu finden, welches bey dem Könige, den schon seit einigen Tagen ein Unglück ahndete, große Sorge und Bekümmerniß verursachte. Die Prinzeßinn hatte sich bey einbrechender Nacht, ob gleich die Bedienten überall, um sie zu suchen, herumgeschickt wurden, noch nicht eingefunden; dies vermehrte die Sorge des Königs und seiner Gemahlinn, welche dergleichen unvermuthete Entfernung von ihrer Tochter gar nicht gewohnt war, wollte sich nicht zufrieden geben, denn sie glaubte, wie der König, sie müste auf irgend eine Art zu Schaden gekommen und ihr etwas Böses begegnet seyn.

Das königliche Ehepaar wartete von einem Tage zum andern, ob es nichts von der weggekommenen Prinzeßinn sehen oder hören würde; aber alles Warten und

alles

alles Wehklagen über ihren Verlust war vergeblich.

Hierauf wurden Boten in verschiedener Herren Länder, nach allen vier Weltgegenden ausgeschickt, welche die verlorne Prinzeßin suchen sollten. Als aber auch diese zurückkamen, ohne etwas ausgerichtet, oder von dem Aufenthalt, von dem Leben, oder Tode der Prinzeßinn erfahren zu haben, verordnete der König eine allgemeine Landtrauer, und befahl seinen sämmtlichen Pfarrern und Seelsorgern, zu ihrem Andenken und wegen ihres so schmerzlichen Verlustes, worüber sich jeder treue Unterthan betrübte, eine Trost-Leichen- und Gedächtnißpredigt zu halten; denn Gilbald hielt es für ausgemacht, daß Florigunda auf irgend eine Art ums Leben gekommen seyn müßte.

Der Hofprediger weigerte sich aber, indeß alle übrige Pfarrer zu der von ihnen erforderten Predigt willig, und bey ihrer Ablegung geschäftig waren, dem Befehl des Königs, so gemessen er war, ein Gnüge zu leisten. Der König ließ ihn deswegen vor sich kommen, und fragte ihn: „warum wollt ihr meiner unglücklichen Tochter, die gewiß todt ist, keine Gedächtnißpredigt halten? und warum seyd ihr der Einzige, der sich meinem Befehl widersetzt? Wißt ihr, daß ich König bin, und daß es nur von mir abhängt, euch ohne weitere Umstände eures einträglichen *) Amts zu entsetzen?“ Der König

*) einträglich: das sagte der König gewiß nicht umsonst, denn er wußte wohl, daß die Herren Geistlichen gemeiniglich am meisten darauf sehen, ob die Wolle ihrer Schaafe hübsch ergiebig nnd einträglich ist, ob sie viel draus lösen können.

Anmerkung des Setzers.

König sagte dies mit vielen Zeichen des Unwillens. Hierauf erwiederte der Hofprediger: „Ew. Königliche Majestät wolle nicht ohne Ursache zürnen, und sich meine Entschuldigungsgründe gnädigst gefallen lassen. Ist es mir erlaubt zu reden?“ Der König sprach: „Redet!“

„Ich will zwar, dies führte der Hofvater zu seiner Entschuldigung an, wegen der plötzlichen Hinwegnehmung oder Entfernung der Prinzeßinn eine Trostpredigt zur Beruhigung aller derjenigen halten, denen dieser Verlust wirklich nahe gehet. Aber eine eigentliche Leichen- oder Gedächtnißpredigt zu halten, erlaubt mir meine Einsicht, mein Amt und mein Gewissen nicht. Denn ein dunkles Gefühl von dem, was geschehen kann, oder geschehen ist, eine gewisse mir unerklärbare Art der Einsprache sagt mir, daß die königliche Jungfrau sich zwar gegen-

wärtig in einem unglücklichen Zustande befindet, daß sie aber noch lebt, daß sie auch sobald noch nicht sterben, sondern daß der, der im Himmel über ihr und unser aller Leben wacht, zu seiner Zeit einen Mann erwecken wird, dem der Ruhm und das Glück aufbehalten ist, sie aus ihrer Gefangenschaft zu befreyen.“

Diese Worte des Hofpredigers begunten dem niedergeschlagenen Könige das Herz ein wenig leichter zu machen, und seine fast gänzlich verloschene Hofnung, Florigunda wiederzusehen, aufs neue zu beleben. Er redete mit dem ehrwürdigen Pater viel freundlicher, weder zuvor, ließ ihm ein Glas Wein einschenken, und sagte zu ihm: „So gehet denn hin und handelt nach eurem Gewissen; ich will euch an der gewissenhaften Ausrichtung eures Amts nicht hinderlich seyn. Wollte Gott, daß ihr wahr redetet! Wenn das eintrift,

was ihr mir gesagt habt, wie es die Folge lehren wird: so will ich euch zum obersten Aufseher über alle Geistlichen in meinem Lande, über alle Beneficien und Pfarreyen, die zu meinen Staaten gehören, machen, und euer Jahrgehalt ansehnlich vermehren.“

Der Hofprediger, der wirklich in seinem Herzen gar nicht zweifelte, daß die weggekommene Prinzeßin noch am Leben sey, ob er sich gleich sonst eben keines Wahrsagergeistes zu rühmen wußte, hielt an den bestimmten Tage nicht über den vorgeschriebenen, sondern über einen selbsterwählten Text seine Trostpredigt, worinn er den Zuhörern zwar viele Thränen entlockte, aber auch viel zu ihrer Aufrichtung und Beruhigung beytrug, indem er öffentlich von der Kanzel sagte: „Härmt euch nicht, meine Freunde, über den so schnellen Verlust unsrer geliebten Prinzeßinn **Florigunda**, und zerbrecht

euch nicht die Köpfe drüber, wo sie hingekommen ist: — sie wird zu rechter Zeit schon wieder zu uns kommen; ich bin überzeugt, daß die tugendhafte Königstochter noch am Leben ist, und ich wünschte, daß ich euch diese meine feste Ueberzeugung, deren Gründe ich euch für itzt nicht mittheilen kann, einprägen könnte.

Der Hofprediger wurde wegen dieser Predigt und wegen der willkührlich vorgenommenen Veränderung des Textes von dem Generalvikar, oder Generalsuperintendenten zur Rede gesetzt, dieser berief sich aber auf die ihm gegebene Einwilligung des Königs, und der Oberaufseher der geistlichen Hirten konnte ihm weiter nichts anhaben.

Unterdessen hatten die übrigen Pfarrherrn ihre Leichen- und Gedächtnißpredigt auf die verunglückte Prinzessinn gehalten, denn

der

der König wollte seinen einmal gegebenen Befehl nicht zurücknehmen, und er hatte überdies von dem, was ihm der Hofprediger in Ansehung des Lebens der Prinzeßinn und ihrer bevorstehenden Errettung gesagt hatte, keine befriedigende Gewißheit.

Einige witzige Köpfe machten auf diesen Widerspruch Satyren, daß der eine Pfarrer von heiliger Stätte versicherte: die Prinzessinn sey todt, und er stehe deswegen an diesem Orte, um das Andenken ihres Todes bey seinen Zuhörern zu erneuern, und denselben zu beklagen; und daß ein anderer Priester dagegen frey und öffentlich behauptete: er sey überzeugt, daß die holde Prinzeßinn, der Liebling und Augapfel ihrer Aeltern, noch lebe. Diese Satyren, welche zum Theil sehr beissend waren, liessen sie in öffentlichen Druck ausgehen; es wurde auf die Entdeckung der Verfasser eine Belohnung gesetzt;

einer derselben, ein junger Rechtsgelehrter, der noch keine Bedienung hatte, wurde auch wirklich erwischt und gefänglich eingezogen: Das Kriminalkollegium verdammte diesen jungen Springer wegen des an der ehrwürdigen Geistlichkeit begangenen groben Muthwillens ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen; aber des Königs Gnade milderte dies strenge Urtheil, welches vermuthlich ein Schüler oder Nachkömmling des alten, griechischen Gesetzgebers, Drako, diktirt hatte, und verwandelte die dem Inquisiten zuerkannte Todesstrafe in eine zehnjährige Gefängnißstrafe. „Ihn entschuldigt, sagte der König zum Präsidenten des Kriminalgerichts, sein Unverstand und seine Jugend.“ Das mußte sich der Herr Präsident, der ein starker Eiferer für das väterliche Gesetz und ein Erzfeind aller witzigen, satyrischen Schriften war, freylich mit aller Demuth

gefallen lassen; denn der König litte keine Widersprüche.

Der Charakter dieses Kriminalpräsidenten war sehr sonderbar und eben so poßierlich, als sein Name poßierlich und auffallend war. Er hieß Zettel von Lutzendorf am Eckstein. Man sagt: sein Vater sey ein Kohlenbrenner gewesen, und er habe sich, nicht durch Verdienste und hervorstehende Talente, wovon er blutarm war, sondern durch Heyrathen und durch andere krumme Wege zu dieser Ehrenstelle und zu der damit verbundenen adelichen Würde emporgeschwungen. Er lebte, ob er gleich sehr reich war, aus Geiz überaus eingezogen, und wenn er ja wohin kam, so war er gemeiniglich das Gespötte der Gesellschaften, größtentheils, ohne es zu merken, oder dadurch in seiner phlegmatischen Gemüthsruhe gestört zu werden.

Das sonderbarste und widersprechendste in dieses Mannes Charakter bestand darinn, daß, ob er gleich ein eifriger Katholick, grosser Verehrer der Heiligen und fleißiger Kirchengänger war; ob er gleich, sobald jemand etwas wider die reine Lehre vorbrachte, gleich von Scheiterhaufen und andern gräßlichen Todesarten redete, dennoch diejenigen nicht leiden konnte, welche die reine römisch-katholische Lehre verkündigten: es waren ihm alle Schwarzröcke sammt und sonders verhaßt; er gab auch ungern und äusserst selten diesen Herren Audienz. Nur dann nahm er sie freundlicher und liebreicher auf, setzte ihnen auch wohl zur Noth ein Glas Wein vor, (dieses geschahe aber nur bey vornehmen Geistlichen) wenn sie eine lustige, weltliche Miene annahmen, und in weltlicher Kleidung zu ihm kamen.

Er wuste sich selbst von diesem Haß gegen

gen die Geistlichen, die von seinen Glaubensbrüdern so hoch geehrt, und von vielen vergöttert wurden, keinen Grund anzugeben, als diesen: es wäre ihm diese Grille angeboren; sein verstorbener Vater wäre auch dieses Sinnes gewesen; und er pflegte diese große Abneigung vom geistlichen Orden, selbst wenn er aufgeräumt war, sein charakteristisches Paradaxon zu nennen. Die Geistlichen wußten an ihrem Theil nicht, wie sie mit ihm dran waren; indeß ergriffen die meisten unter ihnen die klügste Parthey; sie machten ihm Komplimente auffer der Kirche, sagten ihm die Wahrheit in der Kirche, wenn er zugegen war, und liessen ihn laufen.

Zu dem Widersprechenden in seinem Charakter kam noch dieses hinzu, daß, ob er gleich dem Geiz und der Habsucht in einen hohen Grade ergeben war, er dennoch große Geldsummen im Spiel verschwendete, dessen

sen ohngeachtet, daß er gemeiniglich unglücklich spielte; und wenn er auch sein Geld in Hofnung, zu gewinnen, ans Spiel wagte: so hätte ihn doch sein häufiger Verlust zurückschrecken und aufmerksam machen sollen, da sonst andere Geizhälse nicht leicht ihren Geldbeutel solchen Gefahren und unsichern Hofnungen auszusetzen pflegen.

Ausserdem machte er sich bey seinem Präsidentenamt und bey der ihm anvertrauten Verwaltung der Gerechtigkeit verschiedener Ungerechtigkeiten schuldig, die endlich, wenn sie gleich seine Kollegen und gleichgesinnten Anhänger zu unterdrücken suchten, vor die Ohren des Königs kamen, und den König, der ein Feind aller Ungerechtigkeit war, veranlaßten, auf das Benehmen dieses Präsidenten genauer Acht zu geben. Er wurde unter andern, da er verschiedene Landgüter besaß, mit den Unterthanen des einen

Dorfs

Dorfs in einen Prozeß verwickelt, welcher vor der königlichen Regierung geführet wurde; weil er aber selbst bey dem Kollegium, welches die Regierung ausmachte, Sitz und Stimme hatte, so wußte er bey der strafbaren Nachläßigkeit seiner Kollegen, welche mit ihm der Meinung waren: ein Edelmann und ein vornehmer Mann müsse gegen einen einfältigen Bauer allemal gewinnen und Recht behalten, die Sache so einzuleiten, daß er selbst in diesem Prozeß das Definitifurtheil sprach, und die Bauern nach vielen aufgelaufenen Kosten den Prozeß verloren.

Die Bauern waren aber mit diesem Urtheilsspruch der Regierung, von dem sie bald durch die Kinder des Präsidenten erfuhren, daß er dessen Verfasser sey, nicht zufrieden; sie giengen grade zum Könige, und baten, nachdem sie ihm den Vorfall erzählt hatten,

um Hülfe und Schutz wider die offenbare Ungerechtigkeit.

„Seyd ihr sonst mit eurem Gutsherrn, ausser diesem Vorfall, zufrieden?“ fragte der König die Abgeordneten der Landgemeine. Diese antworteten: Ach nein, gnädigster König! „er plackt und schiert uns, wo er weiß und kann, und es fehlt nicht viel, er zöge uns das Fell über die Ohren.“ „Ihr möchtet ihn also wohl gern los seyn?“ redete der König weiter. „Ey wohl, erwiederten die Bauern, doch möcht es immer seyn, wie es wollte, wenn er uns nur nicht schaden könnte.“ „Das will ich schon verhindern, erklärte sich der König, gehet nur nach Hause, und wartet eures Ackerbaus und eurer Viehzucht; ich will eure Sache aufs genaueste untersuchen lassen; wenn ihr Recht habt, so sollt ihr auch Recht behalten, und hat euch der Präsident ungerecht gethan,

so

so soll er dafür gestraft werden: denn ein Unterthan, er mag vornehm, oder gering, Edelmann, oder Bauer seyn, ist mir so lieb, als der andere, wenn er seine Schuldigkeit thut."

Mit diesem Beschied entließ der König die Bauern, welche voller Freude über die Gnade und Herablassung des Königs ihre Straße zogen, und, als sie nach Hause kamen, munter und froh wieder an ihre Arbeit giengen.

Nach geschehener strengen Untersuchung, wozu eine unpartheyische Kommission niedergesetzt wurde, fand sichs, daß die Bauern Recht hatten; und sobald die Kommission hievon an den König pflichtmäßigen Bericht erstattet hatte, wurde der ungerechte Präsident seiner Ehrenämter entsetzt, und auf seine Güter verwiesen, wo

er

er aus Gram und Verdruß über seine verlornen Einkünfte und über die durch seine Dimißion ihm wiederfahrne Beschimpfung in kurzer Zeit starb, und, weil er weder Frau noch Kinder hatte (zwey Weiber hatte er durch seine üble Begegnung unter die Erde gebracht, und die dritte Frau zu heirathen, verhinderte ihn der Geiz,) sein ansehnliches Vermögen lachenden Erben hinterließ.

Sin Tod verursachte nicht allein viel Zänkerey unter den Erben seiner Verlassenschaft; denn sein Testament war eben so sonderbar, verworren und widersprechend, als sein im Leben bewiesener Charakter, sondern veranlaßte auch sonst viele Unruhen. Man hätte ihn schon, da er noch lebte, wegen verschiedener wunderlicher und seltsamer Dinge, die er vornahm, und weil er oft zur Nachtzeit herumwandelte, für einen Zauberer

herer und Hexenmeister gehalten; und jetzt, da er todt war, gieng in dem ganzen Dorfe, worinn sein Erbbegräbniß war, und wohin er aus seinem Liebligsgute **Lutzendorf**, zehn Meilen weit, nach seinem Ableben geschaft wurde, die Rede, daß er spukte, oder umgienge. Der eine wollte ihn in den mittägigen und mitternächtlichen Stunden, welches, nach der gemeinen Sage, die Stunden der Gespenstererscheinungen sind, bald in dieser, bald in jener Gestalt, bald als einen Reuter ohne Kopf, bald als einen trächtigen Maulesel, bald wie ein großer Affe oder Bär gestaltet, und auf dem adelichen Hofe herumwandelnd, gesehen haben; der eine Bauer klagte sogar bey dem königlichen Beamten, das Gespenst, der verstorbene Präsident, unwürdigen Andenkens, habe ihm zur Nachtzeit die Fenster eingeworfen, und seine hochschwangere Frau sey vor Schreck aus dem Bette gefahren, habe sich erkältet,

und vor Aerger und Zusammenfahren über diese nächtliche Beunruhigung, das böse Fieber bekommen. Der Bauer war so einfältig, daß er von dem Amtmann verlangte, er sollte den entseelten Nachtwandler dafür abstrafen, und, weil er gehört hätte, daß er bannen könnte, ihn in irgend eine wüste, entfernte Gegend hin verweisen, wo er bleiben müste, und wo er die Lebenden weiter nicht beunruhigen könnte.

Dieser Vortrag des Bauers war sonderbar genug. Der Amtmann ließ ihn seiner Sonderbarkeit wegen von seinem Schreiber aktenmäßig protokolliren; weil sich aber des Beamten Gerichtsbarkeit, der an diesem Orte ausser der Landwirthschaft auch die Besorgung der Rechtspflege hatte, nicht über die Todten erstreckte; so konnte er dem klagenden Bauer vor der Hand keinen andern Bescheid und keine andere befriedigende Satisfa

tisfaktion geben, als daß er ihm versprach, von dieser Sache mit dem ersten Posttage an die königliche Regierung zu berichten, und sich von derselben, weil er über die Verstorbenen nicht zu richten, oder zu befehlen habe, Verhaltungsbefehle auszubitten.

Es kam auf den Bericht des Amtmanns von der Regierung ein gemessener Befehl an denselben des Inhalts zurück: „er sollte die „Gemeine dahin anweisen, sich bey Ver„meidung einer achttägigen Gefängniß- oder „von ihm, dem Beamten, zu bestimmen„den Geldstrafe alles ferneren Geschwätzes „über den verstorbenen Präsidenten und des„sen mittägige, oder nächtliche Erscheinung „zu enthalten.

„Dem Pfarrer dasigen Orts habe er im „Namen des Königs und seiner Regierung „anzubefehlen, seiner Gemeine sowohl in

„besonderen, öffentlichen Vorträgen, als auch „bey häuslichen Zusprüchen und Kinderleh„ren das alte, eingewurzelte Vorurtheil von „den Gespenstern, und die neue Fratze von „des Präsidenten nächtlichem Herumwan„deln zu benehmen; im Fall er's zu thun un„terliesse, sollte er mit einer halbjährigen „Suspension von seinem Amte bedrohet und „wirklich gestraft werden."

Diesem Reskript der königlichen Regierung war noch die Klausel angehängt: „weil „zu vermuthen wäre, daß irgend ein muth„williger Bube, um sich auf Kosten der „einfältigen Bauern einen ungeziemenden „Zeitvertreib zu machen, und dieselben in „ihrem Aberglauben zu bestärken, diese Ge„spensterkomödie spielte: so habe der Be„amte genau darauf zu vigiliren, und falls „er dieses Spasvogels habhaft werden könn„te, ihn sofort einzuziehen, und zum Ver-

hör

„hör und zur nachdrücklichen Bestrafung an „die königliche Regierung zu senden, damit „dem immer mehr um sich greifenden Aber„glauben des gemeinen, unwissenden Volks „gesteuert würde.“

Dem Pfarrer des Orts, wo der verstorbene Präsident nach dem Vorgeben der Einwohner umgehen sollte, kam die Erfüllung des von der Regierung ergangenen Befehls sehr hart an, weil er selbst dem Glauben an die Gespenster mit Leib und Seel ergeben war. Er hatte selbst ein Traktätchen geschrieben, worinn er das Daseyn der Gespenster theils aus der Philosophie, theils aus der Schrift, zu beweisen suchte. Aus der Schrift führte er unter andern diesen albernen Grund an, weil darinn irgendwo steht: Und die Jünger Christi glaubten, oder meinten, da sie ihn auf dem Wasser wandeln sahen: sie sähen ein Gespenst;

gleich als ob dieses Meinen oder Wähnen der Jünger, die voller Vorurtheile waren, einen geltenden Beweisgrund für die Existenz der Gespenster abgeben könnte.

Die Gründe, welche er aus der Philosophie, die zur damaligen Zeit noch mit scholastischem Unsinn, mit scholastischen Distinktionen und Kunstwörtern, als Quidditäten, Ubiquitäten und dergleichen, angefüllet war, zur Bescheinigung seiner Behauptungen vortrug, waren eben so seicht, und das Hauptargument, worauf er sich steifte, um zu beweisen, daß es Gespenster gäbe, bestand darinn: „daß man, weil das Geisterreich noch ein unbekanntes Fach wäre, die Unmöglichkeit der Gespenster nicht aus der Philosophie erweisen, wohl aber derselben Möglichkeit sonder Mühe erhärten könnte, und von der Möglichkeit lasse sich leicht auf die Wirklichkeit schliessen," welche Schlußart

des Herrn Pfarrers ein gewaltiger Sprung ist, (mit seiner Erlaubniß sey es gesagt!) denn die gesunde Philosophie lehret ausdrücklich, und es ist einer ihrer ersten Grundsätze: daß man vom Seyn, oder Thunkönnen zum wirklichen Thun oder Seyn, oder von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit keinen gültigen Schluß machen könne.

Endlich berief sich dieser Pfarrherr auch auf die Erfahrung, und, welches das Lächerlichste war, auf seine eigene; denn er hatte seine historische Glaubwürdigkeit und Untrüglichkeit noch mit nichts bewiesen: wenigstens war zwischen diesem Dorfpfarren und dem Oberhaupt der Kirche, dem für infallibel ausgeschrieenen Pabst, dessen Wort und Autorität in dieser letzten, betrübten Zeit leider! nicht viel mehr gelten soll, ein grosser, merklicher Unterschied.

Alle, die je Gespenster gesehen zu haben, vorgeben, und die mit Hartnäckigkeit ihr Daseyn behaupten, pflegen sich gemeiniglich auf die Erfahrung anderer, ihrer guten Freunde, Anverwandten und Großväter oder Großmütter zu berufen, wenn sie gleich oft an ihre eigene Erfahrung, an ihr eigenes Besehen, Behorchen und Betasten appelliren, sobald es ihnen jemand nicht auf ihr Wort glauben will. Gemeiniglich sind sie von den Gespensterhistörchen, die sie mehrmals mit vielen Umständen erzählen, nicht selbst Augen- oder Ohrenzeugen gewesen, sondern sie haben es nur, nach ihrem eigenen Geständniß, von diesem oder jenem glaubwürdigen Manne gehört, daß es so zugieng, daß der Kobold diese oder jene Streiche machte, daß es in dem oder jenem Hause dreymal an der Stubenthür anklopfte, ohne daß jemand, der geklopft hätte, sich sehen ließ, u. s. w.

Das Alte ist vergangen; — aber ist es nicht zu verwundern, daß in den neuren, aufgeklärten Zeiten noch hin und wieder häufig und ernsthaft genug an Gespenster, Zaubereyen, Teufelseingebungen und dergleichen Fratzen geglaubt wird, da es uns doch weder an Unterricht, noch an Freyheit, zu denken, noch an treflichen Hülfsmitteln fehlt, um über alles, was vorkommt, eigene Untersuchungen anzustellen, und insonderheit über die vorerwähnten Gegenstände zum eigenen Nachdenken, und endlich auch, nach aufgehobenen Zweifeln, zur entscheidenden Gewißheit zu gelangen. Wer oder was in dieser fortdauernden Unwissenheit und Geneigtheit zum schädlichen Aberglauben eigentlich Schuld sey, regierende Herren, oder ihre Räthe und Priester? (in älteren Zeiten, sonderlich bey den Juden des alten Testaments, war beydes in einer Person mit einander verbunden) das ist in allem Betracht

eine wichtige Untersuchung; wir mögen's nicht entscheiden, sondern überlassen solche Entscheidung den hochgelehrten Verfassern, welche auf ihrer Studirstube, mit tiefer Weisheit, aber wenig Welt- und Menschenkenntniß versehen, die Preisaufgabe gewisser Akademien zu beantworten, in sich Geschick und Beruf fühlen: **Ob irgend eine Art von Täuschung dem Volke nützlich sey?** Uns gnügt, bey dieser Gelegenheit, indem wir die Hand auf den Mund legen, mit einem verewigten Abt auszurufen: **Heiliger Sokrates, bitte, bitte für uns!** — —

Wir sagten oder schrieben vorhin: an die Gespenster u. s. f. geglaubt wird; dies scheint vielleicht manchem ein Sprachfehler zu seyn, dem der Unterschied der Redart: etwas glauben, und an etwas glauben, bekannt ist, wovon die erstere so viel sagen

will,

will, als: etwas auf das Zeugniß eines andern für wahr halten, und die letztere: etwas oder jemanden zum Gegenstande seiner Verehrung machen, und sein Vertrauen darauf oder auf ihn setzen. Aber wir schrieben mit Vorsatz so, weil die meisten Vertheidiger der Gespenster nicht allein ihre Wirklichkeit behaupten und im Ernst glauben, sondern auch eine gewisse ehrerbietige Scheu vor ihnen haben, sich vor ihnen fürchten, sie in gute und böse Geister abtheilen, u. s. f. welches eine Art von Verehrung um so mehr voraussetzt, da der Glaube dieser Leute durch keine Gegenvorstellungen und Vernunftgründe erschüttert und wankend gemacht wird. Bey dem allen haben die Gespenster und Gespenstererscheinungen, so schimärisch sie sind, ihren Nutzen, und thun oft im gemeinen Leben und bey dem gemeinen Mann, oft auch in der Komödie

oder Tragödie ihre Wirkung. Nur hüte man sich, die Lehre von den Gespenstern zu keinem Theil der Pädagogik zu machen; (wenn gleich in den neuen Lehrbüchern dieser Wissenschaft, sonderlich in einem gewissen, welches Herr Friedrich Nikolai vor zwey Jahren verlegte, um es bald in sämmtlichen Buchläden Deutschlands, die damit belästigt wurden, vermodern zu lassen, überaus viel Hirngespinste und Absurditäten vorkommen:) denn wer die Kinder mit Gespenstern zu fürchten macht, der ist ein Thor, und verdient, ob er gleich alt und grau ist, daß man ihn mit der Ruthe züchtige. —

Zehntes Kapitel.

Etwas von Pfarren, Pfarrern und Pfarrherrn oder Seelsorgern, die an eine gewisse Gemeine gebunden sind; ein orthographisch, historisch-theologisches Einschiebselchen.

Weil wir gegen das Ende des vorigen Kapitels des Dorfpfarren, der von den Gespenstern schrieb, und so viel Aufhebens machte, Erwähnung thaten, so geriethen wir gleich auf den Einfall, in einer besondern Note zu untersuchen: ob man Pfarr, Farr, Parr, oder Pfarrer und Farrer schreiben müsse, und welches von diesen verschiedenen Schreibarten die richtigste und annehmlichste sey. Da es aber schien, als möchte diese Note zu lang gerathen: (und

lange

lange Noten behagen uns so wenig, als lange Predigten) so hielten wir's für besser gethan, diese Untersuchung, deren Wichtigkeit heller, als die liebe Sonne jedem einleuchten muß, in einem besondern Kapitel, oder Kapitelchen, wie hiermit geschieht, Platz finden zu lassen.

Ueber den Ursprung des Worts Pfarr, oder Pfarrer liesse sich zum Behuf der edlen Wortforschungskunst *) etwas Er-

kleck-

*) Wir sind bereit und entschlossen, dem neu- und lernbegierigen Publikum † mit einem ganz neuen Lehrbuch der Wortforschungskunst, oder Etymologik aufzuwarten; können aber noch zur Zeit keinen Verleger dazu finden.

Anmerkung des Verfassers.

† Warum denn nicht lehrbegierig? nach der Lehre begierig?

Anmerkung des Setzers.

fleckliches und Unterhaltendes sagen, wenn nur nicht die Meinungen der Gelehrten über diesen Punkt so sehr verschieden wären, und am Ende alles auf Muthmaßungen hinausliefe.

Einige Etymologen leiten das deutsche Wort Pfarrer, wofür man an einigen Orten Prediger, oder Pastor sagt, von dem lateinischen Worte Farina, Mehl, her, und geben von dieser Ableitung folgenden Grund an: weil die alten Heiden ihren Göttern, oder Götzen, deren jeder seinen besondern Gottesdienst und seine besondern Priester hatte, verschiedene kostbare Gerichte und Eßwaaren, unter andern auch Kuchen, Kaspel- oder Milchbrödchen und Mehlspeisen opferten, welche zur Nachtzeit, und auch sonst, wenn niemand von dem Volk in dem Tempel kam, von den Priestern verzehret wurden. Mit den got-

tesdienstlichen Opfern der Juden hatte es beynahe dieselbige Bewandniß. Denn die eine Hälfte der von der Gemeine des Herrn im Tempel dargebrachten Speis- und Trankopfer wurde gemeiniglich ins Feuer geworfen, und dem lieben Gott zu Ehren, damit er nicht immer so böse seyn, und Israel mit mancherley Plagen heimsuchen möchte, verbrannt; an der andern Hälfte aber, welches vermuthlich die größte war, erlustigten sich die Priester.

Andere Wortforscher sind gar auf den Einfall gekommen, das deutsche Wort Pfarr oder Pfarrer, käme vom lateinischen fur her, welches auf gut deutsch einen Bedienten, aber auch einen Spitzbuben und Diebesgesellen bedeutet, der nach fremden Gut lüstern ist; und dazu, sagen sie, sey eben der Grund vorhanden, weil die Priester bey Juden und Heiden, wie bey uns

Chri-

Christen, als Diener der Gottheit verehret wurden, und weil insonderheit die heidnischen Priester wirkliche Betrüger und Spitzbuben waren, indem sie die Speisen und Getränke, welche das arme, blinde Volk seinen Gottheiten zu opfern vermeinten, heimlich wegschnappten, und zu einer ihnen gelegenen Zeit verzehreten.

Es giebt noch eine dritte Meinung der Gelehrten, (die andern Meinungen übergehen wir, der Kürze wegen mit Stillschweigen) über den Ursprung des Worts Pfarrer. Diese leiten es von fari, reden, her, und sie scheinen uns unter allen übrigen die wahrscheinlichste Meinung zu behaupten, weil ein Pfarrer oder Prediger viel reden muß, weil es zu den Hauptgeschäften seines Amts gehört, durch öffentliche und besondere Vorträge seine Gemeine zu erbauen.

Nach diesen Ableitungen muß sich nun allerdings die Rechtschreibung des gedachten Worts richten, denn ohne Wortforschung tappt man bey der Rechtschreibung im Finstern, und geht irre. Diejenigen, welche das Wort Pfarrer von fur herleiten, thun wohl und haben recht, wenn sie Pfarr schreiben; die es von farina oder fari herleiten, schreiben besser und richtiger Pfarrer oder Pfaarer.

Wir sind aber, dem, was kurz vorhin über die wahrscheinlichste Ableitung gesagt ist, unbeschadet, der unvorgreiflichen Meinung: daß der eigentliche Ursprung des Worts Pfarrer (dies ist ohnstreitig die richtigste Schreibart desselben) nicht in Latiens Gefilden, sondern auf deutschen Grund und Boden zu suchen sey, weil es ausser allem Zweifel von dem deutschen Worte Pfarrherr, zeitiger Besitzer, nicht Eigenthümer

mer einer Pfarre, eines geistlichen Lehns oder Benefiziums, herkommt, woraus zusammengezogen, Pfarrer wird. So eignete Luther seinen kleinen Katechismus allen Pfarrherren und Predigern zu, und der Verfasser des Buchs: Matthias Lukretius, sonst Votius *) genannt, dedizirte den zweyten Theil desselben allen Pfarrherrn und Seelsorgern, die in der Welt zerstreuet sind.

Klopstock, den Cramer, der jüngere, so treflich panegyrisirt, und, um ja nichts zu vergessen, um den großen Mann auch in Kleinigkeiten, deren ein anderer nicht erwähnen würde, als groß zu schildern, sogar in den Besonderheiten seines Häuslichthuns **)

*) Halle bey J. C. Hendel, 1780.

**) Wir haben dieses Wort seiner Originalität

darstellt, Klopstock würde sich nun wohl an alle bisher erwähnten Ableitungen des Worts Pfarrer nicht kehren; sondern er würde nach seiner neuen Orthographie und nach der Regel: Schreibe, wie du sprichst, und rede, wie dir der Schnabel gewachsen ist,

tät wegen dem Herrn Superintendenten Daremann in Brandenburg abgeborgt, der sich desselben in der gedruckten Lebensbeschreibung seiner wohlseligen Eheliebste, Maria Sabina Olischerinn, unsers Wissens zum erstenmal, in diesem Sinne, bedient. Bey ihm heißt nämlich häuslich thun, auf den Abtritt gehen, oder seine Nothdurft verrichten. Denn er sagt von seiner lieben Frau: (Gott habe sie selig!) als sie einst, in ihrer letzten Schwachheit, hätte wollen häuslich thun, oder, wie Herr L** ein verdorbener Kaufmann und Halbgelehrter, sich ausdrückt, ein opus naturae verrichten, wäre sie von der Treppe gefallen.

ist, Farr, oder Farrer, vielleicht auch Farre schreiben. Doch würden wir bey der letzteren Schreibart, Farre, unmaßgeblich bitten, das e wegzustreichen, alldieweil sothanes Wort, welches im alten Testament verschiedentlich vorkommt, einen Ochsen, sonderlich ein gehörntes Opferthier bedeutet, und dies möchte nur zu mancherley unangenehmen Mißdeutungen Gelegenheit geben, wenn man so schriebe.

Was insonderheit die Schreibart Pfarr, Pfarrfrau betrift, so ist dieselbe offenbar unrichtig, wenn sich gleich manche Gelehrte und Schriftsteller *) derselben bedienen: Denn der gemeine Mann, der die Worte gern verstümmelt und abkürzt, pflegt sich so auszudrücken, auch wohl, wenn er schrei-

*) S. D. Joh. Fried. Tellers Anektoten für Prediger und Priester.

ben kann, so zu schreiben; und diesem muß der Gelehrte nicht nachahmen. Richtig spricht und schreibt man dagegen Pfarrkinder, eingepfarrte Mitglieder einer gewissen Mutterkirche; weil dieses Wort von Pfarre herkommt, welches ein geistliches Amt oder Lehn, und den Ort, das Dorf, oder die Stadt bedeutet, wo der Pfarrherr, oder ordentliche Prediger seinen Sitz hat, und wo die Eingepfarrten oder Filialisten von den benachbarten Orten in die Kirche und zum Abendmahl gehen müssen.

Es ist schwer, zu bestimmen, wo sich das Wort Pfarre eigentlich herschreibt; wo die Sache aber herstammt, lehret die Geschichte und das geistliche, oder päbstliche Recht. (jus canonicum.) Ob der Name Pfarrherr, welches einen Prediger oder Seelsorger, der eine gewisse Gemeine, und seinen bestimmten, auch nach Gelegenheit un-

unbestimmten Gehalt hat, daher rühre, weil es in älteren Zeiten Geistliche gegeben haben mag, welche nicht allein zeitige Besitzer einer Pfarre und Lehnträger, sondern wirkliche Gutsbesitzer und folglich auch Herren der Pfarre, welche zum Gute gehörte, gewesen sind; das ist vielem Zweifel unterworfen. Denn gemeiniglich waren die Geistlichen arm, hatten wohl viel Bücher und Kinder, aber keine Kapitalien, um Landgüter dafür zu kaufen, und besaßen nichts eigenes. Wahrscheinlicher ist es, daß ihnen der Titel, Pfarrherr, deswegen beygelegt wurde, um ihren Pfarrkindern, oder Beichtsöhnen und Beichttöchtern *) dadurch Achtung und Ehr-

*) Es ist komisch und hat mir immer nicht in den Sinn gewollt, wenn ein junger Mensch von drey, oder vier und zwanzig Jahren einen alten Mann von siebenzig, oder eine alte Frau von sechzig Jahren zur Beichttochter hat. Anmerk. des Setzers.

erbietung gegen sie einzuflößen, und sie selbst an ihre geistliche Würde zu erinnern. Nun heißt es zwar in der Schrift von den ersten Lehrern und Predigern des Christenthums: Ihr sollt euch nicht Herren heissen lassen; ihr sollt nicht eitler Ehre geitzig seyn, u. s. w. aber seit der Zeit, da diese Worte von dem Stifter unsers Glaubens gesprochen, und von seinen unmittelbaren Nachfolgern im Lehramte aufgezeichnet wurden, hat sich vieles geändert. Es ist zwischen den damaligen und jetzigen Aposteln ein großer Unterschied. Im Grunde verdient auch der geistliche Stand allemal, daß man ihn ehre und werth halte. Denn es ist nicht die Schuld des Hirten oder der Schafmutter, wenn unter einer Heerde räudige Schafe sind. —

Von Pfarre kömmt Pfärrchen, oder Pfärrlein her, ein geistliches Amt, eine

Pfrün-

Pfründe, womit nicht viel Einkünfte verbunden sind, oder die keinen großen Kirchsprengel hat. Billig sollten die Pfärrlein, die jährlich kaum zweyhundert Thaler einbringen, und wovon der Geistliche kaum für seine Person, geschweige mit einer Familie, leben kann, (solcher Pfärrlein giebt es sonderlich im Brandenburgischen viele) eingezogen und andern Pfarren oder Pfarreyen zugelegt werden. Der Ausdruck, Pfarreyen, unter uns gesagt, will unserm delikaten Ohr nicht behagen, so wenig als Küstereyen, Kaplaneyen u. s. w. wofür man besser, Pfarre, oder Pfarrwohnung, Küsterwohnung ꝛc. sagt; auch ist dieser Ausdruck nur in gewissen Gegenden Deutschlands gebräuchlich. — Die Pfärrlein, bey denen man schmale Bissen beissen, und sich demohngeachtet sakrifiziren muß, werden gemeiniglich geschickten und verdienten Leuten zu Theil, und oft müssen sie lan-

ge genug darauf warten; dahingegen Ignoranten und Taugenichtse, die auf Universitäten die liederlichsten Bursche waren, gemeiniglich mit den besten und fettesten Pfarren versorgt werden, weil sie am besten hofiren, schmeicheln und spicken *) können.

Man

*) Eigentlich spickt man zwar die Braten, sonderlich Hasenbraten mit Speck, um sie dadurch schmackhafter und glätter, behaglicher für die Kehle zu machen; aber der gemeine Mann braucht dieses Wort statt: einen mit Gelde bestechen, um einen gewissen Endzweck zu erreichen. Dieses Spicken ist bey Vergebung geistlicher und weltlicher Aemter Mode. Siehe davon: Ueber den Ursprung, den Nutzen und die Mißbräuche des Kirchenpatronats; von Christian Wilhelm Kindleben; Berlin bey Mylius 1775.

Man pflegt übrigens unter dem Worte Pfarre, bald das geistliche Hirtenamt, welches man, wie bekannt ist, durch verschiedene Mittel und Wege, am sichersten aber durch Geld, durch Heirathen, oder durch die Erbfolge, dadurch, daß man eines Priesters Sohn ist erlangen kann, bald die Wohnung des Predigers, oder das Pfarrhaus zu verstehen. Dergleichen Häuser pflegen an manchen Orten, sonderlich auf dem Lande, sehr unbequem, baufällig, und den Kasernen und Viehställen ähnlich zu seyn.

Wir haben ein Buch, der Professor betitelt, worinn viel Gutes steht. Es wäre, dünkt uns, nicht übel gethan, wenn jemand ein Buch schriebe, der Pfarrer benamset, worinn alles, was zum Pfarrer gehört, was zu seiner Bildung und Vorbereitung, zu seiner Amtsführung, zu seiner Haushaltung und zu seinem hinlänglichen

Auskommen, wie auch zur Vervollkommnung des Predigerstandes erfordert wird, in gedrängter Kürze zusammengetragen werden müste. Dies könnte einen bequemen Stoff zu einem Journal, oder zu einer Wochenschrift abgeben, dessen oder deren Verfasser sich bemühen müste, sein Buch nicht allein für den Pfarrer, sondern auch für andere ehrliche Leute, die noch Religion haben, interessant zu machen. —

Eilftes Kapitel.

Weiterer Verfolg der Geschichte Siegfrieds, und der von ihm an einem benachbarten Hofe bey Gelegenheit eines gehaltenen Turniers abgelegten Ritterproben. Der König Gilbald erhält Nachricht von dem Aufenthalt seiner Tochter.

Siegfried war über den Verlust der schönen Prinzeßinn Florigunda eben so betrübt und niedergeschlagen, als die königliche Familie selbst, ob er gleich seinen innerlichen Gram, der ihn ganz abzehrte, zu verbergen suchte. Der König Gilbald aber, den er, so oft er bey ihm Audienz hatte, zu trösten suchte, ob er gleich selbst Trost bedurfte, war viel zu scharfsichtig, und Sieg-

fried noch zu unerfahren, als daß der Gegenstand seines geheimen Kummers seinen durchdringenden Blicken hätte entgehen sollen. Indeß sagte der König unserm Helden nichts von seiner Bemerkung, in so fern diese Siegfrieds Neigung zu seiner Tochter betraf, gewann ihn aber in seinem Herzen desto lieber.

„Ihr seyd mißmüthig, mein lieber Jun„ker, sagte einst der König zu ihm, ich mer„ke, daß euch was fehlt; es ist nöthig, daß „ihr euch zerstreuet und aufmuntert. Ich „erinnere mich, daß ich euch noch für eure „schöne Brieftasche ein Gegengeschenk schul„dig bin: mein Oberstallmeister soll euch eins „der besten Pferde aus meinem Stall vor„führen; damit könnt ihr euch, weil ihr nun „reiten gelernt habt, eine Veränderung ma„chen. Ich verehre euch dieses Pferd, und „ich will schon ferner, weil ich euch gewogen

„und

„und ein guter Freund eures Vaters bin,
„für euer Glück sorgen.“

Siegfried dankte dem Könige für dieses ihm sehr angenehme und willkommne Geschenk auf das verbindlichste, und machte gleich am folgenden Morgen, (es war ein ungemein schöner Herbsttag) einen Versuch und Spazierritt damit. Er besuchte, indem er voller trauriger Gedanken war, und der Entfernung der Prinzessinn, besonders deren Art und Weise, die ihm sehr räthselhaft war, nachdachte, sein gewohntes Tannenwäldchen, und hatte darinn eine Erscheinung, deren er nicht gewärtig war.

Er hatte nämlich kaum die Hälfte des Waldes durchstrichen, als er in einer kleinen Entfernung eine weibliche Gestalt gewahr wurde, die auf ihn zueilte, und die er bald, als sie ihm näher kam, für

seine Wohlthäterinn, für die Fee erkannte.

Aus Ehrerbietung stieg er sogleich vom Pferde, welches er an einen Baum band; er wollte ihr aus Hochachtung die Hand küssen, sie aber verbat sich diese Ceremonie: denn es war eine gute, kreuzbrave Fee, sonder Stolz und Eitelkeit.

Siegfried redete sie, nachdem er sie gegrüßt hatte, zuerst an: „Sage mir vor „allen Dingen, du meine große Beschützerinn, was meine Aeltern und der Ober„kämmerer machen, denn mich verlangt „sehr, zu wissen, wie es ihnen ergehet.“

„Es gehet ihnen wohl; war die Antwort „der Fee, sie sind lustig und guter Dinge. — „Aber sage mir, edler Jüngling, wie es „zugeht, daß du so bekümmert und nieder-

„geschlagen bist? Doch ich merke schon,
„woran es dir fehlt, und brauche deine Ant-
„wort nicht abzuwarten.“

Siegfried schwieg und holte einen tie-
fen Seufzer. Hierauf redete die Fee weiter:
„Wisse, mein Sohn, und fühle dein Glück,
„daß die schöne Prinzessinn Florigunda,
„um welche du bekümmert bist, viele Mei-
„len von hier von einem abscheulichen Dra-
„chen, der zuvor Mensch war, und auch
„zuweilen wieder Mensch wird, an einem
„entlegenen, schauervollen und gefährlichen
„Orte verwahrt und gefangen gehalten wird,
„den man den Drachenstein nennt, und daß
„du zu ihrem Befreyer, und wenn dir die
„Schanz glückt, (wie ich hoffe, daß sie dir
„glücken wird) zu ihrem ehelichen Gemahl
„bestimmt bist.

„Ich kann dir aber weder die Zeit ihrer

„Befreyung noch den Ort ihrer Gefangen-
„schaft bestimmen. Jene must du erwarten,
„und durch solche Erwartung Geduld lernen;
„und diesen must du, wenn du ein Ritter
„werden und seyn willst, auskundschaften,
„und dir den Weg dahin durch beschwerliche
„Reisen und Kämpfe bahnen, sollten auch
„Riesen und andere Ungeheuer dir hinderlich
„seyn, und solltest du dir auch den Sieg über
„alle diese Hindernisse, die deiner sicherlich
„warten, mit Blut und Wunden erkaufen
„müssen."

So sprach die Fee, und verschwand, ehe der Ritter Zeit hatte, sich von seiner Verwunderung zu erholen. Siegfried faßte, ob ihm gleich die Fee eben nicht Verschwiegenheit wegen der ihm gemachten Entdeckung anbefohlen hatte, den Vorsatz, sich gegen niemanden eher von diesem Geheimnisse etwas merken zu lassen, als bis es Zeit seyn würde,

de, sich öffentlich für den unternehmenden, vom Schicksal bestimmten Befreyer der schönen Florigunda anzukündigen. Doch hielt er sich in seinem Gewissen verbunden, den König nicht in einer gänzlichen Unwissenheit über das Schicksal seiner geliebten Prinzessinn zu lassen. Er hinterbrachte ihm also dies einzige: „Es sey ihm durch eine gewisse Erscheinung, deren Art und Weise er nicht erzählen dürfe, entdeckt worden, daß die Prinzeßinn noch lebe; daß sie sich zwar in einer Art von Gefangenschaft, aber doch in einem erträglichen Zustande befände, wo ihr eben nichts Leids widerführe, und daß ein kühner Ritter sie zu seiner Zeit erlösen, und glücklich wieder zu den Ihrigen bringen würde. Mehr, setzte er hinzu, sey ihm vor der Hand nicht erlaubt, von dieser Sache und Erscheinung zu sagen. Zugleich bat er den König, das, was er ihm erzählt hätte, nie-

manden, auſſer ſeiner Gemahlinn mitzutheilen.“

„Habe Dank, mein Sohn, für deine „gute, erfreuliche Nachricht, ſprach der „König, mit Freudenthänen in den Augen; „mir gnügt es, zu wiſſen, daß mein Kind „noch lebt, und daß ich es, ehe ich ſterbe, „noch in meine Arme ſchlieſſen ſoll: wir wollen hoffen, und die Zeit erwarten.“ —

Um eben dieſe Zeit ſchrieb ein benachbarter Fürſt, deſſen Erbprinz mit der Tochter eines geheimen Raths, auf welche er eine beſondere Neigung geworfen hatte, verheirathet wurde, ein Turnier aus, um das Beylager ſeines Sohnes zu feyern. Zu dieſem Turnier wurden alle Fürſten, Grafen, Ritter und Edle aus der ganzen umliegenden Gegend eingeladen. Unter den Eingelade-

ladenen befand sich auch unser Siegfried, der, als ein königlicher Prinz, mit dem König Gilbald zum Vermählungsfest kam, und dem ausgeschriebenen Ritterstechen beywohnte.

Siegfried legte nicht allein an der hochzeitlichen Tafel durch seine unterhaltende Gespräche, sondern auch beym Turnier durch sein tapferes Verhalten große Ehre ein. Es gieng dabey sehr scharf her; jeder Ritter wetteiferte, den andern zu übertreffen und aus dem Sattel zu heben; es muste auch mancher wirklich den Sattel räumen. Siegfried aber hielt sich ritterlicher, als alle übrigen; es versuchten viele vergeblich, ihn vom Pferde herunter zu bringen; er blieb in seinem Sattel unbewegt, er hielt und geberdete sich, zu jedermanns Verwunderung, wie ein alter, erfahrner Rittersmann, daher ihm auch, als das Stechen und Turnieren geendigt

war, der ausgesetzte Preis zuerkannt wurde.

Er bekam nämlich zur Belohnung eine goldene Kette, an welcher ein köstliches Kleinod von großem Werth hieng. Die Folge davon war, daß er von den anwesenden Rittern und Herren mit allgemeinen Beyfall beehrt, und auf der Stelle, ehe er mit dem Könige von dannen zog, zum Ritter geschlagen wurde.

Der König hatte über das edle Bezeigen des jungen Siegfrieds, der nun ein und zwanzig Jahr alt war, und über den von ihm erlangten Preis beym Ritterstechen, eine solche Freude, daß er ihn seit dieser Zeit beständig seinen Sohn nannte, und ihn seiner frühzeitigen Mannhaftigkeit und guten Gesinnung wegen allen seinen Hofjunkern vorzog.

Sobald der König mit dem neuen Ritter wieder nach Worms kam, wurde er in seiner neuen Würde dem ganzen Hofstaat und der versammelten Ritterschaft, wie auch den Vornehmsten vom Adel vorgestellt. Der König, der sich nicht ohne Grund von unserm Siegfried große Hofnungen machte, stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und erregte dadurch, daß er von dem jungen Ritter und von seinem Verhalten beym Turnier viel Rühmens machte, den Neid vieler Höflinge, die sich sonst mit der vorzüglichen Gunst des Königs schmeichelten. Von jetzt an war Siegfried, der sich nun immer mehr in den Waffen und ritterlichen Dingen übte, ein beständiger Gast an der Königs Tafel, und er wurde überhaupt an diesem glänzenden Hofe, wo für junge Edelleute etwas zu sehen und zu lernen war, wie ein Kind

im Hause gehalten. Nur konnte er sich mit den beyden jüngsten Söhnen des Königs, Genserich und Wilibald, wegen ihres weibischen, heimtückischen und übermüthigen Wesens nicht vertragen; da der König dies merkte, hieß er sie, sich etwas in der Welt versuchen, und schickte sie auf Reisen, wodurch Siegfried, dem sie beständig etwas anzuhängen suchten, Friede bekame.

Zwölftes Kapitel.

Es kömmt an König Gilbalds Hofe ein rußischer Graf an, der, um die Welt kennen zu lernen, verschiedene deutsche Höfe besucht. Um diesem Gast einen Zeitvertreib zu machen, wird ein Turnier und Ringelrennen gehalten, wobey Siegfried abermals den Preis davon trägt. Zuletzt kommt ein Loblied auf den Krambambuli vor.

Kaum hatte der König Gilbald seine beyden unartigen Söhne nebst einem Hofmeister, der sie bilden, und, wenn er könnte, bessern sollte, auf Reisen geschickt, als er ganz unvermuthet einen Besuch von einem vornehmen rußischen Grafen aus einem alten, berühmten Hause erhielt, der seines Vergnügens

wegen, und, um Weltkenntniß zu erlangen, in Deutschland herumreisete, und die ansehnlichsten Höfe, die er zum Theil schon aus Beschreibungen und Erzählungen kannte, besuchte; er nannte sich Menzikov, und hatte bereits auf einigen deutschen Universitäten Philosophie und schöne Wissenschaften studirt; denn seine Lust und Bestimmung schien der Soldatenstand zu seyn, wozu er das Studium der Rechte, worauf sich sonst Adeliche, wenn sie studiren, zu legen pflegen, nicht nöthig hatte.

Es war ein Herr von ohngefähr vier und zwanzig Jahren, schlank und wohlgewachsen, von sehr aufgeräumten, ungezwungenen Wesen und vielen liebeswürdigen Eigenschaften. Den Ritter Siegfried, den er von dem Könige zu seinem Gesellschafter bekam, gewann er vorzüglich lieb; er kam fast nicht von seiner Seite, und bald waren beyde

junge

junge Helden, ob sie sich gleich in ihrem Leben nicht gekannt, oder gesehen hatten, wegen der sympathetischen Stimmung ihrer Seelen und ihrer Gemüthsarten, die herzlichsten und vertrautesten Freunde.

Dieser Graf wollte den Ritter Siegfried bereden, ihn, wenn er abreisen und in sein Vaterland zurückkehren würde, nach Rußland zu begleiten. Siegfried würde auch gern in seine freundschaftliche Bitte, und in die Anerbietungen, die er ihm machte, gewilligt haben, wofern er nicht einen andern Gegenstand im Kopf und eine Reise vorgehabt hätte, deren glücklicher Ausgang seine ganze Seele erfüllte. Dieser Gegenstand war seine geliebte Prinzeßinn Florigunda, die ihm gar nicht aus dem Sinne kam, mit deren jetzigen traurigen Zustand und künftigen glücklichen Errettung aus den Klauen des Ungeheuers, welches sie bey sich

fangen hielt, er sich unaufhörlich beschäftigte; und seine vorhabende Reise, war die Reise nach dem Drachenstein, wo der Drache, Florigundens Entführer, seinen Sitz hatte.

Siegfried konnte sich von dem rußischen Grafen, der wegen seiner Mitreise nach Rußland sehr heftig in ihm drang, nicht losmachen. Es blieben ihm nur drey Wege übrig, wovon ihm die beyden letzten am sauersten ankämen: er muste entweder den dringenden Bitten des Grafen nachgeben, und sein Reisegefährte werden, oder er muste sein kühnes Vorhaben, Florigunden aus ihrem Kerker und Unglück zu befreyen, fahren lassen; und, wenn er sich hiezu nicht entschliessen konnte: so muste er den Grafen das Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, entdecken, damit er von seinen Bitten abstehen möchte.

Nach

Nach vielen angestellten Ueberlegungen und Selbstgesprächen über diese Materie, an welche er sich, wie bereits angeführt worden ist, gewöhnt hatte, entschloß er sich zu dem letzteren, jedoch nicht ohne Vorsicht, und ohne seine Maaßregeln zu nehmen. Er ließ sich (dies war zu seinem Vorhaben und zur Erreichung seines Endzwecks nothwendig) von dem Grafen einen Eid schwören, daß er das Geheimniß, welches er ihm zu entdecken, im Begriff stünde, niemanden offenbaren, oder verrathen wollte.

Denn ob ihm gleich die Fee, als sie ihm im Tannenwalde erschien, nicht ausdrücklich das Ausplaudern dessen, was sie ihm anvertraute, verboten hatte: so erforderte es doch sein eigener Vortheil und seine eigene Ehre, davon zu schweigen, oder, wenn er's ja für nothwendig hielt, sein Geheimniß jemanden mitzutheilen, sich wenigstens einem Manne

zu entdecken, auf den er sich verlassen, und von dem er versichert seyn könnte, er werde keinen schlechten Gebrauch davon machen.

Der Graf erfüllte des Ritters Verlangen, und schwur ihm einen theuren Eid, wodurch er ihn seiner beständigen Verschwiegenheit über den Punkt, wovon er ihm Licht und Auskunft geben würde, versicherte. Hierauf erzählte ihm Siegfried den ganzen Vorgang mit Florigunden, mahlte ihm ihre blendende Schönheit und ihre noch mehr glänzende, unbestechliche Tugend; erzählte ihm ihre unglückliche Entführung, und wie er nach dem Willen des Schicksals und nach der glaubwürdigen Versicherung der Fee dazu bestimmt und unter vielen ausgesondert sey, eins der größten Abentheuer zu bestehen, und die königliche Jungfrau, deren gegenwärtiger Jammerstand ihm ausserordentlich zu Herzen gienge, aus der Ge-

walt des Drachen, dem sie jetzt unterthan sey, zu erlösen.

Der Graf, dem dies alles beynahe unglaublich und fabelhaft vorkam, lobte zwar des Rittes Unternehmen, wunderte sich aber über dessen Kühnheit, und erstaunte über die Gefahr, der er sich aussetzen würde. Von derjenigen Art von Zaubereien, die man gewöhnlich Feen oder Feyen nennt, und die ihre Zauberkraft bald zum Nutz und Frommen, bald zum Schaden des Menschen anwenden, hatte der Graf keinen rechten deutlichen Begriff. Er hatte wohl im Vorbeygehen davon sprechen hören, war aber nie neugierig genug gewesen, weiter darnach zu fragen, was eine Fee für ein Ding sey. Siegfried muste es ihm also erklären. Bey Gelegenheit dieser Erklärung erzählte er ihm zugleich seine ganze bisherige Geschichte, und machte ihm insonderheit deutlich,

lich, weil der Graf schon oft darnach gefragt hatte, was es mit seinen Hörnern, die noch immer biegsam und geschmeidig waren, für eine Bewandniß hätte, wie er dazu gekommen wäre, und wozu sie ihm in der Folge nützlich seyn könnten.

Den König Gilbald freute die vertrauliche, redliche Freundschaft, die er zwischen diesen jungen, angehenden Helden herrschen sah; einer, dachte er bey sich selbst, wird dem andern durch den genauen Umgang seine Tugenden einflößen, sie werden sich einander mit ihren gegenseitigen Fehlern bekannt machen, und so werden sie mit der Zeit vollkommne, für den Staat und für den Stand, dem sie gewidmet sind, brauchbare Männer werden.

Der Graf hatte sich schon drey Monate an des Königs Gilbald Hoflager aufgehalten,

halten, und diese Monate waren ihm wie Tage, wie Stunden, verflossen, zu welcher angenehmen Zeitverkürzung Siegfried durch seinen Umgang das meiste beytrug.

Endlich aber war der Graf, weil ihm noch verschiedene große Städte Deutschlands, die er gern sehen wollte, zu bereisen übrig blieben, auf seine Abreise bedacht; es schmerzte ihn sehr, sich von seinem vertrauten Freund, Siegfried, trennen zu müssen, und dieser muste ihm wenigstens versprechen, daß er ihm von seinen künftigen Schicksalen Nachricht geben, und, in welcherley Umständen er sich auch befinden möchte, sein Freund bleiben wollte.

Acht Tage zuvor, ehe der Graf abreisete, ließ der König ein prächtiges Turnier halten, wobey sich Siegfried abermals hervorthat. Dieses Ritterstechen geschahe den

rußischen Gast zu Ehren, welcher dergleichen Uebungen, die in seinem Vaterland nicht Sitte sind, noch nicht beygewohnt hatte. Alles war auf unsern Siegfried und auf sein kluges Benehmen aufmerksam; denn die meisten Ritter, mit denen er wetteiferte, waren ihm an Jahren weit überlegen. Insonderheit stritt er mit einem alten, nervigten und erfahrnen Ritter um den ausgesetzten Preis, und hatte zuletzt das Glück, ihn davonzutragen.

Es bestand solcher Preis, welcher nach geendigtem Turnier durch einen Herold allen Zuschauern vorgezeigt wurde, und den der König mit eigenen Händen dem, der sich am tapfersten gehalten hatte, zu ertheilen pflegte, für diesmal in einer besonders künstlich gearbeiteten goldnen Nachtmütze, die inwendig ganz rauh und überhaupt sehr schwer war, in deren obersten, zugespitzten

Theil sich eine Hölung und in derselben ein silbernes Glöcklein befand, welches zum Aufwecken, oder Herbeyrufen diente, und den Ritter, der diese Belohnung aus des Königs Händen empfieng, daran erinnerte oder erinnern sollte, stets wachsam, nüchtern, mäßig, und auf seiner Hut zu seyn. Daß die goldene Nachtmütze inwendig sehr rauh und auf dem Kopfe sehr schwer war, sollte den Ritter lehren, daß er keine Unbequemlichkeit bey seinem Unternehmen scheuen müsse, und daß sein Stand mehr, als irgend einer, mit vielen drückenden Beschwerlichkeiten verbunden sey.

Dieses Ritterstechen war auch für die Bürgerschaft ein Fest, welche an den dazu ausgesetzten Tagen (oft währte es mehrere Tage hinter einander) von ihrer Arbeit feyerte, und sich mit ihren Weibern und Kindern lustig machte; wozu der König, der

gern lustige Leute sehen und sich mit ihnen besprechen mochte; aus seiner Chatouille eine gewisse Summe Geldes hergab.

Nach geendigtem Fest und Turnier wurde bey des Königs Hofe an verschiedenen Tafeln gespeiset, wobey jedermann zusehen konnte. Der Hofpoet, der an des Königs Tafel speisete, hatte den Auftrag, wenn es der Tischgesellschaft an guter Laune und Zeitvertreib gebrach, solche mit seinen gereimten oder ungereimten Einfällen zu unterhalten, wofür er die Freyheit hatte, zu sagen, was er wollte, und sich so viel Wein einschenken zu lassen, als er meinte, vertragen zu können. Er machte unter andern auf den Wein folgendes Lobliedchen aus dem Stegreif:

„Ich lobe mir ein Gläschen Wein,
Vor dem berufnen Lebenswasser,
Denn jenes lehrt uns lustig seyn;
Und dieses macht uns viele Hasser.

„Hasser? sagte der rußische Graf; ich glau„be, Herr Hofpoet, Sie irren sich: in mei„nem Vaterlande wird selbst in vornehmen „Häusern mehr Brandwein, als Wein und „Bier, getrunken, obgleich dessen Güte sehr „verschieden ist. Und wie viel tausend Men„schen giebt es in der Welt, die den Wein „nicht bezahlen können, die sich auch nichts „aus denselben machen! Was geb ich Ih„nen, Herr Poet, wenn Sie mir, ehe ich „abreise, ein hübsches, lustiges Lobgedicht auf „den Krambambuli, dem Lieblingsge„tränk meiner Landsleute, und selbst vieler „Deutschen, die ich kenne, machen? — “ Der Hofpoet erwiederte lächelnd: er wolle dem Herrn Grafen binnen zwey Tagen unentgeldlich damit aufwarten, und wirklich überreichte er, als die zwey Tage um waren, dem neugierigen Grafen folgende Verse, dem Brantwein zu Ehren an einem heitern Morgen von ihm selbst fabrizirt, und

erhielt dafür eine Belohnung von vier Dukaten: welches zur damaligen, äusserst wohlfeilen Zeit, eine große Summe war.

Loblied auf den Krambambuli. *)

Krambambuli, du edle Gabe,
Womit ich Leib und Seele labe,
Bey dieses kurzen Lebens Müh,
Krambambuli, Krambambuli!

Früh-

*) Der Ausdruck Krambambuli bezeichnet im engern Sinn eine besondere, gute und schmackhafte Art des abgezogenen Wassers, oder Brandweins, der ohngefähr mit dem Ratavia, oder Sskopat in gleichem Range steht. Ihn trinken nur die vornehmen Brandweinbrüder, die etwas in die Milch zu brocken haben, wenn sie sich eine Güte thun wollen. Im weitern Sinn bedeutet Krambambuli Brandwein überhaupt.

Frühmorgens nach dem Kaffeetrinken,
Seh ich die Kaffeezeit mir winken,
Erwarte voller Sehnsucht sie;
Krambambuli, Krambambuli.

Bald geh ich lauschend hin und wieder,
Es finden sich fidele *) Brüder,

*) Fidel ist zwar eigentlich ein Burschenausdruck, ein Wort, dessen sich die Studenten statt des Worts: lustig, aufgeräumt, zu allen Ausschweifungen geneigt, bedienen, und man sollte es in dem Munde eines gesetzten Mannes, dergleichen ein königlicher Hofdichter ist, nicht vermuthen. Er braucht es aber vorsetzlich, um den rußischen Grafen, für den er dieses Gedicht machte, an die vergnügten Studentenjahre zu erinnern, denn solche Erinnerung pflegt oft auch alten Knasterbärten, selbst denen, die Sonntags im Weinberge des Herrn arbeiten, und die ganze Woche hindurch müßig gehen, an-

Mit denen ich zum Gläschen *) zieh,
Krambambuli, Krambambuli.

Hab ich zu Mittag was gegessen,
So darf ich nicht den Schnaps vergessen,
Giebts

gefällig zu seyn. Es war nämlich dem Hofpoeten aus des Grafen Erzählung bekannt, daß er vor einigen Jahren in Jena und Leipzig kavaliermäßig studirt hätte.

*) Die Redart: zum Gläschen gehen, welches ein Ausdruck der feinen Welt und der galanten Brandweintrinker ist, entspricht dem französischen Ausdruck: aller prendel la goute, welches früh gegen zehn, oder eilf, und zur Vesperzeit gegen fünf oder sechs Uhr von wohlkonditionirten Bürgern zu geschehen pflegt. Vornehme Leute schnapsen entweder gar nicht, oder trinken ihr Gläschen hinter den Vorhängen in aller Stille und Gemächlichkeit zu Hause.

Giebts harte Kost, verdau ich sie:
Krambambuli, Krambambuli.

Nachmittags nach dem Kaffeeschäl-
chen
Und nach dem kleinen Abendmählchen
Verschmäh ich alter Trinker nie,
Ein gutes Glas Krambambuli.

Nach Tische geht man denn zu Viere,
Der Gläser trinkt man drey bis viere,
Und fühlt man in dem Leibe sie,
Nach einem Schluck Krambambuli.

Kommt man nach einem fetten
Schmause
Halbtaumelnd und sehr spät nach Hause:
So reicht die Trinkphilosophie
Zur guten Nacht Krambambuli.

Fehlt es uns wo, drückt es im Magen,
Wenn uns die bösen Grillen plagen,
Hilft keine Charlatanerie:
So hilft uns doch Krambambuli.

Fehlt's uns an Thalern oder Gulden,
Und sind wir überhäuft mit Schulden.
Drum grämt ein kluger Mann sich nie,
Ihn tröstet sein Krambambuli.

Ist uns ein böses Weib beschieden;
Wir lassen es in Ruh und Frieden,
Und keift, und zankt, und poltert sie,
So dient ein Glas Krambambuli.

Im Winter giebt's oft böse Dienste,
Gesund zu bleiben, kostet Künste,
Und vielen nützt des Arztes Müh;
Mir dient ein Glas Krambambuli.

Wenn ich im Sommer, in der Hitze
Bey meiner sauern Arbeit schwitze,
Wenn ich von Ort zu Orte zieh,
So lob ich mir Krambambuli.

Bin ich ein Patient gewesen,
Von Fieber, oder Gicht genesen,
So stärket meine matten Knie,
Ein gutes Glas Krambambuli.

Vergehn allmählich meine Kräfte,
Vertrocknen endlich meine Säfte:
So labt, eh ich von hinnen zieh,
Mich noch ein Glas Krambambuli.

Krambambuli, du Arzt der Kranken!
Dir hab ich vieles zu verdanken,
Dich trinken Dummkopf und Genie,
Du edles Naß, Krambambuli.

Nur mäßig! mäßig! heißt die Weise,
Mit der ich deinen Nektar preise,
So trinket selbst die Harmonie *)
Auch dann und wann Kramhambuli.

Drey-

*) Harmonie war in Worms vorzeiten eine gewisse Gesellschaft von ehrwürdigen Männern, welche das Brandweintrinken verredet hatten, und sich wöchentlich ein, oder zweymal zu ihrem Vergnügen versammelten, wo sie bey einem mäßigen Genuß des Weins, oder, in dessen Ermangelung des guten Stadtbiers sich durch Gespräche die Zeit vertrieben. Sie tranken aber doch in Geheim, wenn sie zu Hause waren, und sie etwa Uebelkeiten anwandelten, ihr Schnäpschen. Dies geschahe indeß nur dann und wann. In Leipzig befindet sich auch eine sogenannte Harmonie, aus vornehmen, größtentheils begüterten Männern bestehend, die sich wöchentlich zweymal versammeln, gemeinschaftlich essen und trinken, und durch milde, freywillige Beyträge, die Armen unterstützen.

Dreyzehntes Kapitel.

Urtheil über das vorstehende Gedicht, über dessen Werth, Zweck und Inhalt. Anekdote von einem großen Brandweintrinker, dem der Krambambuli wieder zum Leben verhalf, da er ohne ihn hätte todt seyn und bleiben müssen.

Das Loblied auf den Krambambuli, welches, wie im vorigen Kapitel erzählt worden ist, der Hofdichter zu Worms für den rußischen Grafen verfertigte, gehört, unsers Erachtens eben nicht unter die schlechten, wenn man es nämlich aus dem rechten Gesichtspunkt beurtheilet, und die Absicht war, so viel wir einsehen, dreyfach; einmal wollte der Dichter von dem Grafen gelobt

lobt seyn; dazu gehörte, nach desselben ausdrücklichen Verlangen, daß es lustigen Tons und Inhals war; es muste aber auch, um dem Grafen zu gefallen, und von ihm so, wie es wirklich geschahe, nicht allein gelobt, sondern auch gut und reichlich belohnt zu werden, weder zu hoch und schwülstig, noch zu platt und niedrig seyn. Im ersteren Falle würde er's nicht verstanden, und im zweyten zerrissen und weggeworfen haben. Die zwote Absicht, die der Dichter durch dieses Lobgedicht erreichen wollte, und woran ihm freylich, als einen guten Hauswirth, und als einen vergnügten, lustigen Mann, der Geld brauchte, um Wein zur Begeisterung dafür zu kaufen, am meisten gelegen war, bestand in der, wo nicht reichlichen und überflüßigen, doch hinlänglichen und angemessenen Belohnung seiner Arbeit. Gedichte, die für Geld gemacht werden, wohin insonderheit alle Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten,

Ge-

Geburtstage u. s. w. gehören, brauchen nun eben nichts ausserordentliches, oder Meisterstücke der Dichtkunst zu seyn, und man entschuldigt leicht ihre Mängel. Zwar macht auch der gute Dichter, der von Gott und von der Natur vorzügliches Talent empfieng, seine Gedichte für Geld, wenn er sie herausgiebt, und sich von dem Verleger dafür bezahlen läßt, er arbeitet aber doch mehr des Ruhms, als des Geldes wegen: dieses ist gleichsam nur ein Accidens, woran er wenigstens zu der Zeit nicht denkt, wenn er seine Gedichte ausarbeitet.

Die dritte Absicht des Hofpoeten bey diesem Lobgedichte bestand darinn: er wollte nach des Grafen Abreise dasselbe besonders drucken lassen, und es für Geld unter die Bürger vertheilen, von denen er wußte, daß sie gern zum Brandwein und zu Biere giengen, und daß ihnen ein solches Liedchen, welches

ches nicht viel kosten sollte, angenehm und willkommen seyn würde. Daher ist der Ton, der in diesem Gedichte herrscht, den Geschmack dieser Leute und ihrer Art, zu leben, angemessen. Dies sagte er auch zum Grafen, als er ihm seine Verse überreichte: er habe sich in die Stelle eines solchen Mittelmannes zu versetzen gesucht, der alle Tage zu gewissen Zeiten zur Beförderung der Verdauung und Gesundheit sein Schlückchen zu trinken pflegte, und das war dem Grafen recht.

Wir haben kürzlich unsre Gedanken über den Werth und Zweck dieses Gedichts gesagt: es ist weder etwas vorzügliches, noch etwas schlechtes; es herrscht immer Laune und ein fliessender Vers darinn, auch ist der Reim nicht gezwungen; überhaupt gehört es zum Mittelgut. Für den Verfasser war es genug, daß er seine dreyfache Absicht,

die

Absicht, die wir vorhin beschrieben und zergliedert haben, erreichte. Es ist noch übrig, daß wir uns auch über den Inhalt des vorstehenden Gedichts erklären.

Vielleicht dünkt es manchen, der auf Ordnung und Sittlichkeit hält, übel gethan zu seyn, daß man auf den Brandwein oder Krambambuli ein Lobgedicht verfertigt, oder gar drucken läßt, weil mit diesem starken Getränk so viel schädlicher Mißbrauch getrieben wird, und sich manche toll und voll saufen, und um Verstand und Gesundheit bringen. Aber Mißbrauch einer Sache hebt, wie wir wissen, ihren Gebrauch und den ihrer Natur inhärirenden Nutzen nicht auf. Die Aerzte stimmen darinn überein, daß der Krambambuli mäßig und zu rechter Zeitgenossen zuträglich sey, daß er besonders Leuten, die ein besonders geschäftiges, arbeitsames Leben führen, wozu Leibesbewegung und Leibeskräfte erfordert werden, Hand-

werksleuten, Soldaten, Bauern ꝛc. wohl bekomme; warum sollte man also dies Getränk nicht loben?

Und hat man nicht Lobreden und Lobgedichte über weit unbedeutendere und schlechtere Dinge, als der Krambambuli ist, geschrieben? Hat man nicht über Gegenstände öffentlich vor den Ohren des Publikums geredet, und sie als etwas heilsames gepriesen, die an und vor sich gar nichts werth, sondern im Gegentheil zu tadeln und zu verachten waren? Erasmus beschrieb das Lob der Narrheit: ein anderer besang den Krieg der Mäuse und Frösche; ein dritter machte sich gar über eine Lausematerie her; Sterne gab Predigten für die Esel heraus: — doch zur Entschuldigung des mehrerwähnten Gedichts und seines Inhalts kein Wort mehr! —

Lieber wollen wir noch zur schuldigen Unterhaltung unserer Leser eine Anekdote erzäh-

len, welche zwar auf der einen Seite den Mißbrauch und die Schädlichkeit des Brandweins, sofern er nämlich unmäßig genossen wird, aber auch auf der andern Seite dessen mannichfaltigen Nutzen beweiset.

Zu Schweinfurt lebte kurz nach der Reformation ein wohlhabender Schumacher, der sich, weil er eine böse, unverträgliche und zänkische Frau hatte, die ihm alle Lebensfreuden verbitterte, das Brandweintrinken dergestalt angewöhnte, daß er ganz von seiner vorigen Ordnung und Mäßigkeit zurückkam, und in kurzer Zeit ein Säufer und liederlicher Kerl ward, der seine Arbeit vernachläßigte, und den man selten nüchtern antraf. Er verdarb sich endlich durch seine fortdauernde Trunkenheit und Völlerey ganz und gar, und fiel, ob er gleich sonst eine eiserne Natur hatte, die nicht leicht von einem Zufall erschüttert wurde, in eine gefährliche Krankheit, die seinem Leben ein Ende zu ma-

chen schien. Da er ohngefähr vierzehen Tage gelegen hatte, wurde er immer schlechter, und endlich fieng er an zu röcheln, wurde auf einmal kalt, und es kam den Umstehenden vor, als ob ihm der Athem ausgienge. Selbst der Arzt, der zugegen war, hielt ihn für todt; es hatte ihm aber im Grunde eine starke Ohnmacht angewandelt, die so viel Aehnlichkeit mit dem wirklichen Tode hat.

Weil ihn jedermann im Hause für todt hielt, so legte man ihn in einer kalten Kammer (es war schon im Anfange des Winters) aufs Stroh. Nach dem Mittagessen brachte sein guter Freund und Gevatter, der Tischler, der in seiner Nachbarschaft wohnte, und, wie unser für todt gehaltener Schuhmacher, ein guter Brandweintrinker war, einen vorräthig habenden Sarg, worinn er sogleich gelegt und auf den Flur *) des Hauses gestellt wurde. Der

*) Der Flur, ein Ausdruck, der insonderheit

im

Der Schuhmacher hatte noch von seinem Vater seliger ein schönes Sterbekleid liegen, das sich dieser kurz vor seinem Ende, an welches er durch eine sogenannte Ahndung, oder durch ein gewisses Vorgefühl erinnert wurde, hatte machen lassen. Seine verstorbene Mutter aber, die eine sehr geizige Frau war, meinte: es wäre Schade, daß ein so schönes Sterbekleid von feinem Nesseltuch in der Erde mit verfaulen sollte. Sie legte es daher wohlbedächtig zurück, und wickelte den Entseelten, wie einen Kranken, der im Lazareth

in der Mark gewöhnlich ist, heißt der untere, offene Theil des Hauses, den man gleich beym Eingang in die Thür betritt, und von welchem man zu den Zimmern eingeht. In Meklenburg und in den niedersächsischen Gegenden überhaupt spricht man dafür die Diele, worunter der Märker und Obersachse ein zugerichtetes Brett versteht, womit man den Boden einer Stube belegt.

gestorben ist, in ein Stück Leinwand, und ließ ihm statt des eichenen Sarges mit Handgriffen, welches er sich vor seinem Ableben bestellt hatte, einen sogenannten Nasendrücker *) machen, wodurch sie nicht allein der ganzen ehrbaren Sippschaft, sondern auch der ganzen Stadt ein großes Aergerniß gab. Sie ließ sich auch am Begräbnißtage ihres Mannes gar nicht sehen, sondern stieg auf den Söller, verschloß sich in einer Kammer, ließ ihren alten Hausknecht das Leid einnehmen, **) und

*) Nasendrücker ist ein Sarg für arme, geringe Leute und Hospitaliten, der einen ganz platten Deckel hat, welcher dem Todten gleichsam die Nase drückt, und dicht auf derselben anliegt.

**) Das Leid einnehmen heißt so viel, als die Kondolenzen, oder Beyleidskomplimente annehmen, welche von den Leichenbegleitern, die zu einem Begräbniß eingeladen sind, den nächsten Anverwandten des Verstorbenen gemacht werden.

und die Leichenbegleiter in ihrer Wohnstube machen, was sie wollten.

Dieses Sterbekleid nun, welches die Mutter des Schuhmachers sorgfältig aufgehoben hatte, und welches bey der Theilung ihrer Verlassenschaft ihm zugefallen war, wurde ihm sogleich angezogen, seine beste Staatsperüke, die er nur an hohen Festtagen trug, ihm aufgesetzt, und seine vermeinte Leiche in dem untern Theil des Hauses zur Schau ausgestellt. Denn er sollte, weil er ein reicher Mann war, am folgenden Tage, sehr prächtig mit allen kirchlichen Zeremonien begraben werden.

Als es Abend wurde, bestellte man zum Achthaben auf die Leiche, um welche herum auf dem mit schwarzen Tuch behängten, oder ausgeschlagenen Flur schwarze Geridons *)

*) Geridon ist ein langes, hölzernes Gestelle, gemeiniglich von schwarzen Ebenholz, oben und

mit brennenden Wachslichtern gesetzt wurden, zwey Wächter, damit der eine den andern, wenn er etwa einschliefe, aufwecken, oder während, daß dieser schlummerte, wachen möchte. Es wurde einem jeden von ihnen zu ihrem Zeitvertreib und zu ihrer Erwärmung eine halbe Flasche Brandwein gegeben; weil sie aber des abgezogenen Wassers, welches sehr stark und rauschend war, zu viel tranken, wurden sie betrunken, und kamen auf allerley seltsame und poßirliche Einfälle.

Da es gegen zehn Uhr war, und sie sich, weil die Zuschauer sich entfernt hatten, allein sahen, sagte der eine zum andern: „Bruder, wir wollen einen Spaß machen; unser Schuhmacher ist in seinem Leben ein fleisiger Brand-

und unten wie ein Teller gestaltet. Man stellt diese Maschinen gemeiniglich neben einer Kommode, um allerley Sachen, Teller, Leuchter und dergleichen darauf zu setzen.

Brandweintrinker gewesen, wir wollen versuchen, ob er ihm auch im Tode noch schmeckt, vielleicht lebt er gar wieder auf, wenn er Krambambuli riecht."

Hierauf näherte er sich dem Sarge, machte dem vermeinten Todten den Mund auf, und schüttete oder goß ihm einen guten, derben Schluck in den Hals, worauf dieser sich zu bewegen und allmählig die Augen zu öffnen, anfieng. Sobald die Wächter dies sahen, liefen sie vor Schreck eiligst zum Hause hinaus, und liessen die Leiche stehen. Indeß sie fortgiengen, raffte sich der Schuhmacher, der sich von seiner langen Ohnmacht wieder erholt und mit Verwunderung bemerckt hatte, was mit ihn vorgegangen war, zusammen, stieg aus seinem hölzernen Kefig heraus, und wandelte hurtig die Treppe hinan in seine Wohnstube, wo er seine böse Frau schon im Bette liegend, aber noch munter, antraf. Ihr Erstaunen und ihr

Schreck über diese Erscheinung war nicht gering; sie stand auf, machte ihrem auferstandenen Eheherrn das Bewillkommungskompliment, nahm ein niederschlagendes Pulver ein, und legte sich wieder schlafen.

Diese sonderbare Auferstehung bewirkte der Brandwein; ohne welchen der Schuhmacher bey der nächtlichen Kälte gewiß ein Raub des wirklichen Todes geworden wäre. Nach seiner gehabten Ohnmacht genas der Kranke; der Schreck, den seine Ehefrau über sein Wiederaufleben gehabt hatte, vielleicht auch das Mißvergnügen darüber brachte ihr ein auszehrendes Fieber zuwege, woran sie in wenigen Wochen zu ihres Mannes großer Erleichterung starb. Da nun die Ursache wegfiel, weshalb er sich das Brandweintrinken angewöhnt hatte, so fieng er an, ihn zu meiden, und besserte sich. —

Diese Besserung geschahe freylich nicht

auf

auf einmal, sondern stufenweise, und selbst der Arzt, der die übeln Folgen einer plötzlichen Entwöhnung von irgend einer Sache, die uns angenehm gewesen ist, kannte, rieth dem Schuhmacher, sich der Gewohnheit des Brandweintrinkens nur nach und nach zu entziehen, und wenn er einmal drüber hinweg wäre, aus Besorgniß des Rückfalls lieber ein Glas Wein zu trinken. Freylich ist es überaus schwer, und kostet Leuten, die einmal an starke Getränke gewöhnt sind, ungemein viel Ueberwindung, sich solches abzugewöhnen. Indeß hängt ein großer Theil solcher übeln Gewohnheit und schweren Entwöhnung davon nicht selten von der Erziehung ab, weil viele Aeltern so albern und unverständig sind, daß sie ganz kleinen Kindern durch das Eintröpfeln des Brandweins auf Brodt oder Semmel Lust und Appetit zu diesem starken, betäubenden Getränke machen, wodurch sie sich nach und nach das Trin-

ken des Aquavits, der unter allerley Namen und Veränderungen den Brandweinbrüdern und Brandweinschwestern angenehm und lieblich gemacht wird, und, wenn sie älter werden, das Saufen angewöhnen.

Man muß sich aber auch in Acht nehmen, die Brandweintrinker nicht so schlechterdings zu verdammen, weil ihrer viele Entschuldigung und Nachsicht verdienen, wenn man ihre Umstände, ihre Verlegenheiten, ihre sonstige Gesinnung, und überhaupt die mannichfaltigen Anlässe und Verleitungen erfährt, von denen es hergekommen ist, daß sie sich dem Trunk und andern daraus entstehenden und damit verbundenen Lastern ergeben haben. Bey dem allen ist ein Brandweintrinker von Profeßion, der seinen sauern Erwerb und Haab und Gut versäuft, dem das Betrunkenseyn zur andern Natur geworden ist, in Gottes und aller Menschen Augen ein Abscheu; am ab-

scheu-

scheulichsten aber ist die Gewohnheit Krambambuli zum täglichen Trunk, wie Bier oder Wasser zu trinken, bey dem weiblichen Geschlechte, welches hierinn weniger Entschuldigungsgründe, als das männliche hat. —

Vierzehntes Kapitel.

Siegfried geht auf Abentheuer aus, und kommt nach langem Herumirren auf die Spur, die ihm mit Hülfe eines Zwerges den Weg nach dem Drachenstein zeigt. Er kämpft mit einem Riesen, der den Schlüssel dazu hat, und tödtet ihn.

Bald nach der Abreise des rußischen Grafen, den Siegfried einige Meilen weit begleitete, hatte letzterer einen merkwürdigen Traum, der ihn auf den Entschluß brachte, ohne

ohne längeren Verzug sich aufzumachen, und zu versuchen, ob es ihm gelingen möchte, die Prinzeßinn zu erlösen.

Es kam ihm nämlich, als er gegen Abend von der Begleitung des Grafen ermüdet zurückkehrete, und sich bald darauf zur Ruhe begab, im Schlafe vor, als stünde die schone **Florigunda**, mit einem bleichen von Kummer entstelten Gesicht mit schweren Ketten beladen, vor seinem Bette, und winkte ihm, ihr an den Ort zu folgen, wo man ihr solche angelegt hätte, weil sie derselben auf keine andere Art los werden könnte. Als er ein Stück Weges mit ihr gegangen war, verschwand sie vor seinen Augen, und er ängstigte sich darüber, wie er nun ohne ihre Anführung den Weg finden sollte, auf welchem man zu ihrem Aufenthalt gelangen könnte; doch versuchte er es, ob er ihn finden könnte, und spürte ihren Fußtritten nach. Ueber diesen unruhigen Gedan-

danken erwachte er, und faßte gleich den Entschluß, ehe acht Tage vergiengen, seine abentheuerliche Reise, welche Florigundens Befreyung zur Hauptabsicht hatte, anzutreten.

Er erzählte seinen gehabten Traum dem Könige, und machte ihm zugleich seinen ernstlichen Entschluß und seine von dem Verhängniß verfügte Bestimmung bekannt, der Prinzeßinn Florigunda Befreyer zu werden. Und damit ihm dieses wahrscheinlich würde, gab er ihm von der Unterredung, die er letzthin im Tannenwäldchen mit der Fee wegen dieses Gegenstandes gepflogen hatte, nähere Rechenschaft.

Der König, der sich über Siegfrieds kühnes Unternehmen höchlich verwunderte, und dem sein Vorsatz nicht blos eine natürliche Folge seines ihm angebornen Edelmuths, sondern auch seiner unveränderlichen, herzlichen Neigung gegen Florigunden

zu seyn schien, umarmte ihn, und sagte: „Nun so ziehet hin, mein Sohn! Gott gebe euch zu eurem Vorhaben Glück, und sein heiliger Schutzengel begleite euch!“

Der König, der unsern Siegfried nun nicht mehr als einen Fremden betrachtete, sorgte dafür, daß er mit allen erforderlichen Bedürfnissen versehen wurde, und da alles zur Reise fertig war, schwang sich der Ritter auf das von dem Könige ihm geschenkte Pferd, und trat mit vergnügtem, sorgenfreyen Sinn seine Reise an.

Es war sonst an des König Gilbalds Hoflager gewöhnlich, daß, wenn einer von den jungen Rittern, die sich bey ihm in den Waffen geübt, und seinen Fechtschulen beygewohnet hatten, und sich etwas zu versuchen auf Abentheuer ausreisete, ihm vor seinem Abzuge ein köstlicher Abschiedsschmaus gegeben, und er alsdenn mit aller Feyerlichkeit von der sämmtlichen Ritterschaft sechs

Meilen weit begleitet wurde. Siegfried aber verbat sich alle diese Ceremonien, und hatte ausser dem verborgenen Schutzgeist, der ihn unsichtbar umgab, niemand zum Begleiter, als sein Pferd und seinen getreuen Hund, den er nach dem Namen seines vorigen Besitzers, eines wohlbestallten und wohlgemästeten Dorfschulmeisters, welcher Pikasius hieß, und zu seinem Andenken Pikas nennte.

Kaum hatte Siegfried auf seiner Wallfahrt nach dem Drachenstein zwölf Meilen zurückgelegt, als ihm schon, indem er durch einen dicken Wald ritt, ein doppeltes Ebentheuer aufstieß, woran er seinen Muth und seine Kräfte wagen konnte. Es war ein großer Löwe mit zwey Köpfen, der auf ihn zueilete. Siegfried sprang geschwind, damit dieses Ungeheuer dem Pferde keinen Schaden zufügen möchte, von demselben herunter, hielt dasselbe mit der linken Hand beym Zügel, und mit der rechten spaltete er

auf einen Hieb dem grimmigen Löwen beyde Köpfe entzwey, daß er hinfiel, und sich in seinem Blute wälzte. Als dies geschehen war, hieng er den todten Löwen an einen Baum, welches er mit allen reissenden Thieren so machte, die er auf seiner Reise erlegte.

Als er einen Strich weiter geritten war, begegnete ihm ein anderer, ihm unbekannter Ritter, der, wie es schien, aus einer fernen Gegend herkam, und ihm ebenfalls zu Leibe wollte. „Halt, junger Lecker, rief dieser mit starker, brüllender Stimm unserm Helden entgegen, ob er gleich noch keine Miene machte, ihm auszuweichen, oder vor ihm zu fliehen; hier kommst du ohne Schwerdtstreich nicht davon, es sey denn, daß du gleich absitzest und dich mir zum Gefangenen ergiebst. Bist du aber trotzig, und denkst dich gegen mich zu wehren, so will ich bald mit dir umspringen, und dir das Lebenslicht ausblasen.“

Sieg-

Siegfried erwiederte, indem er zugleich sein Schwerdt zog, welches noch von dem Blute des Löwen gefärbt war; „Schnarcher *) du unterstehest dich, mich auf freyer, offner Straße anzugreifen, und meinst mich zu bezwingen; aber ich will dir bald zeigen, mit wem du es zu thun hast. „Der fremde Ritter war gewapnet, Siegfried aber nicht. Beyde geriethen heftig an einander; unser Held versetzte seinem Gegner, dessen Streichen er geschickt auswich, einen so gewaltigen Hieb, daß seine Waffenrüstung entzwey sprang, und gleich darauf traf er ihn mit seinem Schwerdt in den Hals, daß er halbtodt vom Pferde zu Boden fiel.

Als der Ritter sich überwunden und wegen empfangener tödtlichen Wunden seinem

*) Schnarcher! so nannte man vorzeiten einen Prahler, dessen Herzhaftigkeit nur in Worten bestand, der im Grunde eine feige Memme war.

Ende nahe sahe, sammelte er seine noch übrigen Kräfte, und redete seinen Ueberwinder also an: „Sage mir, junger Mann! wer und von wannen du bist, denn ich hätte dir solche Tapferkeit und Stärke nicht zugetraut.“ Siegfried antwortete: „Ich bin ein Ritter, wie du, des König Sieghards Sohn aus Utopien; man nennt mich den gehörnten Siegfried, und der Zweck meiner Reise ist, eine königliche Prinzeßinn zu erlösen, die ein Drache an einem entlegenen Ort, welchen man den Drachenstein nennet, gefangen hält.

Hierauf redete der Ritter weiter: „Bist du der gehörnte Siegfried, König Sieghards Sohn? ich habe viel von dir gehört, und es freut mich, daß ich dir, ehe ich sterbe, noch einen Dienst erweisen kann, weil du mir dein Vorhaben entdeckt hast. Wisse, edler Ritter, daß du schon auf dem Wege nach dem Drachenstein bist; du hast aber

noch

noch viele Meilen zurückzulegen, und viele Gefahren zu überwinden, denen nicht leicht ein Sterblicher ohne Zauberkräfte gewachsen ist. Die Geschichte dessen, was sich mit der schönen Jungfrau zugetragen hat, ist mir bekannt; ich habe auch von einem gewissen Gerücht gehört, daß ein gewisser junger Ritter sie erlösen würde; aber ich halte solches schier für ein unmögliches Ding. Denn es wohnt, wenn du ein gutes Stück weiter hinkommst, beynahe am Ende des Waldes ein unbezwinglicher Riese, Wolf Löwenklau genannt. Dieser hat den Schlüssel zum Drachenstein; und nicht leicht wird es einem Ritter gelingen, ohne des Drachen Einwilligung ihm solchen aus den Händen zu winden.

Ich bin aus Sicilien bürtig, und auf Ebentheuer ausgereiset; auch habe ich deren manche hin und wieder bestanden, und manchem Rittersmann, der mir einen Strauß abgewinnen wollte, aus dem Sattel gehoben

bis ich endlich von ohngefähr in diesen Wald gerieth, wo ich dem nurgedachten Riesen in den Rachen lief, der mich überwand, und zu seinem Gefangenen machte: doch versprach er, mich wieder auf freyen Fuß zu stellen, wenn ich sechs Ritter besiegen und ihm unterwürfig machen würde. Bis jetzt hab ich deren aber nur zwey bezwungen, und ihm zugeführt. Ich wollte dir noch vielmehr zu deiner Nachricht sagen; aber ich merke, daß ich scheiden muß. Leb' also glücklich, edler Ritter, mache dir, wenn ich todt bin, meine Waffenrüstung zu Nutze, denn du wirst derselben gewiß bey deinen dreisten Unternehmungen benöthigt seyn." Als der Ritter dies gesagt hatte, verschied er.

Siegfried, dem des Ritters Tod sehr nahe gieng, (denn noch hatte er kein Menschenblut vergossen,) fand nicht weit von der Stätte, wo er ihn überwunden hatte, einen ausgetrockneten Graben; dahinein warf er

den

den erblaßten Leichnam, und bedeckte ihn mit Erde. Hierauf nahm er von des Ritters schwerer Waffenrüstung blos die Sturmhaube und den Schild, weil er das übrige aus Mattigkeit, denn er hatte seit zwey Tagen nichts gegessen, nicht fortzubringen vermochte, setzte sich wieder auf sein Pferd, und zog seine Straße, indem er über diese Begebenheiten, die so plötzlich aufeinander folgten, mancherley Betrachtungen anstellte, und aus diesen ersten, glücklichen Siegen viel Hofnung und Muth für die künftigen schöpfte.

Funfzehntes Kapitel.

Etwas von Begraben und verschiedenen Begräbnißarten; eine Note zu dem vorhergehenden Text, und eine Parenthese zur Erholung für diejenigen, die gern etwas verschnieben.

Daß der Ritter Siegfried sich die Mühe nahm, seinen überwundenen und verstorbenen Gegner zu begraben, dieses war für ihn nicht blos Gefälligkeit, sondern, nach damaliger Sitte, Pflicht und Gewissenssache. Denn in der alten heidnischen, jüdischen und christlichen Welt hielt man es für eine große Sünde, wodurch man die Gottheit erzürne und zur Verhängung böser Landplagen reize, einen Todten, wer er auch in seinem Leben gewesen seyn mochte, unbeerdigt liegen

zu lassen, oder vor einer unbegrabenen, am Wege liegenden Leiche vorbeyzugehen, ohne sie wenigstens mit etwas Erde oder Sand zu bedecken.

Noch heut zu Tage ist es bey uns Christen, wenigstens an vielen Orten gewöhnlich, wenn jemand, den man im Leben gekannt hat, mit oder ohne Schule begraben wird, bey seiner Beerdigung eine Hand voll Erde oder Sand in die offene Gruft auf den eingesenkten Sarg zu werfen, welches gemeiniglich so erklärt wird, als sey es der letzte Dienst, den man dem Verstorbenen erweise, obgleich der gemeine Mann mit diesem Gebrauch, der ursprünglich aus dem Heidenthum stammet, wie solches verschiedene bey den griechischen und römischen Dichtern vorkommende Stellen beweisen, viel abergläubige und unstatthafte Begriffe verbindet. So meint er z. B. durch diese paar Hände voll Erde, die er in das Grab seines im Leben ihm lieb

gewesenen Herrn Gevatters, oder seiner verstorbenen Frau Nachbarinn, mit der er sich, da sie noch im Leibe war, oft gezankt hat, hineinwirft, die Ruhe dieser Verstorbenen zu befördern, oder wohl gar sich vor einer baldigen Nachfolge auf diesem Wege alles Fleisches zu sichern.

Es ist bekannt, daß verschiedene heidnische Völker ihre Todten auf einem Scheiterhaufen verbrannten, und ihre Asche in irrdenen Töpfen oder Urnen aufbewahrten, die man nachher in die Erde grub. Im Grunde ists auch wohl einerley, auf welche Art, mit welchen Gebräuchen und Zeremonien die todten Leichname, *) die eine Pest für die menschliche Gesellschaft sind, aus derselben hin-

*) Todter Leichnam! Warum nicht Leichnam allein? Der Beysatz: todter, ist deswegen nicht unnöthig, weil Leichnam in unsrer alten, richtigen Sprache eigentlich Leib, Körper überhaupt bedeutet.

hinweggeschaft werden; einerley, ob die groben, irdischen Theile unsers materiellen Vehikels oder Madensacks in der Luft zerstieben, ob sie durch Feuer aufgelöset, oder durch die Sonnenhitze gebraten werden, oder in der Erde vermodern. Die Vernunft billigt alle diese Arten, die Todten wegzuschaffen, oder läßt sie wenigstens zu, obgleich die letzte Art, nämlich das Begraben und Verfaulen in der Erde, unter christlichen Völkern die gewöhnlichste, und, nach der gemeinen Meinung, die schriftmäßigste ist. Wir sagen: nach der gemeinen Meinung, weil der biblische Spruch: Du bist Erde, und sollst wieder zur Erde werden ꝛc. nicht gradezu die Nothwendigkeit des Begrabens oder Versenkens in der Erde beweiset, sondern auch so verstanden und ausgelegt werden kann: „der Urstoff deines thierischen Körpers ist aus groben, irdischen Theilen zusammengesetzt, und

wird

wird auch wieder, wenn die ihn bewegende Maschine stille steht, oder der ihm belebende Geist entflieht, in eben diese Theile aufgelöset werden.“ Hierdurch wird die Art der Auflösung noch gar nicht bestimmt, oder vorgeschrieben.

Auch begräbt man bey uns Christen viele Todten, sonderlich Vornehme und Reiche, die etwas ad pios usus vermacht, der Kirche oder ihren Dienern was geschenkt haben, in den Kirchgewölbern, welches man eigentlich beysetzen nennt. Dieses Beysetzen in Gewölbern hat viel Aehnlichkeit mit der Begräbnißart der alten Römer, die ihre Todten zum Theil in Katakomben, in unterirrdischen, gewölbten Hölen begruben, obgleich auch unter ihnen das Verbrennen der todten Leichname Mode war: dieses nannten sie cremare. Bey Gelegenheit dieser christlichen Gewohnheit, Leute, die es bezahlen können, wenn sie mit Tode abgehen, in Gewölbern

beys

beyzusetzen, wollen wir eine Anekdote von einer ehrbaren Matrone mittheilen, die über diesen Punkt ein sehr zartes und enges Gewissen hatte.

Diese Frau, bürgerlichen Standes, aber großen Vermögens, hatte in der Hauptkirche zu B** ein Erbbegräbniß, oder ein Kirchengewölbe, worinn die Leichen ihrer Vorfahren und Anverwandten beygesetzt waren, und wohin sie nach ihrem Ableben auch kommen sollte. Als sie krank wurde, und ihr Ende nahe fühlte, lies sie ihren Beichtvater kommen, mit der Anzeige: sie habe Gewissensskrupel. Diese Gewissensskrupel bestanden darinne; sie wollte zwar gern, weil sie in ihrem Leben die Pracht und alles, was zum vornehmen Wesen gehört, liebte, in dem Gewölbe, welches sie von ihren Vorältern ererbt hatte, begraben seyn; weil aber in der Schrift stünde: (sie war eine affektirte Heilige) du bist Erde und sollst zur Erde

de werden, so mache sie sich aus der Beysetzung im Gewölbe ein Gewissen, und sollte nach ihrer Christenpflicht sich draussen auf dem Gottesacker ihr Ruhestättlein erkiesen; gleichwohl möchte sie gern bey ihrem lieben seligen Mann, bey ihren Aeltern und Kindern schläfen, die ihr sämmtlich in den Himmel, wohin sie auch zu kommen hoffe, vorangegangen wären: — sie müsse gestehen, es liege ihr beydes hart an, wie dem Apostel Paulus sein Hierbleiben oder Daheimseyn bey dem Herrn. —

Der Beichtvater, der ein vernünftiger, aufgeklärter Mann war, ob er gleich Leute, die mit Vorurtheilen behaftet waren, zu schonen wußte, wenn er sie nicht bessern konnte, benahm ihr diesen Gewissenszweifel durch die oben angeführte Erklärung der biblischen Stelle: Du bist Erde ꝛc. worüber er sich denn, um der Patientinn verständlich zu werden, etwas ausbreitete. „Ueberhaupt, setzte

te er hinzu, sey es weder nöthig noch christlich, sich um das, was nach unserm Absterben mit unserm verblichenen Körper vorgehen wird, so ängstlich zu bekümmern; ein Christ müsse vielmehr, wenn er sich seinem Ende nahe, hauptsächlich darum bekümmert seyn, daß seine Seele, wenn sie vom Leibe geschieden ist, einen guten Ort und Aufenthalt finde, und daß es ihr in der Ewigkeit wohl gehe. Für unsre ehrliche und anständige Beerdigung würden die hinterbleibenden Unsrigen nach ihrer Pflicht und zu ihrer eigenen Ehre schon sorgen; uns könne es völlig gleichgültig seyn, ob unser Leichnam ins Gewölbe käme, oder in die Gruft*) versenkt

wür-

*) Gruft und Grab ist nicht ganz einerley, wenn man gleich beyde Wörter gemeiniglich mit einander verwechselt. Grab, welches auf lateinisch tumulus, und französisch tombeau oder auch tombe heißt, ist ein aufgehäufter Klumpen Erde, unter welchem

ein

würde, denn Gottes Absicht wache überall über unsern Staub, und werde ihn schon zu seiner Zeit wieder beleben.“

Durch diesen Vortrag des Predigers beruhigte sich die Matrone, drückte ihm für seinen Zuspruch einen harten Joachimsthaler *) in

ein todter Körper verscharrt liegt. An vielen Orten pflegt man diese zugespitzten Erdhaufen oder Todtenhügel mit grünen Rasen zu bedecken, weil diese Erhöhungen, die der Todtengräber macht, von den Vorübergehenden leicht ausgetreten werden. Gruft hingegen, lat. fossa, franz. fosse, ist ein vom Todtengräber gemachtes, tiefes Loch in der Erde, wohinein die todten Körper versenkt, und mit der ausgeworfenen Erde bedeckt werden, bis die Gruft oder die Oefnung verschlossen ist. Dieses Wort kömmt unstreitig von Grube her.

*) Joachimsthaler war vorzeiten eine sächsische Münze, welche der Churfürst Joachim schlagen ließ, einen Thaler und acht Groschen am Werth, oder ein sogenannter Spe-

cies-

in die Hand, bestellte ihr Haus, und verschied. Der Prediger, ihr gewesener Beichtvater hielt ihr (dies hatte sie sich von ihm ausgebeten) vierzehn Tage nach dem Begräbniß eine

ciesthaler. Ein gewisser Oberdiakonus in H** predigte einst von der Wohlthätigkeit gegen die Armen, ihrem Brauch und Mißbrauch, und erzählte unter andern bey diesem Anlasse vom D. Luther folgende Anekdote:

„Dem D. Luther, christlöblichen Andenkens, begegnete einst ein armer Handwerkspursche, und sprach ihn um ein Allmosen an. Luther sagte, wie es sich denn also verhielt; er habe kein klein Geld bey sich, und hieß den Handwerkspurschen mit Gott seine Straße ziehen. Ehe dieser aber fürbaß gieng, besann sich der ehrliche Luther, und dachte bey sich selbst: dein Churfürst thut dir so viel Gutes; er hat dir erst neulich einen schönen, neuen Priesterrock geschenkt, und

eine Gedächtnißpredigt, worinn er von einigen unchristlichen Vorurtheilen in Ansehung des Begräbnisses handelte. Er sagte bey dieser Gelegenheit auch über das Begraben der Leichen in der Kirche dreist seine Meinung, welches allerdings der Gesundheit der Kirchgänger schadet, und daher überall abgeschaft werden sollte.

Es ist wirklich eine abgeschmackte Gewohnheit, todte Körper lange liegen zu lassen, und sie gar einen oder auch mehrere Tage zur Schau auszustellen, als wenn an einem

„und du solltest diesem armen Schelm nicht „ein Allmosen reichen? Er griff hierauf in „die Tasche, fand darinn einen blanken Jo„achimsthaler, und sprach: Komm heraus, „Junker Joachim! worauf er dieses Geld„stück dem armen Handwerkspurschen ver„ehrte, der darüber, weil er lange so viel „Geld nicht beysammen gehabt hatte, vor „Freuden und Verwunderung ausser sich „war.“

einem verblichenen Leichnam etwas sonderliches zu sehen wäre. Eben so abgeschmackt ist es, großen Aufwand bey der Beerdigung eines Todten zu machen, ihm Sterbekleider von den kostbarsten Zeuge anzulegen; und keine Art der Verschwendung ist wohl übler angebracht, als diese.

Man sollte, was die geschwinde Beerdigung der Verstorbenen betrift, dem Beyspiele der Juden folgen, wenn diese gleich in ihrem sonstigen Verhalten bey dem Absterben eines ihrer nahen Anverwandten eben nicht nachahmungswürdig sind. Sie eilen, sobald einer von ihrer Nation gestorben ist, nachdem sie ihn auf ein Bret gelegt haben, mit ihm auf den Gottesacker, und bestatten ihn, ohne viele Umstände und Zeremonien, zur Erde. Ausserdem aber machen sie, wenn ein Jude mit Tode abgegangen ist, allerley wunderliche Geberden. Sie heulen und schreyen viele Tage lang, setzen dem Verstor-

benen auch wohl etwas zu essen vor, und fragen ihn: warum er denn nicht bey ihnen bleiben wolle, was sie ihm denn zu Leide gethan hätten, daß er gestorben wäre, und was des närrischen, unsinnigen Zeuges mehr ist. Auch brennen sie, wenn einer todt ist, zu seinem Andenken vier Wochen lang ein Lämpchen, ein sogenanntes Mischammerlicht in ihrer Wohnstube, vielleicht, um des verstorbenen Ruhe im Grabe durch diese Zeremonie zu befördern.

Hat eine Judenfrau ihren Mann verlohren, so ist des Wehklagens und Jammergeschreys, wenn sie seiner gleich gern los ist, kein Ende. Oft pflegt sie vor großer Herzenstraurigkeit, und, um ihre unwandelbare Treue gegen den Verstorbenen zu beweisen, einen Riß in ihr Kleid zu thun, und, wenn dies geschehen ist, darf sie nicht wieder heirathen, sondern muß lebenslang Wittwe bleiben, so sehr sie auch nachher, wenn das Trauer- und

er- und Jammerstündlein vorüber ist, dieser Schritt gereuen mag.

Um dieses Reissen und feyerliche Verzichtthun auf den lieben, heiligen Ehestand zu verhindern, und eine rasche, junge Wittwe die schon gekosteten Freuden desselben fernerhin geniessen zu lassen, pflegen gemeiniglich ihre nächsten Anverwandten herbeyzukommen, und ihr beweglich zuzurufen: Reiß nit, reiß nit, liebe Schwester, Base, u. s. w. wodurch denn die Leidtragende oft auf andere Gedanken gebracht wird.

Gegen das lange und kostbare Trauern um die Verstorbenen durch Anlegung schwarzer Trauerkleider liesse sich auch manches einwenden; denn es ist immer ein unnützer Aufwand, wodurch viele, welche die Mode gern mitmachen wollen, in Verlegenheit gerathen. Die beste Trauer, wodurch man das Andenken eines von uns in andere, bessere Welten, und in einen höheren Wirkunskreis hinüber-

gegangenen Freundes ehren kann, ist das Trauern in unserm Herzen. —

Sechzehntes Kapitel.

Siegfried nähert sich allmählich dem Drachenstein, und geräth mit dem fürchterlichen Riesen, Wolf Löwenklau genannt, der ihn zu zerschmettern droht, ins Handgemenge.

Siegfried muste auf seiner Reise nach dem Drachenstein, dem er nun immer näher kam, viel Hunger und Durst ausstehen, denn es vergiengen oft zwey Tage, ehe er etwas zu essen bekam, weil ihn sein Weg gröstentheils durch dicke Wälder und wüste Gegenden führte, wo kein Gastwirth wohnte, der ihn mit Speise und Trank hätte versorgen können, wo auch nicht, wie im Rosenthal b. y Leip-

zig

zig, eine Zuckerbeckerbude mit allerley Naschwaaren und köstlichen Getränken aufgeschlagen war, in welcher er, in Gesellschaft vieler artigen jungen Herrn und Damen, hätte zu seiner Erquickung Gefrornes, oder eine Tasse Chokolade, oder auch Limonade für sein baares Geld geniessen können. Er wußte sich aber in diese unangenehme Lebensart zu finden, und es gehörte mit zu den Erfordernissen seines Ritterstandes, daß er auf diese Art abgehärtet, und in geduldiger Ertragung menschlicher Beschwerden geübt werden muste.

Auch kam er, so lange die Zeit seiner Wallfahrt nach dem Drachenstein dauerte, fast gar nicht ins Bette, sondern muste des Nachts entweder auf einem Stein, oder auf Gras und Stroh schlafen. Einst ruhete er, da er ganz ermüdet an das Ende eines Dickichts kam, der auf eine Ebene führte, auf einem großen und breiten Stein seine mat-

ten Glieder aus, und ließ auch sein Pferd neben sich ausruhen. Hier schlief er, unbesorgt wegen nächtlicher Beunruhigung, ein, und gegen Morgen fieng er an zu träumen. In diesem Traum erschien ihm die Fee, und verkündigte ihm: „er habe nun bald, weil er „sich des ungeheuern Riesen und Menschen„fressers Wohnung näherte, den schwersten „Strauß zu überwinden; er sollte sich nur „tapfer halten, und von dem Riesen nicht „überlisten lassen; wenn er mit diesem fer„tig wäre, sey noch der Drache zu besiegen „übrig. Zu diesem Kampf und Sieg, der „vor menschlichen Augen ein unmögliches „Ding wäre, wolle sie ihn selbst mit neuer „Stärke waffnen, und ihm die endliche Be„freyung der schönen Jungfrau, die ihr ver„borgenes Kleinod bis jetzt, der Zudring„lichkeiten des Drachen ohngeachtet, unver„letzt erhalten, und für ihn aufgehoben hät„te, erleichtern helfen. Er möchte also frisch

„dran

„dran gehen, sich nichts irren oder abschrecken „lassen, sondern seines Sieges gewiß und „ohne Sorge seyn.“

Dieser Traum und die darinn ihm ertheilte fröliche Nachricht war für unsern Ritter ein wirkliches Labsal, wodurch seine Seele erheitert, und selbst seine körperliche Maschine dergestalt angefrischt wurde, daß er mit schnellen Schritten der Erreichung seines Endzwecks entgegeneilte, und darüber Essen und Trinken vergaß. —

Als er nun muthig seinen Weg verfolgte, begegnete ihm ein Zwergkönig, auf einem schwarzen Pferde reitend, mit einem Gefolge von tausend wohlgepußten und gewapneten Zwergen. Dieser König, Egwald genannt, trug eine schöne goldene Krone auf dem Haupt, und hatte seine Gallakleider an, weil er an einem fremden Hofe einen Besuch abstatten wollte. Der Zwergkönig grüßte unsern Ritter freundlich, ließ

sich mit ihm in ein Gespräch ein, bezeugte ihm, da er seinen Namen hörte, seine Hochachtung, denn Siegfrieds Name war auch unter den Zwergen berühmt, und es boten sich sämmtliche Zwerge, die er bey sich hatte, zu seinen Diensten an.

König Egwald äusserte gegen unsern Ritter seine große Verwunderung, und fragte ihn, wie es doch zugienge, daß er an diesen gefährlichen Ort gekommen wäre, denn er befände sich nahe an der Riesenwohnung und auch nicht mehr weit vom Drachenstein. „Das ist mir lieb," sagte Siegfried, und freute sich, dem Ziel seiner Reise und der Ausführung seines Vorhabens so nahe zu seyn. Siegfried bat den König Egwald, er möchte ihm doch den Weg nach dem Drachenstein zeigen, über welches Ansinnen dieser sehr erschrack. „Du verlangst ein Hartes von mir, sagte Egwald, denn es wohnt auf diesem Drachenstein ein schrecklicher

licher Drache, welcher eine schöne Jungfrau, eines Königs Tochter, Namens Florigunda, gefangen hält, die kein Mensch aus des Drachen Gewalt zu erlösen vermag, und warlich! wenn du dem Ungeheuer zu nahe kommst, so bist du ein Kind des Todes, ich sorge und zittere für dein Leben.“ „Es ist meine Absicht, und mein Beruf, sprach Siegfried, die schöne Jungfrau zu erlösen, und wenn auch mehr, als ein Drache, so fürchterlich die immer seyn mögen, sie in ihrer Gewalt haben sollten.“ Als der König Egwald vernahm, daß der Ritter seinen Vorsatz, auf den Drachenstein zu gehen, und dem Drachen seinen Raub zu entreissen, nicht aufgeben wollte, bat er ihn, er möchte ihm erlauben, seine Straße zu ziehen. Siegfried aber steckte sein Schwerd in die Erde, und schwur drey Eide, er wolle nicht von dannen weichen, er habe denn zuvor die Prinzeßinn in Freyheit gesetzt, und er liesse ihn nicht

ziehen,

ziehen, bevor er ihm den Weg nach dem gefährlichen Orte gezeigt hätte. Egwald erwiederte: „und wenn du gleich zehn Eide schwöreſt, ſo iſt doch alles in den Wind geſchworen, und du erreichſt dennoch deinen Endzweck nicht: denn ſolches Unternehmen iſt keines Menſchen Werk; dein Leben iſt ſchon jetzt in Gefahr: wenn ich dir rathen ſoll, ſo fliehe, ſo weit du kannſt.“

Ueber dieſe Worte ward der Ritter zornig, und ſagte: „meinſt du, König der Mißgeburten, daß ich eine feige Memme ſey? Verlohren biſt du mit deinem ganzen Gefolge, wofern du mich noch länger aufhältſt.“

Als Siegfried merkte, daß der Zwerg aus Furcht vor ſeinen Drohungen und vor ſeinen vorhabenden Ebentheuern die Flucht ergreifen wollte, ergriff er ihn voller Unwillen beym Schopf, und warf ihn wider eine ſteinerne Wand, daß ſeine ſchöne Krone in viele Stücken zerfiel. Doch nahm er weiter

keinen

keinen sonderlichen Schaden. Egwald sahe nun wohl, daß mit diesem Ritter nicht zu scherzen sey; er gab ihm daher gute Worte, und versprach, ihm in allem, was er von ihm verlangen möchte, zu Willen zu seyn.

„Ich will, sprach Siegfried zum Zwerge, daß du mir stracks, ohne Zeitverlust und ferneres Bedenken, den Weg zum Drachenstein zeigest.“ „So höre mich denn, kühner Ritter, antwortete Egwald, weil „du auf deinen Vorsatz beharrest: es wohnt „hier bey uns ein Riese von ganz ungeheurer „Größe, dessen liebste Kost Menschenfleisch „und dessen köstlichster Trank Menschenblut „ist; man nennt ihn Wolf Löwenklau: „Diesen gehört die ganze umliegende Gegend, „und er ist ein Herr über zwey tausend Mann, „die ihm alle zu Gebote stehen, und schon „vor seinem Wink erzittern. Ihm gehört „auch der Drachenstein; denn der Drache

„muß

„muß ihm jährlich Zins geben, und ihm ei„ne gewisse Anzahl von Menschen und Thie„ren zu seiner Nahrung liefern; auch hat der „Riese den Schlüssel zum Drachenstein.“

Hierauf wies das kleine Männchen unserm Ritter den Weg zu einem hohen Berge, wo der Riese wohnte, und blieb, indeß er hingieng, den Riesen herauszufordern, mit seinen Leuten in einer Entfernung halten, Egwald beklagte in seinem Herzen den Ritter, weil er seinen Tod, sobald ihn der Riese ansichtig würde, für gewiß hielt.

Siegfried langte glücklich in der mit vielen Bäumen gleichsam umschanzten Wohnung des Riesen an. Zwey große Hunde kamen ihm entgegen, als wenn sie ihn fressen wollten; sie thaten ihm aber nichts, sondern liessen ihn gehen. Durch einen langen Gang gelangte er endlich an das Wohnzimmer des Riesen, über dessen Thür mit großen Buchstaben angeschrieben war: „Niemand wage

es,

„es, bey unvermeidlichem Verlust seines Le„bens, ohne erhaltene Erlaubniß sich dieser „Thür zu nähern oder ihre Pfoste zu berühren.

Siegfried kehrte sich aber an diese stolze Nachricht und Warnung nicht. Er klopfte dreist an die eiserne Thür, und hieß den Riesen zu ihm herausgehen. Der Riese, ganz erstaunt über diese Verwegenheit, ergriff alsbald seine eiserne Stange, und sprang ganz zornig und wüthend zur Thür hinaus. Da er nun den unternehmenden Jüngling sahe, der es wagte, ihn herauszufordern, sprach er: „Welcher höllische Geist hat dich hieher ge„bracht, du Ausbund unter allen Verwege„nen! denke nicht, daß du lebendig wieder „hier wegkommen wirst; aber sage mir, was „ist dein Begehren?“

Siegfried antwortete: „Es sind nun „schon vier Jahre verstrichen, daß du die „schöne Prinzessinn Florigunda, König „Gilbalds Tochter, auf dem Drachenstein, „dem

„dem abscheulichen Drachen zum Gefallen,
„so elendiglich verschlossen hast; darum ist
„mein Begehren, daß du mir die Jungfrau
„unverzüglich herausgebest.“

Als der Riese diese Worte vernahm, ward er noch zorniger, ergriff seine eiserne Stange, und schlug damit so heftig auf den Ritter los, daß man hätte meinen sollen, er wäre durch diesen Schlag zerschmettert worden; denn die Aeste von den Bäumen flogen von der Erschütterung dieses Schlages umher, und die Stange fuhr halb in die Erde. Siegfried aber wich dem Schlage glücklich aus, und er schadete ihm nichts. Indeß der Riese den ungeheuern Schlag wiederholte, und die Stange fallen ließ, ergriff Siegfried, der sich diesen günstigen Augenblick zu Nutze machte, sein Schwerdt, und brachte demselben eine so tiefe Wunde bey, daß das Blut haufenweise von seinem Körper herunterfloß. Dessen ohngeachtet wiederholte der Menschenfresser seine

Schlä-

Schläge auf den jungen Helden, der ihnen aber durch geschickte Wendungen zu entgehen wußte, und ihm eine zweyte Wunde schlug, wovon er schier zur Erde sank.

Der Riese, dem dergleichen Gefechte mit einem solchen milchbärtigen Jungling noch nicht zu Handen gestoßen war, weil sich alles vor ihm fürchtete und demüthigte, gieng, vor Wuth schäumend in sein Zimmer, verband sich seine Wunden, und goß einen köstlichen Balsam darein, legte auch eine ganz neue Waffenrüstung an, mit welcher er sich getrauete, ganzen Heeren sich zu widersetzen. Er trug unter andern einen vergoldeten, mit Drachenblut abgehärteten Harnisch; einen Helm, der ausserordentlich stark und künstlich gearbeitet war; ein Schild von gutem Stahl, eines Schuhes dicke, und eine andere Stange, als die vorige. Diese war an allen Ecken so scharf, daß er damit ein Wagenrad, so stark es auch mit Eisen beschlagen seyn mochte, auf einen

Schlag entzwey schlagen konnte. Auch hatte er ein großes, nach seiner Leibeslänge und Stärke zugerichtetes Schwerdt an seiner Seite, womit er schon manchen herzhaften Rittern, die es wagten, sich ihm zu widersetzen, die Köpfe gespaltet hatte. So gewapnet gieng er wieder ganz grimmig auf den jungen Siegfried los, der ihm kühnlich trotzte, und gedachte dem jungen Lecker, wie er ihn nannte, auf einmal das Garaus zu machen.

„Nun Knabe! sprach er, indem er gegen den Ritter anrückte, der ihn schon mit gezogenen Schwerdt erwartete, nun will ich dich lehren, einem Mann, wie ich bin, Trotz zu bieten; ich wette, daß dir das Lüstchen nach dem Weibervolke bald vergehen soll.“ Hierauf schlugen sie so heftig und wüthend auf einander los, daß das Feuer aus beyder Waffenrüstung hervorsprang, und von dem Geklirre ihrer Waffen die ganze Gegend ertönte.

Endlich, da Siegfried merkte, daß der

Riese

Riese von dem vielen Blut, welches aus seinen Wunden floß, schon allmählich zu wanken und zu sinken anfieng, schwang er sich auf sein Pferd, und streckte das Ungeheuer völlig zu Boden. Nachdem nun der Riese sechzehn tiefe Wunden empfangen hatte, und sich ganz entkräftet fühlte, muste er sich seinem Ueberwinder ergeben, und er fieng an um sein Leben zu bitten. Er versprach ihm, wofern er ihm das Leben liesse, nicht allein seine ganze an sich tragende Rüstung, sondern auch sich selbst zum Eigenthum und Gefangenen. Dies war aber eine List, womit er ihn fällen wollte und wofür ihn die Fee, als sie ihm im Traum erschien, gewarnt hatte. Siegfried sprach: „Deine Bitte sey dir gewähret, jedoch unter der Bedingung, daß du mir den Schlüssel zum Drachenstein auslieferst, und die Prinzeßinn von ihrer Marter erlösen hilfst.“

Dieses versprach er mit greulichen Flüchen und Schwüren, indem er sich unter vielen

Schmerzen von der Erde erhob, hatte aber wenig Lust, sein Versprechen zu halten, denn er gedachte den Ritter zu betrügen und aus dem Wege zu räumen, sobald er sich nur einigermaßen erholt hätte. Siegfried ließ sich von dem Riesen einen förmlichen theuern Eid schwören, daß er mit zur Befreyung der Jungfrau helfen wollte, worauf er ihm seine Wunden verband, und ganz freundschaftlich mit ihm umgieng.

„Dieser Wunden und Schmerzen, sprach „er, hättest du können überhoben seyn, wenn „du dich gleich meinem Willen gefügt, und „mein unschuldiges, rechtmäßiges Be„gehren erfüllt hättest; aber du kanntest mich „noch nicht. Nun gehe mit mir, und zeige mir „den Weg zum Drachenstein, denn mir wird „Zeit und Weile lang, ehe ich dahin komme.

Der Riese gieng also mit dem Ritter, um ihm den Weg zu zeigen. Er führte ihn in ein finsteres Thal, bey welchem ein schnelles Was-

ser

ser vorbeyfloß, wodurch zwischen dem Gebirge und dem Drachenstein ein gräßliches Geheul und unangenehmer Wiederschall verursacht wurde. Da sie nun mit einander giengen, und Siegfried nichts Böses besorgte, sondern mit dem sehnlichsten Verlangen des Anblicks seiner schönen Florigunda und ihres Entführers gewärtig war, blieb der Riese unter dem Vorwande, ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, ein wenig zurück, schlich sich hierauf von hinten zu, und versetzte dem Ritter mit der geballten Faust einen so heftigen Schlag an den Kopf, daß er davon zur Erde sank, und ihm das Blut aus dem Munde und aus der Nase floß. Er fiel davon in eine Ohnmacht, und hätte gewiß hier sein Leben lassen müssen, wofern nicht der Zwergkönig Egwald plötzlich zu seinem Beystande erschienen wäre, und ihn mittelst einer ihm aufgehängten Nebelkappe vor den Augen des Riesen verborgen hätte.

Dieser Zwergkönig hatte sich, weil er die Kunst besaß, sich unsichtbar zu machen, immer in der Nähe gehalten, und auch den Kampf des Ritters mit dem Riesen beobachtet, der ihn ganz in Erstaunen setzte. Der Riese war über Siegfrieds plötzliches Verschwinden ganz toll und rasend, und er glaubte, daß ihn irgend ein böser Geist hinweggeführt hätte.

Der Ritter, der mit seinem Schilde bedeckt, auf der Erde lag, wurde von dem Zwerge aufgerichtet; er setzte sich neben ihm, und bemühete sich, ihm das häufig hervorquellende Blut zu stillen, für welchen Liebesdienst, der ihm ganz unerwartet kam, er dem Zwergen den verbindlichsten Dank sagte.

Egwald rieth ihm, er möchte sich dieser Nebelkappe bedienen, um mit ihrer Hülfe glücklich und unbeschädigt aus dieser fürchterlichen Gegend und aus den Händen des menschlichen Löwen, der ihm nachstellte, zu entkommen; Siegfried kehrte sich aber an dieses Zureden

nicht,

nicht, warf die Nebelkappe von sich, gieng muthig auf den Riesen los, und schlug denselben aufs neue, weil er so verrätherisch an ihm gehandelt und seinen theuer beschwornen Eid gebrochen hätte, einige tiefe Wunden.

Da fieng der Riese heftig an zu schreyen, und bat um sein Leben. „So nimm denn, du Elender! sprach Siegfried, den Schlüssel zum Drachenstein in die Hand, uud gehe voran; ich will dir folgen. Wirst du dich aber im geringsten rühren, so will ich dir bald den Kopf vor die Füße legen.“

Da nun der Riese sahe, daß es dem Ritter ein Ernst war, nahm er den Schlüssel, gieng voran, und schloß die Thür zum Drachenstein auf, welche tief unter der Erde verborgen und verschlossen war.

Als der Riese die Thür aufgeschlossen hatte, sprach Siegfried zu ihm, indem er den Schlüssel zu sich steckte: „nun, mache fort, du „treuloser Bösewicht, und zeige mir, wo ich

„die Jungfrau antreffe, oder ich will dir deine „an mir bewiesene Untreue auf den Kopf ver„gelten.“

Indem sie nun beyde den ungeheuern Stein hinuntergiengen, wurden sie sehr müde, vornämlich aber der Riese, den seine Wunden abmatteten; er hätte sich gern ausgeruhet, aber Siegfried ließ ihn nicht dazukommen, sondern trieb ihn fort. Endlich kamen sie an eine steinerne Wand, worinn verschiedene Thüren und Eingänge waren. Unter andern befand sich darinn eine nur halb verschlossene Oefnung. Siegfried wurde neugierig, zu wissen, was in dieser Oefnung enthalten wäre, und fragte den Riesen darum. „Mache nur auf, sprach dieser, so wirst du darinn eine herrliche Klinge finden, die der größte Meister gemacht hat. Wer diese Klinge hat, und solche wohl zu regieren weiß, denn sie ist fast schwer, der kann den Drachen leichlich überwinden.“

Indem Siegfried begierig nach dem Schwerd-

Schwerdte griff, welches in dieser Oefnung verwahrt wurde, und sich etwas bückte, schlug ihm das Ungeheuer abermals von hinten eine so tiefe Wunde, daß er anfieng zu taumeln; er faßte sich aber gleich, und versetzte dem Treulosen mit dem gefundenen Schwerdt einen so gewaltigen Hieb quer über das Gesicht, daß er, schier seiner Sinnen beraubt, zu Boden fiel. Ob der gefällte Riese nun gleich mit schwacher Stimme immer um sein Leben bat, so kehrte sich doch der Ritter nicht daran, sondern gab ihm noch einige Streiche, und warf ihn darauf den Drachenstein hinunter, daß sein Riesenkörper zerschmettert wurde, und sein rauchendes Gehirn weit umherspritzte.

Nach dieser verrichteten Heldenthat bekam er auf einmal die schöne Prinzeßinn Florigunda zu sehen, die, weil der Drache abwesend war, aus einem Seitenzimmer hervorgieng, um frische Luft zu schöpfen. Siegfried war vor Freuden auſſer sich, als er den theu-

ern Gegenstand seiner zärtlichen Neigung und seiner bisherigen sauern Arbeiten gewahr wurde, und die Prinzeßinn war über den unvermutheten Anblick des edlen Ritters nicht weniger gerührt, denn sie erinnerte sich, ihn oft bey ihrem Vater gesehen zu haben. Beyde theilten sich einander ihre frohen, freundschaftlichen Empfindungen in den lebhaftesten Ausdrücken mit, welche die Natur schaft, und die Liebe heiligt; beyde konnten sich nicht sobald von ihrem ersten Erstaunen erholen; da war des Fragens und Verwunderns kein Ende. —

Florigunda führte den Ritter gleich in ihr Zimmer, rief die ihr zugeordneten Bedienten herbey, denn der Drache hielt sie, wie es ihrem Stande zukam, und ließ gleich ein köstliches Mahl anrichten, daß er seinen abgemateten Leib stärken und erquicken könnte. Es wurde nicht allein eine hinlängliche Anzahl von auserlesenen Gerichten, sondern auch ein herrlicher Wein auf den Tisch gebracht, durch

deren

deren Genuß sich Siegfried ganz neu gestärkt und belebt fühlte.

Nachdem Siegfried der Prinzeßinn vor allen Dingen von dem Befinden ihrer Aeltern, und von dem, was sich seit ihrer räthselhaften Entfernung bey Hofe zugetragen hatte, Nachricht ertheilt, erzählte er ihr seine bisherigen Schicksale und Ebentheuer, und was er zu ihrer Errettung aus des Drachen Gewalt bisher gethan und erduldet hatte.

Als Florigunda das Vorhaben des Ritters, ihr Befreyer aus den Händen des Drachen zu werden, vernahm, legte sie ihr Erstaunen darüber an den Tag, und sprach: „ich kann, mein theurer, edler Ritter, meine grose Verwunderung über euer so dreistes und herzhaftes Unternehmen, dergleichen wohl noch nie einem jungen Manne, wie ihr, in dem Sinn gekommen ist, nicht bergen; es erfordert meine schuldigste Dankbarkeit; aber ich erzittere, wenn ich an die augenscheinliche Gefahr

fahr eures kühnen Vornehmens gedenke. Denn mit dem Drachen zu streiten, und ihm etwas abzugewinnen, will gewiß viel sagen.“

Siegfried erwiederte: „Nur Geduld schöne Florigunda! hab ich das erste Ungeheuer, den gewaltigen Riesen erlegt, und ihn mit vielen Wunden getödtet, so werd ich auch über das zweyte, über euern niederträchtigen Entführer Herr werden, und ihn aus dem Wege schaffen. Denn ich muß euch sagen, daß mir von einer höhern Macht Befugniß und Stärke gegeben ist, alle Ungeheuer, die sich eurer Befreyung und euerm Glück widersetzen, zu besiegen; und selbst mein Leben dran zu wagen, daß ihr wieder frey athmen, und nach euerm Gefallen handeln möget, ist mir eine Kleinigkeit.“

„Nun so gebe euch der Himmel Glück und Sieg,“ sagte die Prinzeßinn, indem sie ihm einen huldreichen, erkenntlichkeitsvollen Blick zuwarf, und schenkte ihm ein Gläschen

Wein

Wein nach dem andern ein, der ihm desto glätter eingieng, und desto lieblicher schmeckte, da er ihn aus ihren schönen Händen empfieng. — Männliche und weibliche Bedienten waren bey diesem frölichen Mahl, welches auf Kosten des Drachen und in seiner Abwesenheit gehalten wurde, geschäftig; wetteifernd bedienten sie unsern Helden, und waren um ihn her, als ob es sie geahndet hättet, daß sie in ihm auch ihren Erretter aus einer langwierigen Gefangenschaft erblickten. Sie merkten es bald, daß er sich der schönen Jungfrau wegen an diesen Ort gewagt hätte, und wurden ihm desto gewogener, denn sie waren ihr gänzlich ergeben, verschaften ihr heimlich, ohne des Drachen Vorwissen, manche Vortheile und Bequemlichkeiten, und hätten für sie ihr Leben gelassen. Insonderheit gewahrte *) Siegfried unter den männlichen Bedienten, welche

*) gewahren ist altdeutsch, für: gewahr werden.

che das Essen aufsetzten und wegtrugen, einen feinen gewandten *) und muntern Purschen, der aus Welschland bürtig war, und sich Grisaldo nannte. „Dieser junge Gesell, sprach Siegfried zur Prinzeßinn, der den Leuten so dreist unter die Augen sieht, und so viel Gutes in seinem Gesicht hat, soll, wenn ich mit dem Drachen fertig bin, bey unsrer Heimreise unser Begleiter seyn.“ Was meinst du dazu, Grisaldo! - so redete Siegfried den Jüngling an; hast du Lust, wenn mir mein Vorhaben gelingt, mit uns zu ziehen? „Herzlich gern,“ antwortete dieser, indem er sich höflich verneigte, und leerte zur Bestätigung dieses Engagements einen Römer Wein aus, welchen der Ritter ihm darreichte. Als er getrunken hatte, nahm er sich die Frey-

*) Gewändt; so nannten die alten Deutschen einen klugen und verschlagenen Menschen, der gute, witzige Einfälle hatte, und sich in viele Fächer zu schicken mußte.

Freyheit, sich zu erkundigen, wozu er ihn, wenn er mit ihm heimzöge, brauchen wollte. „Darf ich fragen, sagte er, in welcher Qualität Ew. ritterliche Herrlichkeit mich mitnehmen wollen? Denn hier bin ich bey der Prinzeßinn Leibpage, und bey unserm Hausherrn, dem Drachen, geheimer Rath.“ So, so! erwiederte Siegfried, Leibpage und geheimer Rath zugleich! *) Nun, das wird sich schon finden, was du bey mir werden und vorstellen sollst, wenn ich deine Fähigkeiten werde geprüft ha-

*) Das ist freylich eine sonderbare Verbindung einer hohen und niedrigen Stelle. Beysammen und in einer Person vereinigt, trift man diese Bedienungen selten an; aber das ist nichts neues und ungewöhnliches, worüber man sich wundern dürfte, daß aus einem herrschaftlichen Bedienten und Nachtreter ein Geheimerath oder gar Staatsrath wird, wie es denn nicht ohne Beyspiel ist, daß aus einem Bedienten auch ein geistlicher Nachtreter, ein wohlsalarirter, wohlgefütterter Küster in grosen Städten, und aus diesem, wenn er nur Geld hat, ein wirklicher Pastor werden kann.

haben; denn man kauft kein Pferd, ohne es zu besehen, und nimmt keinen Bedienten an, ohne ihn vorher zu untersuchen, wozu er tauglich ist. —

Siebenzehntes Kapitel.

Siegfried kämpft mit dem Drachen, der das junge Paar, als er mit seiner heranwachsenden Drachenbrut nach Hause kommt, noch bey dem Nachtisch antrift. Nach hartem und schweren Widerstand, während dessen die Prinzessinn heimlich von dem Hofkaplan des Hauses für den glücklichen Erfolg ihres Befreyers eine Messe lesen läßt, überwindet und tödtet er den Drachen, wirft das Aas, wie er mit dem Riesen that, zum Stein hinunter, führt die Prinzessinn im Triumph nach Hause, und wird mit vielen Zeremonien und Feyerlichkeiten in Worms eingeholt.

Indem die beyden Liebenden (ihre Augen hatten sich schon längst ihre gegenseitige Neigung erklärt,) noch bey der Tafel sassen,

Digitized by Google

und allerley vergnügte Reden führten, kam der ungeheure Drache nebst zwölf Jungen über das Gebirge dahergeflogen, welches von seinem Fluge erschütterte, und, wie der Drachenstein, durch seinen giftigen, feuerspeyenden Hauch gleichsam in Flammen gesetzt wurde, so daß sich die Einwohner, um nicht vor der abscheulichen Hitze zu zerschmelzen, in den untersten Hölen und Klüften der Erde verbergen muste. Dieses that auch die Prinzeßinn **Florigunda**, nachdem sie sich von ihrem Schreck über des Drachen unvermuthete Ankunft, (denn er blieb oft mehrere Tage aus) erholt hatte; sie entflohe nebst ihren Bedienten in die unterirrdischen Gemächer, weil sie es vor Hitze und Gestank nicht aushalten konnte, und bat den Ritter, um den ihr sehr bange war, ihr zu folgen.

Siegfried aber redete ihr tröstlich zu, und bat sie, sie möchte sich ganz ruhig verhalten, denn die Stunde des Kampfs sey vorhan-

den. Er gürtete hierauf das künstlich gearbeitete Schwerdt, welches ihm der von seinen Händen getödtete Riese nachgewiesen hatte, um seine Lenden, rief das unsichtbare Wesen, welches hoch über den Wolken thront, und durch mancherley Mittelspersonen, die bey den Heiden Untergottheiten heissen, den Menschen wohlthut, um Hülfe und Beystand wider einen so mächtigen Feind an, stieg darauf den Drachenstein hinan, wo sich der Drache, um den Eingang zu bewachen, und denen, die nicht in seine Residenz gehörten, den Ausgang zu verwehren, und dem Ungeheuer beherzt und muthig entgegen.

Der Streit begann; der Drache spiee, sobald er den Ritter ansichtig wurde, aus seinem abscheulichen Rachen die heftigsten Flammen aus, welche unserm Siegfried Angstschweiß auspresssten; und es fehlte nicht viel, daß er ihm mit seinen gewaltigen Klauen den Schild, den er zu seiner Wehr brauchte, weggerissen

hätte.

hätte. Insonderheit versuchte es das Ungeheuer, den Ritter in seinen Schwanz, von ausserordentlicher Länge und sehr vielen Falten, zu verwickeln, um ihn dadurch über den Haufen zu werfen. Aber er bemühete sich vergeblich. Denn es gelang unserm Helden, ihm mit einem Hiebe den Schwanz vom Leibe zu trennen, auf welchen Hieb, der ihn sehr schmerzen muste, ihm das Blut wie Wasser entgieng, und den Stein strommweise hinunterfloß.

Von der großen, unerhörten Hitze, welche der Drache ausdampfte, wären unserm Helden beynahe seine Hörner zerschmolzen, wodurch er den größten Theil seiner Stärke verlohren hätte. Er gieng daher, weil er sahe, daß der Drache zu matt und ungeschickt war, ihm zu folgen (sein siegendes Schwerdt hatte ihn auch bereits des einen Flügels beraubt) etwas auf die Seite, um frische Luft zu schöpfen, und seine durch des Drachen schwefelartige Ausdünstung erweichten Hörner, wieder hart wer-

den zu lassen. Er kehrte darauf nach kurzem Verweilen, mit neuem Muth und mit neuer Stärke begabt, (denn die Fee verrichtete ihr Amt treulich) in den Streit zurück, und schlug mit solcher Gewalt auf das schnaubende Ungeheuer los, daß er dasselbe mitten von einander hieb, und der eine Theil desselben hinter sich den Drachenstein hinunterfiel. Den andern Theil stürzte er, nachdem er demselben den gespaltenen Kopf abgehauen hatte, den er der Prinzeßinn zum Zeichen seines gewissen Sieges vorweisen wollte, ebenfalls von dem Stein, auf welchem das Drachenblut stromweise floß, in die Tiefe, damit der Leichnam dieses getödteten Ungeheuers in Gesellschaft des auf eine ähnliche Art entseelten Riesenkörpers vermodern möchte.

Nach glücklich vollendeten Siege fand sich unser Held so entkräftet, daß er, ehe er noch die verborgene Treppe, welche in den unteren Theil des Drachenstein zu dem Zimmer der Prinzes-

sinn führte, in Ohnmacht fiel. Zwey von den männlichen Bedienten, welche keck genug waren, unten an der Treppe in einem Winkel zu lauschen, um das Ende des Streits abzuwarten, und der Prinzeßinn sogleich von dem Ausgang desselben Bericht erstatten zu können, hörten den Fall, und eilten ihm zu Hülfe; denn sie schlossen, weil sich die unerträgliche Hitze gelegt und das Brüllen des Drachen, wovon der ganze Fels bewegt wurde, aufgehört hatte, daß keine Gefahr weiter zu besorgen seyn müste.

Sie trugen den entkräfteten Ritter in das Zimmer der Prinzeßinn, begossen ihn abwechselnd mit Wasser und Wein, und hielten ihm starke Gerüche unter die Nase, so, daß er nach Verlauf einer halben Stunde wieder zu sich selbst kam.

Unterdessen, daß die Bedienten den Ritter Siegfried von seiner Ohnmacht zurückgebracht, und ihn von dem Blut, womit er ganz bedeckt war (es war mehr Drachenblut als sein

eigenes) gereinigt hatten, hatte sich auch die Prinzeßinn, die ebenfalls in ihrer Höle, worinn sie sich mit ihren weiblichen Bedienten versteckt hatte, lange ohne Besinnung lag, bey ihrem siegreichen Erretter eingefunden, der seinen Namen, Siegfried, mit so vieler Wahrheit und Würde führte. Sie war über den glücklichen Erfolg seines Unternehmens so gerührt, über des Drachen Tod so erfreut, daß sie sich über das Zeremoniel und äusserliche Dekorum, welches die hergebrachte Mode züchtigen Frauenzimmern gebietet, hinwegsetzte, und dem Helden seine ihrentwegen übernommene Mühe und Lebensgefahr mit einem feurigen Kuß zu vergelten anfieng, der ihm durch alle Nerven und Adern drang, ihm Stärke und Wonne in die Seele hauchte, und den er nicht unerwiedert ließ.

Sogleich wurde Anstalt zu einer frölichen Abendmahlzeit gemacht, denn die Sonne hatte sich bereits ins Meer gesenkt, und die Königinn

niginn der Vögel, die helltönende Nachtigall, sang bereits ihren zufriedenen und lieblichen Abendgesang. Ehe man aber Speise und Trank zu sich nahm, muste der Hofkaplan, welchen der Drache einst bey einer lustigen Bauernhochzeit, wo niemand nüchtern war, ohne, daß er es inne ward, entführt hatte, auf hohen Befehl der Prinzeßinn in der Schloßkapelle des Drachensteins eine stille Messe lesen, und am folgenden Morgen ward ihm aufgegeben, eine Dankpredigt wegen der wunderbaren Errettung so vieler Personen aus der Gewalt des Drachen zu halten, und dabey insonderheit desjenigen zu gedenken, der mit unerhörter Kraft diesen ausserordentlichen Strauß gekämpft und diesen glänzenden Sieg errungen hätte.

Des Hauskaplans zur Abendzeit gehaltene Messe war eine Jägermesse; *) denn ihn hun-

*) Jägermesse; so nennt man in der römischkatholischen

gerte und dürstete sehr, und so lange der Streit des Ritters mit dem Drachen dauerte, worüber einige Stunden hingiengen, dürfte auf der Prinzeßinn Geheiß niemand von den Bewohnern des Drachensteins etwas geniessen; und seine am folgenden Morgen gehaltene Dank- und Siegespredigt (diese war extemporirt, oder auf gut deutsch aus dem Aermel geschüttelt) fiel so mager und nüchtern, so gezwungen und dürftig aus, daß allen, die sie hörten (es waren aber sämmtliche Einwohner des Drachensteins gegenwärtig) das Wasser im Munde zusammenlief. Doch war der gute Mann zu entschuldigen, weil er seit langer Zeit nicht gepredigt, sondern mehr Messe gelesen, seines Leibes gepflegt und Beichte gehört hatte, weil bey den Katholiken nur selten gepredigt wird.

Re-

tholischen Kirche scherzweise eine Messe, die sehr flüchtig und obenhin gelesen, wofür auch nicht viel bezahlt wird.

Er bekam aber, dieser für ihn streitenden Entschuldigung ohngeachtet, am folgenden Morgen, da die Prinzeßinn mit ihrem Erretter nach allen überstandenen Unruhen abreisete, seinen Abschied. „Ich kann euch, sprach die Prinzeßinn, indem sie ihm noch ein paar Achtgroschenstücke zuwarf, nicht einmal zu meinem Küster brauchen; gehet hin in alle Welt!“ Gott befohlen! —

Am nächstfolgenden Morgen (der Tag nach der Ertödtung des Drachen war ein Ruhe- und Erholungstag) trat dieser siegende Held mit seiner schönen, befreyeten Florigunda die Rückreise nach Worms an. Am Abend vor seiner Abreise fand er noch an einem verborgenen Orte einen Schatz von vielem Gelde, der vermuthlich dem Drachen zugehört hatte; diesen packte er auf ein Kameel, von welchen Thieren drey in den Ställen des Drachensteins standen; auf das zweyte Kameel setzte er, in

Ermangelung anderer Equipage, die Prinzeßinn, und das dritte muste der italienische Knabe, Grisaldo, nebst zwey niedlichen Brünetten einnehmen, welche bisher als Kammerjungfern bey der Prinzeßinn gedient hatten, und welche diese, wenn sie nach Worms zurückkäme, zur Belohnung ihrer treuen Dienste und zum Andenken ihrer vierjährigen Gefangenschaft auf dem Drachenstein zu Hofdamen erheben wollte. Die übrigen Menschen, die sich auf dem Drachenstein befanden, wurden ihres bisherigen Gefängnisses entlassen, und bekamen Freyheit, hinzugehen, wohin sie wollten. Es folgten aber die meisten, ohne Geheiß und Erlaubniß, dem gehörnten Siegfried und seiner schönen Befreyeten nach, welches eine lustige Karavane formirte.

So führte unser Held die Prinzeßinn Florigunda im Triumph nach Hause, und langte nach einer Reise von fünf Tagen, auf welcher er durch eine Räuberbande, die einen Anschlag

auf

auf seinen bey sich habenden Schatz hatte, die er sich aber bald vom Halse schafte, mit seiner schönen Beute glücklich und in aller Stille zu Worms an, so, daß niemand, ausser den Thorschreibern, denen Stillschweigen geboten und mit einer Hand voll Silberstücken das Maul gestopft wurde, etwas von seinem Aufzuge erfuhr. Denn er gedachte den König und die Königinn durch seine und der Prinzeßinn unerwartete Ankunft zu überraschen, damit ihre gemeinschaftliche Freude desto größer sey. —

Die Freude des königlichen Ehepaars, welches sich bereits, als Siegfried mit Florigunden ankam, in seinen Schlafzimmern befand, war, wie man sich leicht vorstellen kann, ausserordentlich; Worte und Redarten fehlten, um die wechselseitigen frohen, dank- und wonnevollen Empfindungen dieser fürstlichen Personen auszudrücken. Indeß begab man sich zur Ruhe. Siegfried muste sich zwey

Tage nebst der Prinzeßinn verborgen halten; am dritten Tage begab er sich in Gesellschaft derselben in einem prächtigen Staatswagen auf ein zwey Meilen von Worms gelegenes königliches Lustschloß, und wurde von da, nach der üblichen Hofetikette, worüber man sehr strenge hielt, mit großem festlichen Gepränge unter dem Zulauf und frohlockenden Zujauchzen einer unzählbaren Menge Volks von dem ganzen Hofstaat und der Ritterschaft, mit welcher sich der übrige Adel verband, eingeholt.

Achtzehntes Kapitel.

Das Büchlein neigt sich zum Beschluß.

Feyerlichkeiten über Feyerlichkeiten: worunter Siegfrieds abgelegtes, christliches Glaubensbekänntniß, und seine darauf erfolgte Vermählung mit der Prinzeßin Florigunda, die der Bischoff selbst einseegnet, die vornehmste ist. Auch wird derselbe nach dem plötzlichen Ableben des Erbprinzen zu Gilbalds Thronfolger erklärt.

Sobald die Prinzeßinn nebst ihrem Befreyer in der königlichen Residenz angelangt war, wurde alsbald ein großes, allgemeines Dankfest wegen ihrer glücklichen Errettung und Zuhausekunft im ganzen Lande verordnet, wobey zugleich eine Kollekte für die Armen in allen Kirchen gesammelt wurde.

Nach

Nach geendigtem Dankfeste schrieb der König ein Ritterstechen aus, wobey sich auch die beyden jüngsten Söhne des Königs, Genserich und Wilibald, einfanden, die sehr neidisch und mißvergnügt darüber waren, da sie sahen, daß Siegfried zum drittenmal den Preis davon trug. Noch stärker aber ward ihre Unzufriedenheit und ihr Mißvergnügen vermehrt, da sie aus allen Anstalten und Umständen merkten, daß Siegfried ihr Schwager werden, und einst an den Gütern ihres Hauses Theil nehmen würde.

Am dritten Tage des Ritterstechens, da Siegfried den Preis davon trug, ließ der König den Ritter zu sich kommen, und redete ihn also an: „Es ist Zeit, edler Ritter, daß ich eure an mir und meinem Hause bewiesene Treue nach meinem Vermögen belohne. Ihr habt meine Tochter mit Gefahr eures jungen Lebens den Klauen des Drachens entrissen, und sie gesund und glücklich wieder zu uns gebracht: lieber, was geb ich euch dafür? Ich habe unter allen meinen Schätzen keinen, der mir theurer wäre, denn Florigunda. Wohlan, nehmt sie hin; sie sey eure Gemahlinn, denn ich weiß, daß ihr sie lieb habt, und

die

die Hälfte meiner jährlichen Einkünfte sey euch zum Brautschatz und zur Mitgabe bestimmt.

Zugleich ließ der König di Prinzeßinn rufen, erklärte ihr seine Willensmeinung, verlangte auch ihre aufrichtige Gesinnung zu wissen. „Euer Wille, mein Vater, sprach sie, ist mein Gesetz; die Vorsehung hat mir diesen tapfern Ritter zum Ehemann bestimmt, ihn liebe ich wie mich selbst, denn er ist es werth, ihn nehme ich auch, und keinen andern.“ Hierauf umarmte Siegfried die Prinzeßinn, hängte ihr die goldene Kette, die er einst beym Turnier zum Preise davon getragen hatte, um den Hals, und sie versicherten sich einander beständige Ergebenheit und Treue. Ehe die Ritterschaft und der fremde, zum Turnier gekommene Adel aus einander gieng wurde die zwischen dem Ritter und königlichen Prinzen, Siegfried aus Utopien eines, und der Prinzeßinn Florigunda andern Theils obschwebende Verbindung mit den gewöhnlichen Formalitäten bekannt gemacht, und noch an dem Abend desselbigen Tages wurde im Beyseyn des Bischofs, des Hofkaplans, und vieler andern vornehmen geistlichen u. weltlichen

chen Herren die feyerliche Verlobung gehalten, wobey der Hofprediger eine kurze, wohlgesetzte Rede hielt.

Am Tage nach der Verlobung ließ der König den Ritter abermals vor sich kommen, und sprach zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich habe euch bisher, da ihr mir noch nicht so nahe angienget, ungestört bey euerm väterlichen Glauben gelassen, und würde euch auch nicht vermocht oder überredet haben, hierinn anders Sinnes zu werden; da sich aber die Umstände geändert haben, und ihr nun, zum Trost und zur Freude meines Alters, mein Eidam werdet, so will es sich nicht anders thun lassen, als daß ihr euch zur christlichen Religion bekennet, nachdem ihr durch meinen Hofprediger darinn unterwiesen seyd. Wollt ihr euch dazu entschliessen? "

„Herzlich gern, antwortete Siegfried, und noch heute will ich, wenns Ew. Majestät gefällt, den Anfang machen, mich in eurer Religion unterweisen zu lassen, die mir schon von der besten Seite aus verschiedenen Kennzeichen bekannt ist. "

Sogleich erhielt der Hofprediger den Auftrag, sich in des Prinzen Siegfried

Woh-

Wohnung zuverfügen, mit demselben ein christliches Gespräch über Religionssachen zu halten, und ihm alsdenn alle Tage eine, oder auch nach Befinden und des Prinzen eigenem Erfordern zwey Stunden Unterricht in der christlichen Religion zuertheilen, für welche Bemühung er denn nach geschehener Einseegnung desselben besonders bezahlt werden sollte.

Der Hofkaplan, diesem königlichen Befehl gehorsam, und der Belohnung, die ihm dafür zu Theil werden sollte, stets eingedenk, begann seinen Unterricht bey dem Prinzen. Dieser machte ihm aber durch seine sinnreichen Fragen und Einwendungen viel zu schaffen. Er wußte gemeiniglich nicht viel auf diese Fragen zu antworten; er sagte: die heilige Schrift nenne solche Fragen ungezogen und fürwitzig, und es stehe geschrieben: „Man müsse seine Vernunft, die immer oben hinaus und alles besser wissen wolle, gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. „Dies befriedigte aber den Prinzen nicht, und er sehnte sich nach dem Ende dieses sonderbaren Unterrichts; entschlossen, die Religion, zu der er sich bekennen wollte, selbst, mit Anwendung seiner Ver-

standeskräfte, in ihren Quellen zu studiren, und sich nicht an das Pfaffengeschwätz zu kehren.

Im Grunde war der Hofpater so orthodox und eifrigkatholisch nicht, als er sich anstellte; er handelte aber der Klugheit gemäß, wenn er den Kirchensatzungen in allen Stücken auf das pünktlichste zu folgen, affektirte, denn er hatte beym Gegentheil sehr viel zu befahren.

Nachdem der Hofpater seinen Unterricht bey unserm Siegfried zwey Monate lang fortgesetzt, und dieser die Hauptwahrheiten des christ-katholischen Glaubens gefaßt hatte, verlangte er, konfirmirt, oder gefirmelt, und zu den heiligen Sakramenten gelassen zu werden. Siegfried legte also, nachdem ihn der Bischof selbst in Gegenwart des Hofpaters und der königlichen Familie über seinen neuen Glauben befragt und geprüft hatte, in der Schloß u. Domkirche öffentlich sein Glaubensbekenntniß ab, worauf sogleich die Firmelung geschahe. Am nächstfolgenden Sonntage wurde auf des Königs Befehl für Siegfrieds Gelangung zum Christenthum eine Dankpredigt und hohe Messe in allen Kirchen gehalten.

Da also nun kein Hinderniß weiter übrig war, welches die genaueste Vereinigung zwey-

er sich liebenden Herzen hätte verzögern oder hintertreiben können: so wurden endlich alle nöthige Vorkehrungen zum feyerlichen Beylager gemacht. Man lud dazu viel benachbarte und entfernte regierende Herrn ein, mit denen König Gilbald in irgend einer Verbindung stand; vor allen Dingen erhielten der König Sieghard und seine Gemahlinn, Siegfrieds Aeltern, durch einen Eilboten den ersten Hochzeitbrief, die sich auch ungesäumt einstellten, ob sie gleich weit zu reisen hatten, um ihres Sohnes Freude und seinem Ehrentage beyzuwohnen.

Die Zusammengebung des jungen Ehepaars kam eigentlich dem Hofprediger zu; weil sichs aber der Bischof ausgebeten hatte, solche verrichten zu dürfen, so muste es sich der Hofprediger gefallen lassen: er erhielt aber demohngeachtet seine Trauungsgebühren, und es wurde nach vollbrachter Zeremonie auf dem Hochaltar für ihn geopfert. Lange hatte der gute Pfaffe keine solche Einahme gehabt, und er schmunzelte recht, da ihm der Kirchner die eingesiegelten Papierchen von dem Opfertisch brachte, wobey es übrigens ganz gewissenhaft zugieng, weil der Kirchner von dem

Pfarrer auch für das Zusammenscharren des geopferten Geldes ein willkührliches Honorarium bekam. —

Vierzehn Tage lang währte die Feyerlichkeit des Beylagers; an jedem dieser Tage wurde eine Menge Armen gespeiset und als diese Tage um waren, gieng ein jeder an seine Arbeit und an seinen Bestimmungsort zurück. Der König Sieghard aber hielt sich noch eine Zeitlang an Hilbalds Hofe auf, denn er hatte seinem Oberkämmerer, Ehrenfried, während seiner Abwesenheit die Regierungsgeschäfte übertragen.

Einige Wochen nach Siegfrieds Vermählung mit der schönen Forigunda starb der königliche Erbprinz, Erdmund, plötzlich an einer starken Erkältung zum großen Leidwesen des königlichen Hauses, und Siegfried wurde, weil die beyden jüngsten Söhne des Königs abwesend und ihm ungehorsam waren, öffentlich zum Erbprinzen und Thronfolger erklärt; dieses geschahe kurz vor des König Sieghards Abreise, dem das Glück seines Sohnes ungemein viel Freude erweckte.

Neunzehntes Kapitel.

Siegfried gelangt nach des Königs Gilbald Tode zur Regierung; seine Gemahlin gebiert ihm einen Prinzen. Seine Regierung ist aber von kurzer Dauer. Er wird, nachdem er vier Jahre auf dem Thron gesessen, von seinem jüngsten Schwager meuchelmörderischer Weise ums Leben gebracht.

Siegfried hatte mit der schönen Florigunda ohngefähr ein Jahr in den vergnügtesten Ehestande gelebt, als sein Schwiegervater Gilbald mit Tode abgieng. Er bestieg hierauf mit allgemeiner Zufriedenheit den Thron, und ließ sich in allen seinen weitläuftigen Provinzen huldigen. Nur seine beyden Schwäger murreten über seine Thronbesteigung, denn ihnen hatte der König nur et-

was von den neueroberten Ländern zu ihrem Erbtheil vermacht, weil sie immer widerspenstig, und insonderheit dem tapfern Siegfried auffätzig gewesen waren. Indeß konnten sie vor der Hand nichts wider ihn unternehmen, sondern musten ihm unterthänig seyn; dennoch behielten sie den Groll im Herzen, stellten sich freundlich und demüthig gegen ihn an, und gedachten, zu gelegener Zeit hinterlistigerweise sich an ihm zu rächen.

Kurz nach des König Hilbalds Tode gebahr die nunmehrige Königinn Florigunda ihrem Gemahl einen Prinzen von ungemein schöner Leibesgestalt, welcher in der Taufe den Namen Löwenhard erhielt, denn sein Vater gieng damit um, einen mannhaften Ritter dereinst aus ihm zu machen, erlebte aber solche Freude nicht, wie wir bald hören werden.

Siegfried, der ein großer Liebhaber der Jägerey war, womit er sich oft ganz allein belustigte, stellte im vierten Jahr seiner Regierung eine große Jagd an, zu welcher er unter andern seine beyden Schwäger einlud, ob er gleich wußte, daß sie nichts Gutes gegen ihn im Sinne hatten, denn er meinte sie durch

solche höfliche Einladung zu gewinnen; aber er irrete sich sehr.

Die beyden Prinzen stellten sich ein, und wohnten der Jagd bey. Es war ein sehr heisser Tag, und weil der König Siegfried sich sehr erhitzt hatte, so begab er sich ohne Begleitung zu einem Brunnen im Eckerwalde, um sich daselbst abzukühlen. Sein jüngster Schwager, der am meisten auf ihn erbittert war, schlich ihm nach, und da er sahe, daß er sein Haupt der Kühlung wegen in den Brunnen neigte, rannte er von hinten zu, und stach ihn mit seinem Rapier zwischen beyde Schultern, wo er nicht hornicht und unverwundbar, sondern fleischicht war Die Spitze des Rapiers gieng bis in die Brust hinein, so daß der König davon auf der Stelle todt blieb.

So endigte unser Held, der seinen Namen in Osten und Westen berühmt gemacht und so viel Ebentheuer bestanden hatte, auf eine schlechte, elende Art sein jugendliches Leben. Sein früher Tod war für seine Gemahlinn ein Donnerschlag; sie glaubte ihn nicht zu überleben. Es blieb aber sein Tod nicht ungerochen. Denn beyde Prinzen, des König Gilbalds Söhne, wurden von dem Könige

Sieg-

Sieghard, nach dem ihm Floriqunda ihre Noth geklagt hatte, mit Krieg überzogen, in welchem der jüngste, Siegfrieds Mörder, auf die jämmerlichste Weise ums Leben kam; denn er muste an seinen empfangenen Wunden, ohne Arzt und Hülfe, eines langsamen Todes sterben.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

21 '66 H

944007

Digitized by Google